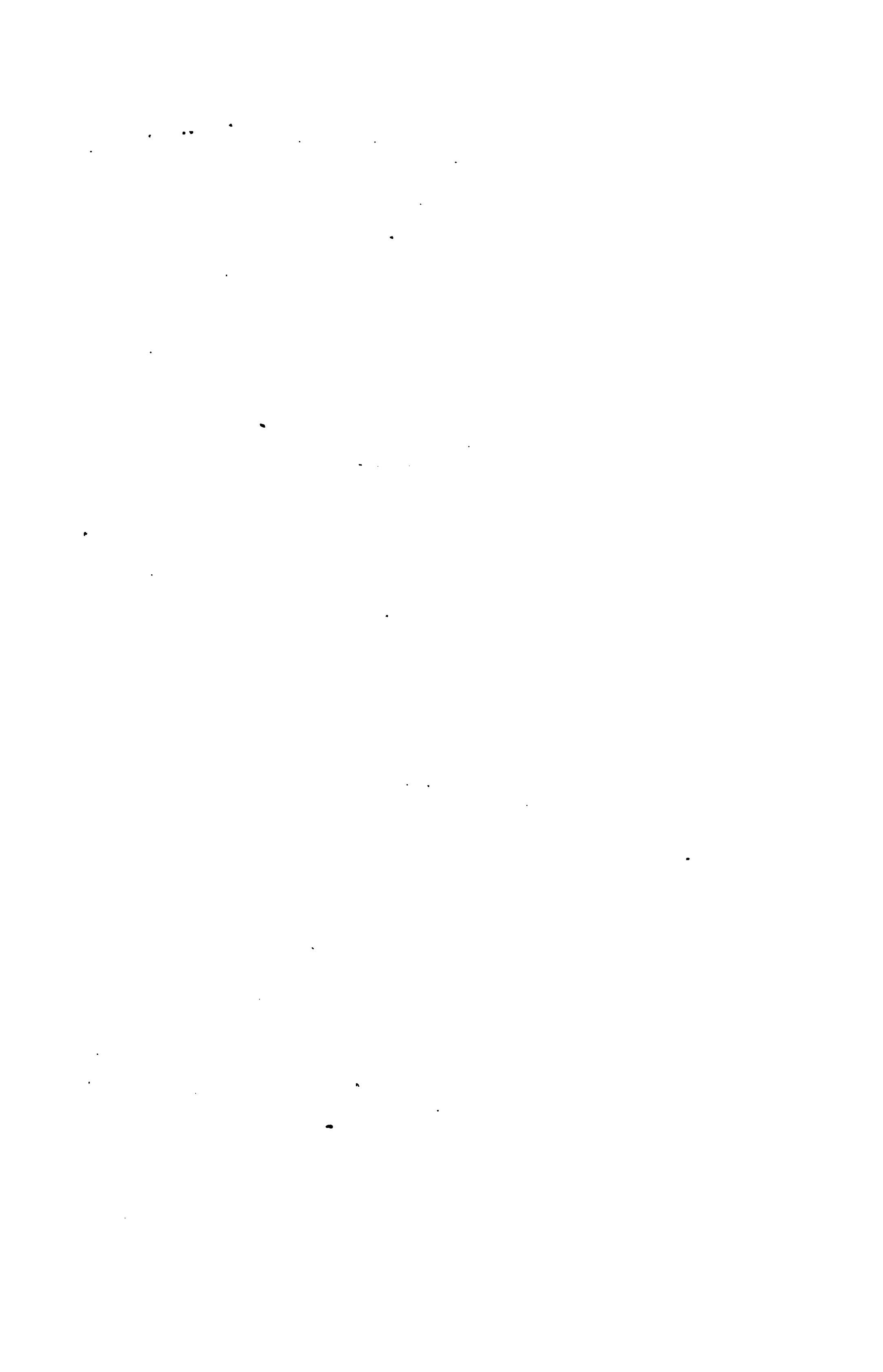












Zur

Geschichte der Predigt.

Charakterbilder der bedeutendsten Kanzelredner.

Von

A. Nebe,

der Theologie Doctor, Professor, Pfarrer.

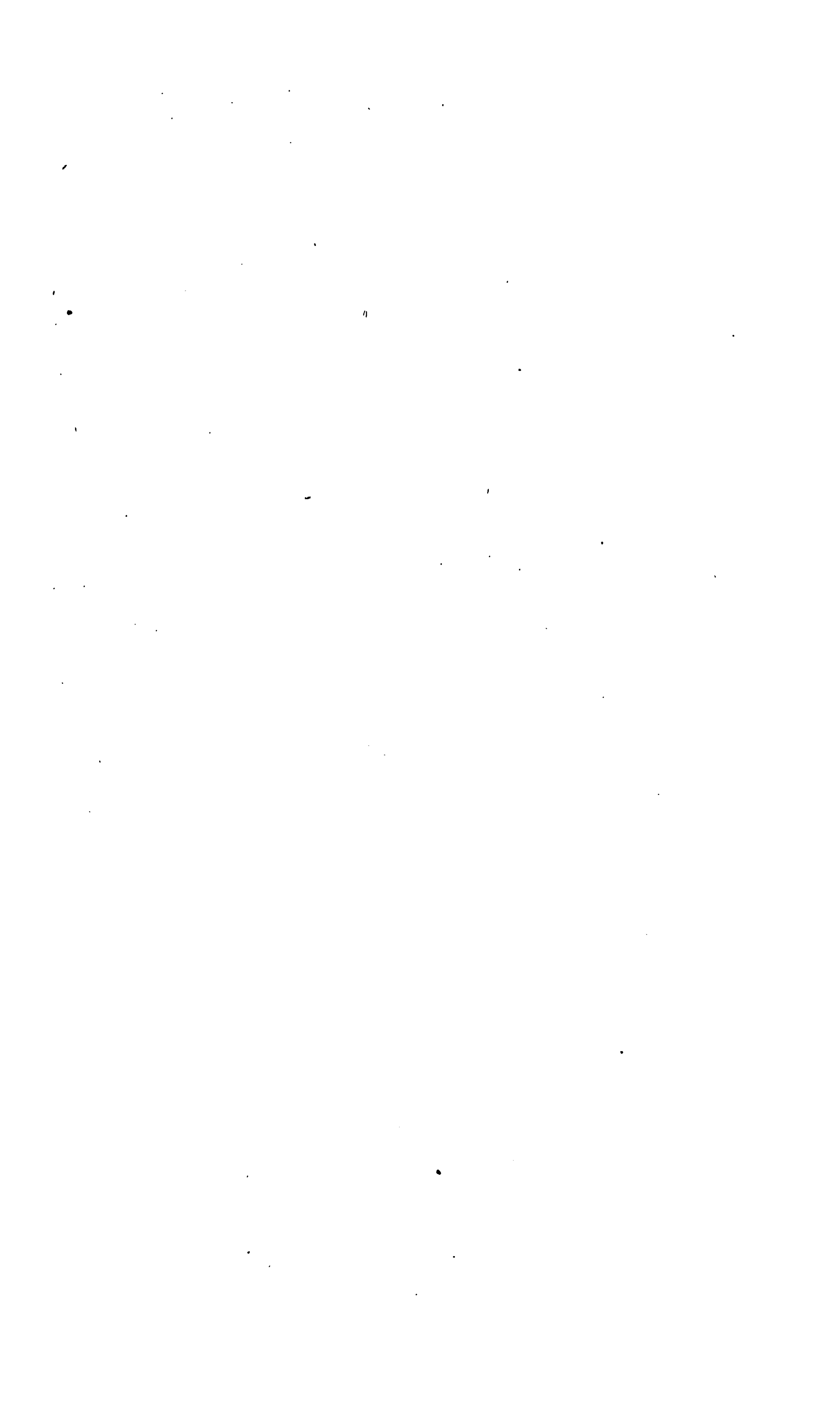
Zweiter Band.

Von Luther bis Albertini.

Wiesbaden.

Julius Niedner, Verlagshandlung.

1879.



Zur

Geschichte der Predigt.

Charakterbilder
der
bedeutendsten Kanzelredner.

Von

A. Nebe,
der Theologie Doctor, Professor, Pfarrer.

Zweiter Band.
Von Luther bis Albertini.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
1879.

Zur Geschichte der Predigt.

Charakterbilder

der

bedeutendsten Kanzelredner in der evangelischen Kirche Deutschlands

von Luther bis Albertini.

Von

A. Nebe,

der Theologie Doctor, Professor, Pfarrer.

Wiesbaden.

Julius Niedner, Verlagshandlung.

1879.



Seinem lieben Bruder,

Herrn

Superintendenten und Oberdomprediger

Gustav Nebe

zu Halberstadt

gewidmet

vom

Verfasser.

Inhalt.

Dr. Martin Luther.

Alle Prediger der Reformation, wie viele ihrer auch waren und wie bedeutend sie auch sein mögen, überstrahlt der Bahnbrecher der Reformation. Er war mit all den natürlichen Gaben, welche einem großen Redner unentbehrlich sind, auf das Reichlichste ausgestattet, und dennoch verspürte er anfangs gar keinen innern Trieb, die Kanzel zu besteigen und Gottes Wort seinen Brüdern zu verkündigen. Es bedurfte des strengen Gebotes seiner Obern, daß er auch nur im Refektorium des Klosters in Erfurt predigte: auch in Wittenberg war es zuerst nur das Gelübde des Gehorsams, welches er geleistet hatte, das ihn in dem Klosterkirchlein, wenn anders dieser Stall, 30 Fuß lang und 20 Fuß breit, jenem so ähnlich, darin Christus geboren wurde, noch so zu nennen ist, auftreten ließ. Sein Muth wuchs und seine Liebe zu dem armen Christenvolke drängte ihn, auf die Bitten des alten Stadtpfarrers, des Simon Heins, eines Bruders des bekannten Kanzlers Dr. Gregor Brück, welche von dem Stadtrathe unterstützt wurden, einzugehen und aushülfsweise in der Stadtkirche das Predigtamt zu versehen. Es mag dieß in der Mitte des Jahres 1515 geschehen sein. Luther widmete dem übernommenen Amte viel Zeit und Kraft: er ward nicht müde zu predigen, mehrfach hielt er an einem und demselben Tage vier Predigten, und sich auf seine Predigten, welche die Evangelien des Tages, die zehn Gebote, das Vater-Unser behandelten, gewissenhaft vorzubereiten. Er schlug einen ganz neuen Ton auf der Kanzel an: kam dieser auch anfänglich noch nicht voll und klar zum Durchbruche, so kündigte er sich doch schon deutlich genug an. Der alte Löscher ist so glücklich gewesen, in den Besitz einer Handschrift zu

gelangen, in welcher sich eine Anzahl von mehr oder weniger ausgeführten Predigtskizzen Luthers aus den Jahren 1515 und 1516 befindet, die von Freundes Hand herrühren. In der Sprache der Gelehrten sind diese Umrisse abgefaßt, nur das älteste Stück — ein Bruchstück aus einer Predigt auf Martini 1515 — liegt in deutscher Sprache vor. Zur Schrift, zum Lesen in der Schrift, zum Kreuze Christi ruft dieses erste uns erhaltene Kanzelwort Luthers mit allem Nachdrucke. „Welcher die Bibel lesen will, der muß eben darauf schauen, daß er nicht irre; denn die Schrift läßt sich wohl dehnen und leiten, aber keiner leite sie nach seinem Affekte, sondern er führe sie zu dem Brunnen, das ist, zu dem Kreuze Christi, so wird er es gewißlich treffen und nicht fehlen. Unum praedica, sapientiam crucis. Das ist, daß dem Menschen nicht mit ist, noch vermag, und also lerne er an ihm selber verzagen und in Christum hoffen. Auch welche die Bibel lesen wollen, die müssen nicht ansehen Blut und Fleisch, und Braut und Bräutigam, wie in Canticis der Mann und die Frau beschrieben wird, von dem Scheitel bis auf die Fersen, sondern den heiligen Geist, der führt den Menschen durch das Fleisch in den Geist. Gleichwie der Vogler, der das Aas unter die Seile leget, also auch Christus, sobald er den Menschen bringet in das Fleisch, sobald rückt er ihn daraus in den Geist." (Opera latina var. arg. Frankfurt 1856. 1, 87.) In allen mitgetheilten Predigten tritt dieser neue Geist zu Tage; keine bleibt in den alten Gleisen, in den alten Anschauungen. Der erste Herausgeber kann es nicht unterlassen, gelegentlich anzumerken: clara veritatis confessio, observatio egregia, pulchra confessio veritatis in medio papismo, hin und wieder sieht er sich freilich noch gezwungen zu bemerken: haec scholam sapiunt et Luthero condonanda sunt, sordes ex schola Romanensium. Unter diesen Predigten befindet sich eine (1, 41 ff.), die sich getrost mit den besten gelehrten Predigten des Mittelalters und des Alterthums messen kann: Luther geht in seinen späteren Predigten, wie in der Kirchenpostille am dritten Weihnachtstage über den Anfang des johanneischen Evangeliums und in der ersten Predigt auf den Sonntag der heiligen Dreifaltigkeit in tiefe Spekulationen über das Wort, das im Anfange war, und die Dreieinigkeit ein, aber in solche feine, haarscharfe Untersuchungen, wie in dieser Weihnachtspredigt von 1515 läßt er sich nie wieder ein. Und mit gutem Grunde; was soll

einer Gemeinde, selbst wenn sie aus lauter Gelehrten besteht, eine Untersuchung frommen, wie man unter dem Worte den wahrhaftigen Gedanken oder das wahre, ewige Denken Gottes, der absoluten Intelligenz, zu verstehen habe, wie dieses Denken oder diese lebendige Bewegung in Gott mit der Intelligenz selbst oder mit dem Wesen Gottes eins und demnach das Wort selbst bei Johannes Gott sei, wie ferner für dieses Verhältniß des Wortes oder Gedankens zu Gott sich auch in den Geschöpfen, ja auch im sinnlichen Leben Analogieen finden, wobei Aristoteles' Lehre über das Hervorgehen der Bewegung aus dem Sein und über die Rückkehr der Bewegung zu dem Sein mit zum Beweise angezogen wird. Eine sehr praktische, schneidige Predigt findet sich (p. 75 ff.) in dieser Sammlung: sie ist gegen das Laster, den Nächsten zu verkleinern, gerichtet. Gleich im Anfange führt Luther mit Berufung auf Gabriel Biel aus, daß jeder Verleumder ein Menschenmörder ist: Moses ruft über ihn schon sein Wehe aus; der Herr, der die Schwächen seiner Jünger vor Hannas verschweigt, verdammt ihn durch sein Beispiel. Eine Menge von Bibelsprüchen warnt vor dieser Sünde: die biblische Geschichte lehrt uns, welche Strafen den Verleumder treffen. Es werden nun die Entschuldigungen, durch welche diese Missethäter sich dem Gerichte entziehen wollen, verhört und beurtheilt. Sechs Arten von Verleumdern lassen sich nach dem heiligen Bernhard unterscheiden. sie sind aber alle ohne Ausnahme strafwürdig und abscheulich. Hyänen sind sie, welche, wie Plinius u. A. berichten, die Menschen durch ihr nachgemachtes Geschrei aus den Häusern des Nachts herauslocken, um sie zu erwürgen, und die Gräber selbst aufwühlen, um die Leichen zu verschlingen. Luther schöpft in diesen ersten Predigten noch nicht aus dem Ganzen und Vollen; er bleibt mehr bei der einzelnen Erscheinung stehen und sieht sie noch nicht als wesentliches Glied eines Ganzen, er sucht das Heil auch noch nicht darin, daß er eine Radikalkur vornimmt und zu dem Brunnquell des Heiles unmittelbar hinführt; er weiß hier noch von vielen Mitteln und Mittelchen. Eine gründliche Bekanntschaft mit der heiligen Schrift, so wie eine tiefe Kenntniß des Menschenherzens tritt aber schon überall zu Tage. Die herkömmliche Form der Predigt herrscht in diesen Reden noch vor: es sind zum größten Theile nach der scholastischen Schablone angelegte Abhandlungen, allein in diese alten Schläuche ist ein neuer Wein gefaßt, der gährt

schon spürbar in ihnen und reißt in die alten Schläuche manches Loch. Schade, daß wir die Predigten über das Vater-Unser und vornehmlich die über den Dekalog nicht besitzen; wir dürfen sicher annehmen, daß der Prediger sich hier vielfach von der Form und dem Ton der Schule lossagte und in ungezwungenster Natürlichkeit, vollester Anschaulichkeit und frischester Lebendigkeit seine tiefen Gedanken ausströmte.

Diese Predigten, in welchen sich neben kräftigen Ausfällen gegen herrschende Unsitten schon herrliche Bekenntnisse der evangelischen Wahrheit finden, machten in Wittenberg sehr bedeutendes Aufsehen. Luther wurde sehr gern gehört von der Studentenwelt und der Bürgerschaft: freilich stießen sich auch Andere an seinem derben, zufahrenden Freimuth. Er selbst erzählt uns, daß man über seine Glaubens- und Sittenpredigt sich mehrfach bitter ausgelassen habe. „Zu einer irrigen und falschen Rede“ wollte man ihm seine Predigt von dem Einen Heiland Christus stempeln und „einen zu gelben Schnabel“ sollte er haben, um alte Schälke fromm zu machen. Bekehrte Luther auch seine Widersacher nicht alle zu seiner Lehre, so verstummten sie doch je länger desto mehr in Wittenberg und überließen ihm das Feld, welches er mit dem treusten Fleiße, mit dem feurigsten Eifer bebaute. Er konnte sich nimmer genug thun und schritt auf seiner Siegesbahn immer unaufhaltsamer vorwärts. Die Reformation verdankt nicht zum geringsten Theile seinen gewaltigen Predigten ihre rasche Verbreitung, ihren tiefen Eingang in die Herzen. Wohin er kam, da erwartete man ihn auch auf der Kanzel zu sehen, da ward er gebeten, gedrängt, gezwungen, zu dem versammelten Volke zu reden. Ich erinnere daran, wie er auf seiner Reise nach Worms in Erfurt empfangen und dort in die Kirche geleitet wurde, um der Menge, welche Kopf an Kopf in der Augustinerkirche stand, so daß die Bühnen krachten und man ihren Einsturz befürchtete, Gottes Wort zu sagen. In Zwickau, wird erzählt, seien 25,000 Mann zusammengeströmt, um ihn im Jahre 1522 zu hören: da keine Kirche diese ungeheure Menschenmasse fassen konnte, sprach Luther zuerst aus einem Fenster des Rathhauses zu den auf dem Markte Versammelten und hernach aus einem Schloßfenster zu den in dem Schloßhofe Harrenden. In Wittenberg traten bald, nachdem die Reformation zur Herrschaft gekommen war, andere Verhältnisse ein. Die Stadt erhielt

in dem trefflichen Dr. Pommer, dem Johann Bugenhagen, ihren Pastor; allein Luther hörte deßhalb nicht auf, sich als den Vikar des Stadtpfarrers zu betrachten. So oft als Bugenhagen, dem ja ein ganz besonderes Charisma der Kirchenorganisation und Regierung verliehen war, von Wittenberg abwesend war, und oft dauerte seine Abwesenheit lange Zeit, übernahm Luther alle Pflichten jenes Amtes zu seinen eigenen Obliegenheiten. Es ist kaum zu begreifen, wie er, dessen Kraft schon durch die lange Krankheit im Jahre 1527 gebrochen war, und dessen Zeit durch seine Wirksamkeit an der hohen Schule, durch seine schriftstellerischen Arbeiten, durch Anfragen, Anläufe, Vermittelungen, Besuche vollständig in Anspruch genommen wurde, noch Kraft und Zeit fand für solche Aushülfe. Und diese Vertretung erstreckte sich nicht bloß auf den Hauptgottesdienst des Sonntags, sondern auch auf die Nebengottesdienste des Sonntags und in der Woche, welche alle ohne Ausnahme durch eine Predigt sollten fruchtbar gemacht werden. Der alte, ehrliche Matthesius, dessen treuherzige Predigten über Luthers Leben immer noch die volksthümlichste Lebensbeschreibung des Reformators sind, berichtet uns, daß der vielgeplagte Mann im Jahre 1529 wöchentlich drei bis vier Mal, im Jahre 1531 an einem Sonntage gar vier Mal und in der Woche zwei bis drei Mal, an Feiertagen gewöhnlich zwei Mal gepredigt habe. Obschon das viele Predigen ihn überanstrengte, so daß er auf der Kanzel selbst ein Mal ohnmächtig wurde, ließ er es doch nicht sein. Er predigte ohne Aufhören, und selbst der alte, lebensmüde Mann, der seine letzten Kräfte daransetzte, in Eisleben zwischen seinen früheren Landesherren, den Grafen von Mansfeld, Friede und Einigkeit zu stiften, schleppte sich dort noch jeden Sonntag, selbst noch den 14. Februar 1546 auf die Kanzel, um Gottes Wort zu verkündigen, so lange noch ein Athemzug in seiner keuchenden Brust war. Ich glaube, daß ich getrost die Behauptung aufstellen kann: es hat in der Christenheit keinen Mann gegeben, welcher fleißiger als Luther gepredigt hätte: ich wenigstens kenne keinen Kirchenvater, keinen Lehrer des Mittelalters, keinen Diener der evangelischen Kirche, denn diese ist ja im Vergleiche mit den andern die Predigerin, welchen ich ihm an die Seite stellen könnte.

Es wäre nun in höchstem Grade erwünscht, wenn es Luthern gefallen hätte, ein homiletisches Handbüchlein zu schreiben. Von

den früheren Anweisungen konnte ihm keine Genüge thun; wie hoch er auch seinen alten Ordensheiligen, den Augustinus, stellte, die in der doctrina christiana entwickelten Lehren hielt er nicht für maßgebend, seine Predigtweise geht weit über sie hinaus. Zu Luthers Lebzeiten erschienen zwei Homiletiken von namhaften Männern, von Reuchlin das Büchlein: Liber congestorum de arte praedicandi, 1504 und von Erasmus, dem Haupte der Humanisten, der Ecclesiastes sive concionator evangelicus, 1534 und hätten ihn wohl anregen können zu einer ähnlichen Arbeit; er sah sich aber nicht veranlaßt, seine Grundanschauungen und Grundlehren über die Predigt in einer besonderen Schrift darzulegen. Spätere, wie Walch in der Sammlung kleiner Schriften von der gottgefälligen Art zu predigen, 1747; Gessert, Das evangelische Pfarramt in Dr. M. Luthers Ansichten, 1826, womit Porta's Pastorale Lutheri 1582 und Jonas' Die Kanzelberedsamkeit Luthers, 1852, zu vergleichen sind, haben aus seinen Werken bald knapper, bald ausführlicher das einschlägliche Material zusammengetragen. Ich will es auch thun.

Luthers Wort aus der deutschen Messe, daß die Predigt das vornehmste Stück des Gottesdienstes sei, ist allgemein bekannt, weniger scheint mir aber bekannt zu sein, daß er dem lebendigen Worte, wie es in der Predigt des Evangeliums erschallt, eine dem geschriebenen Worte, selbst dem geschriebenen Worte der heiligen Schrift weit überlegenere Stellung einräumt. Er läßt sich hierüber in seiner Kirchenpostille über das Evangelium zu den drei Königen eingehend also aus*): „Im Neuen Testamente sollen die Predigten mündlich, mit lebendiger Stimme, öffentlich geschehen, und das herfürbringen in die Sprach und Gehöre, das zuvor in den Buchstaben und heimlich Gesicht verborgen ist. Sintemal das Neue Testament nichts anders ist, denn ein Aufthun und Offenbarung des Alten Testamentes, wie das Offenbarung 5, 9 ist bezeuget, da das Lamm Gottes aufthut das Buch mit den sieben Siegeln. Auch sehen wir in den Aposteln, wie alle ihre Predigt nichts anders gewesen ist, denn die Schrift herfürbringen und sich drauf bauen. Darum hat auch Christus selbst seine Lehre nicht geschrieben, wie Moses die seine, sondern hat sie mündlich than, auch mündlich

*) Ich bediene mich bei der Kirchenpostille der Ausgabe von Francke.

befohlen zu thun und keinen Befehl geben, sie zu schreiben. Item die Aposteln haben auch wenig geschrieben, dazu sie nicht alle, sondern allein Petrus, Paulus, Johannes und Matthäus; von den andern Aposteln haben wir nichts denn Jakobum und Judam, welche viel meinen, seien nicht der Aposteln Schrift. Auch dieselbigen, die geschrieben haben, thun nicht mehr, denn weisen uns in die alte Schrift, gleich wie die Engel die Hirten zur Krippen und Windeln und der Stern diese Magos gen Bethlehem. Darum ist's gar nicht neutestamentisch, Bücher schreiben von christlicher Lehre, sondern es sollten ohn Bücher an allen Orten sein gute, gelehrte, geistliche und fleißige Prediger, die das lebendige Wort aus der alten Schrift zögen und ohne Unterlaß dem Volke fürbläuten, wie die Aposteln than haben; denn ehe sie schrieben, haben sie zuvor die Leute mit leiblicher Stimme bepredigt und bekehrt, welches auch war ihr eigentlich apostolisch und neutestamentisch Werk. Das ist auch der rechte Stern, der Christus Geburt zeigt, und die engelische Botschaft, die von der Windeln und der Krippen sagen. Daß man aber hat müssen Bücher schreiben, ist schon ein großer Abbruch und ein Gebrechen des Geistes, daß es die Noth erzwungen hat und nicht die Art ist des Neuen Testaments. Denn da anstatt der frommen Prediger aufstunden Ketzer, falsche Lehrer und mancherlei Irrthum, die den Schafen Christi Gift für Weide gaben; da mußt man das Letzt versuchen, das zu thun und noth war, auf daß doch etliche Schafe vor den Wölfen errettet würden; da fing man an zu schreiben, und doch durch Schrift, so viel es möglich war, die Schäflein Christi in die Schrift zu führen und damit zu verschaffen, daß doch die Schafe sich selbst weiden möchten und vor den Wölfen bewahren, wo ihre Hirten nicht weiden oder zu Wölfen werden wollten. Darum spricht auch S. Lukas in seiner Vorrede, daß er bewegt sei, sein Evangelium zu schreiben um Etlicher willen, die sich vermessen hatten, Christus Geschicht zu schreiben; ohn Zweifel, daß er gesehn hat, wie sie nicht recht damit sind umgangen. So gehn auch alle Episteln S. Pauli dahin, daß er nur bewahre, was er zuvor gelehret hat, und wird ohn Zweifel viel reichlicher geprebigt haben, denn er geschrieben hat. Und wenn Wünschen hülfe, wäre kein Besseres zu wünschen, denn daß schlecht alle Bücher abthan wären und nichts bliebe bei aller Welt, zuvor bei den Christen, denn die bloße lautere Schrift oder Biblie; es ist mehr denn übrig

drinnen allerlei Kunst und Lehre, die einem Menschen nütz und noth ist zu wissen. Aber das Wünschen ist nun umsonst, wollt Gott, es wären doch wenig Bücher neben der Schrift.“ Die Predigt ist also die Macht und Kraft des Christenthums, der christlichen Kirche: die Predigt hat die Herzen zu dem Herrn bekehrt und die Kirche gestiftet, die Predigt allein sollte in der Christenheit Glauben und Liebe stärken und vollbereiten.

Was schafft nun die Predigt? Was ist ihre Frucht, ihre Wirkung? Luther spricht sich hierüber in der Predigt, daß man solle die Kinder zur Schule halten, ganz vortrefflich aus. „Rechne du selbst,“ heißt es hier, „was Nutzens das liebe Predigtamt und die liebe Seelsorge schafft. Dieselbigen schafft gewißlich auch dein Sohn, der solch Amt treulich führt; als daß so viel Seelen täglich durch ihn gelehrt, bekehrt, getauft und zu Christo gebracht und selig gemacht werden und von Sünden, Tod, Hölle und Teufel erlöst, zur ewigen Gerechtigkeit, zum ewigen Leben und Himmel durch ihn kommen; daß wohl Daniel Kap. 12, 3 sagt, daß die, so andere lehren, sollen leuchten wie der Himmel, und die, so viel zur Gerechtigkeit weisen, sollen sein wie die Sterne in Ewigkeit. Denn weil Gottes Wort und Amt, wo es recht geht, muß ohne Unterlaß große Dinge thun und eitel Wunderwerke treiben; so muß dein Sohn auch ohn Unterlaß große und eitel Wunder thun vor Gott, als Todte auferwecken, Teufel austreiben, Blinde sehend, Taube hörend, Aussätzige rein, Stumme redend, Lahme gehend machen. — Wenn du gewiß wärest, daß dein Sohn dieser Werke eins an einem einigen Menschen sollte thun, nämlich daß er nur einen Blinden sollte sehend machen, einen Todten auferwecken, eine Seele dem Teufel nehmen, einen Menschen aus der Hölle erretten, oder welches der eins wäre; solltest du nicht billig mit allen Freuden dein Gut daran wagen, daß er zu solchem Amte und Werke möchte erzogen werden, und vor großer Freude springen, daß du mit deinem Geld vor Gott so ein groß Ding hättest gestiftet? — Das ist nun gesagt von den Werken und Wundern, die dein Sohn thut gegen die Seelen, von Sünden, Tod und Teufel zu helfen. Ueber das thut er auch gegen die Welt eitel große, mächtige Werke, nämlich daß er alle Stände berichtet und unterweiset, wie sie äußerlich in ihren Aemtern und Ständen sich halten sollen, damit sie vor Gott recht thun; kann die Betrübten trösten, Rath geben, böse Sachen schlichten, irrige

Gewissen entrichten, Friede helfen halten, söhnen, vertragen und der Werke ohne Zahl viel und täglich. Denn ein Prediger bestätigt, stärkt, hilft erhalten alle Obrigkeit, allen zeitlichen Frieden, steuert den Aufrührerischen, lehrt Gehorsam, Sitten, Zucht und Ehre; unterrichtet Vateramt, Mutteramt, Kinderamt, Knechtamt, und Summa: alle weltliche Aemter und Stände. Dies sind wohl die geringsten guten Werke eines Pfarrers, noch sind sie so hoch und edel, daß sie noch nie keine Weisen unter allen Heiden erkannt noch verstanden, viel weniger zu thun vermocht haben; auch noch nicht kein Jurist, keine hohe Schule, Stift noch Kloster solche Werke weiß. und weder in geistlichem noch weltlichem Recht gelehrt werden. Denn da ist niemand, der solche weltliche Aemter Gottes große Gaben oder gnädige Ordnung heiße, sondern das Wort Gottes und Predigtamt allein ehrt sie so hoch. Darum, so man die Wahrheit sagen will, der zeitliche Friede, der das höchste Gut auf Erden ist, darin auch alle andere zeitliche Güter begriffen sind, ist eigentlich eine Frucht des rechten Predigtamtes, denn wo dasselbige gehet, bleibt der Krieg, Hader und Blutvergießen wohl noch; wo es aber nicht recht geht, da ist's auch nicht Wunder, daß da Krieg sei oder je stetige Unruhe, Lust und Willen zu kriegen und Blut zu vergießen. — Das heißt nun Menschen an Leib und Seele, an Gut und Ehre gedient von einem rechten Pfarrer. Ueber das, sieh nun, wie er Gott dient und was für herrliche Opfer und Gottesdienste er übt. Denn durch sein Amt und Wort wird erhalten das Reich Gottes in der Welt, die Ehre, der Name und Ruhm Gottes, die rechte Erkenntniß Gottes, der rechte Glaube und Verstand Christi, die Frucht des Leidens und Bluts und Sterbens Christi, die Gaben, Werke, Kraft des heiligen Geistes, der rechte, selige Brauch der Taufe und Sakraments, die rechtschaffne, reine Lehre des Evangelii, die rechte Weise den Leib zu züchtigen und kreuzigen und dergleichen viel. Wer könnte dieser oft gesagten Stücke eins immermehr genugsam preisen! Und was ist davon noch zu sagen, wie viel er damit thut, daß er wider Teufel, Welt, Weisheit und fleischlichen Dünkel so viel Streit erhält, so viel Sieg davon bringt, so viel Irrthum niederschlägt, so viel Ketzereien wehrt! Denn er muß wider die Höllenpforten streiten und kämpfen und dem Teufel abgewinnen, und thut's auch; nicht er, sondern sein Amt und Wort. Das sind alles unzählige, unaussprechliche Werke und Wunder des

Predigtamtes. Summa: wenn man Gott selbst ausloben wird, so wird man sein Wort und Predigtamt auch ausloben, denn es ist Gottes Amt und Werk."

Was hat die Predigt für Zwecke, was will sie? Hierüber spricht sich Luther wiederholt aus. Vor allen Dingen will die Predigt Gott loben, die großen Thaten Gottes preisen. Wir lesen in den Tischreden, wo eine große Menge von Aussprüchen des Reformators über das Predigtamt zusammengetragen ist: „Dr. Martin Luther sprach zu einem Pfarrer: Wenn ihr wollt predigen, so redet mit Gott und sprecht: lieber Herr Gott, ich will dir zu Ehren predigen, ich will von dir reden, dich loben, deinen Namen preisen, ob ich's wohl nicht kann so gut machen u. s. w. Und sehet weder Philippum, mich noch keinen Gelehrten an, und lasset euch dünken, ihr seid der gelehrteste, wenn ihr von Gott redet auf der Kanzel. Ich habe mich nie entsetzt, daß ich nicht wohl predigen kann; darüber aber hab ich mich oft entsetzt und gefürchtet, daß ich vor Gottes Angesicht also habe sollen und müssen reden von der großen Majestät und dem herrlichen Wesen. Darum seid nur stark und betet!" Gottes Majestät, wie sie sich in dem Angesichte Jesu Christi wiederspiegelt, ist der Preis der Predigt. „Wir predigen," sagt er in der Hauspostille am ersten Ostertage, „nichts neues, sondern predigen immerdar und ohn Unterlaß von dem Mann, der da heißt Jesus Christus, wahrer Gott und Mensch, für unsre Sünden gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt. Aber ob wir schon immerdar solches predigen und treiben, werden wir's doch nimmermehr genugsam fassen können. Wir bleiben dennoch immer Säuglinge und junge Kinder, welche jetzt reden lernen und kaum halbe Worte, ja kaum Viertelworte machen." Ist der Ruhm Christi Stern und Kern der Predigt, so ist jede Predigt leicht zu beurtheilen. In der Kirchenpostille heißt es zu der Epistel des zwölften Sonntags nach Trinitatis: „Darum ist nun leicht zu richten von einem jeden, so ein Amt hat in der Christenheit, zu reden, daß man sich nicht darf darob rotten, oder in Zweifel hiehin und dorthin gaffen auf diese oder jene Person oder Gaben, von welchen mehr zu halten sei, sondern auf diese Predigt, als das Hauptstück, muß man sehen und hören, was und wie er von Christo sage und lehre, denn redet er aus dem heiligen Geiste, so muß er gewißlich Christum nicht verfluchen, sondern preisen und rühmen, und so er das thut, so

wird er damit freilich keine Rotterei noch Trennung lehren machen, noch Ursach dazu geben." „Wer da will ein Prediger sein," heißt es in der Hauspostille über den guten Hirten, „der meine es mit ganzem Herzen, daß er allein Gottes Ehre und seines Nächsten Besserung suche." Diesen letzten Gedanken führt nun die Kirchenpostille zu der Epistel des neunzehnten Sonntags nach Trinitatis weiter so aus: „Darum ist das Predigtamt in der Kirchen noth, nicht allein für die Unwissenden, die man lehren soll, als den einfältigen, unverständigen Pöbel und das junge Volk, sondern auch für die, die da wohl wissen, wie sie glauben und leben sollen, sie zu erwecken und zu ermahnen, daß sie sich täglich wehren und nicht faul noch verdrossen und müde werden in dem Kampf, den sie auf Erden müssen haben mit dem Teufel, ihrem eignen Fleisch und allen Lastern. Darum treibt auch S. Paulus solche Vermahnung so fleißig an seinen Christen, daß es auch schier scheinet, als thue er ihm zu viel, daß er allenthalben so heftig ihnen solches einbläuet, gerade als wären sie so unverständig, daß sie es nicht selbst wüßten, oder so unachtsam oder vergessen, daß sie es ungeheißen und ungetrieben nicht thäten. Aber er weiß auch, daß, obwohl die Christen angefangen haben zu glauben und in dem Stande sind, darinn die Frucht des Glaubens sich beweisen soll, so ist es darum nicht sobald gethan noch vollendet, daß es hier nicht gilt, also sagen und denken: ja es ist genug, daß die Lehre gegeben ist; darum, wo der Geist und Glaube ist, da werden die Früchte und guten Werke ihnen selbst folgen. Denn, obwohl der Geist da ist und, wie Christus sagt, willig ist und auch wirket in denen, die da glauben, so ist doch auch dagegen das Fleisch, das ist schwach und faul, dazu der Teufel nicht feiert, daß er möge dasselbe schwache Fleisch durch Anfechtung und Reizung wieder zu Fall bringen. Darum muß man die Leute nicht also hingehn lassen, als dürfte man nicht vermahnen noch treiben durch Gottes Wort zu gutem Leben. Nein, du darfst hier nicht nachlässig und faul sein, denn das Fleisch ist schon allzu faul, dem Geist zu gehorchen, ja es ist allzu stark, demselben zu widerstehen, wie S. Paulus anderswo gesagt Gal. 5, 17: das Fleisch gelüstet wider den Geist u. s. w., daß ihr nicht thut, was ihr wollt. Darum muß Gott hier auch thun, wie ein guter, fleißiger Haushalter oder Regent, wo er einen faulen Knecht oder Magd oder unfleißige Amtleute hat, wenn sie gleich sonst nicht böse

und untreu sind, der muß nicht denken, daß es damit ausgerichtet sei, daß er ein Mal oder zwei befohlen hat, was sie thun sollen, wo er nicht selbst immer ihnen auf dem Rücken lieget oder treibet. Also ist es mit uns auch noch nicht dazu kommen, daß unser Fleisch und Blut daher ginge und spränge in eitel Freuden und Lust zu guten Werken und Gehorsam gegen Gott, wie der Geist gerne wollte und der Glaube weiset, sondern wenn er sich gleich immer mit ihm bläuet und treibet, so kann er es dennoch kaum fortbringen: was sollte denn geschehen, wenn man wollte solch Vermahnen und Treiben lassen anstehen und gleichwohl hingehen und denken, wie viel sichere Geister thun: ja, ich weiß selb wohl, was ich thun soll, habe es vor so viel Jahren und so oft gehört, ja auch andre gelehret? u. s. w. Daß ich halte, wo man ein Jahr schweige mit Predigen und Vermahnen, so würden wir ärger werden, denn keine Heiden sind."

Gottes Ehre und des Nächsten Besserung, das sind die beiden, zusammenfallenden Ziele, welche der Prediger fort und fort vor Augen haben muß. Er kann dieses erstrebte Ziel nie erreichen, wenn er die rechte Lehre nicht rein und lauter verkündigt, wenn er nicht Gottes Wort predigt. Oft und tief beklagt es Dr. Luther, daß die Predigt in der christlichen Kirche von dem Worte Gottes abgefallen ist, daß statt der Lehre des Wortes Gottes andere Lehren auf die Kanzel gebracht werden. „Ach, daß alle Predigtstühle," ruft er in der Kirchenpostille in der ersten Adventsevangelienpredigt bewegt und eifrig aus, „in aller Welt im Feuer lägen und Pulver wären, wie verfähret man mit guten Werken. — Ich sage noch ein Mal, ich wollt, daß alle Predigtstühle in der Welt lägen im Feuer und wäre Alles eitel Aschen und Pulver um der greulichen Verführung willen der armen Seelen." „Daß wir aber dieß baß ausstreichen," sagt er in der Kirchenpostille zu dem Evangelium des ersten Epiphaniensonntages, „und klar machen, müssen wir sehen, was man uns anders gelehrt hat denn Gottes Wort. Bisher haben wir dreierlei Lehre gehabt. Zum Ersten ist das die gröbste, so S. Thomas, ist er anders heilig, gelehrt hat, die kommt aus der heidnischen Lehre und Kunst, die das große Licht der Natur, Aristoteles, geschrieben hat; davon sagen sie also: daß er sei wie eine hübsche, lichte Tafel und Christus Wort sei wie die Sonne. Und gleichwie die Sonne auf solch eine Tafel scheinet, daß sie desto schöner leuchtet und gleißet: also scheinet auch das göttliche Licht auf

das Licht der Natur und erleuchtet es. Mit dieser hübschen Gleichniß haben sie die heidnische Lehre auch in die Christenheit bracht, das haben die hohen Schulen allein gelehrt und getrieben und daraus hat man Doktores und Prediger gemacht, das hat sie der Teufel heißen reden. Also ist Gottes Wort zu Füßen gelegen; denn wenn das herfürkommt, so stößet es solche Teufelslehre alle zu Pulver. — Zum Andern hat man uns Menschengesetz gelehret und geboten, die man heißet Ordnung und Gebot der heiligen christlichen Kirchen und dadurch haben die Narren gemeinet, die Welt gen Himmel zu führen und damit haben sie wollen unser Gewissen trösten und darauf gründen. Das hat man also in den Schwang bracht, daß es ist wie eine Sündfluth in die ganze Welt gerissen und ist alle Welt darin ersoffen, daß schier Niemand zu retten ist aus dem Höllengrund. Denn da schreien sie immer ohne Aufhören, als wären sie unsinnig: ei das haben die heiligen Concilia beschlossen, das hat die Kirche geboten, das hat man so lange Zeit gehalten; sollen wir denn nicht dran glauben? Darum soll man drauf antworten, wie ich gesagt habe, aus diesem Evangelio: wenn es gleich Maria, die heilige Jungfrau, selbst than hätte, wär' es kein Wunder, daß sie geirrt hätt: die war doch eine Mutter Gottes; noch kommt sie in die Unwissenheit, daß sie nicht weiß, wo sie Christum finden soll, sucht ihn unter den Freunden und Bekannten und fehlet, daß sie ihn nicht findet. Hat sie denn nun gefehlet und Christum nicht mögen finden unter den Freunden, sondern mußt zuletzt in Tempel kommen, wie wollen wir denn ihn finden außer Gottes Wort in Menschenlehren und das die Concilia beschlossen oder Doktores gelehrt haben? Die Bischöfe und Concilia haben ohne Zweifel des heiligen Geistes nicht so viel gehabt, als sie; hat sie denn gefehlet, wie sollten denn jene nicht irren, weil sie Christum meinen anderswo zu finden denn in dem, das seines Vaters ist, das ist, in Gottes Wort? Darum, wenn du einen hörest, der an den zweierlei Lehren hangt und glaubt, daß es recht sei, stehet und vertraut drauf, so frage ihn, ob er auch gewiß vertraue, daß er sein Seel damit möge trösten, wenn der Tod her soll gehen oder Gottes Gericht und Zorn, daß er da mit unverzagtem Gewissen dürf sagen: also hat der Papst und die Bischöfe in den Concilien gesagt und beschlossen; da verlaß ich mich auf und bin gewiß, daß mir's nicht soll fehlen? So wird er bald müssen sagen: wie kann ich deß so

gewiß sein? Also, wenn es nun zum Treffen kommt, daß der Tod her dringe, wird dein Gewissen sagen: es ist wohl wahr, die Concilia haben's beschlossen u. s. w., ja wie, wenn sie aber hätten gefehlet, wer weiß, ob es recht sei? Wenn du denn in solchen Zweifel kommest, so kannst du nimmer bestehen, da kommt der Teufel und rucket dich herum und stürzet dich, daß du danieder liegst. — Zum Dritten, neben diesen zwo Lehren haben sie uns dennoch auch auf die heilige Schrift geführt und gesagt, daß ja vor allen Lehren des Papstes Gesetz und was er schleußt in den Dingen, so dem Glauben angehören, soll gehalten werden, doch ausgenommen etlicher heiliger Väter Lehre, die die Schrift ausgelegt haben; die haben sie dennoch so groß gemacht, daß sie sollen gleich so viel gelten als der Papst zu Rom oder ein wenig mehr, und haben aber daneben gesagt, sie könnten nicht irren und fallen auch drauf, daß sie schreien: ei wie sollten diese heilige Väter nicht verstanden haben? Aber laß die Narren sagen, was sie wollen, und wirf ihnen immer das für, das hie Christus spricht: wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist? Gottes Wort muß man vor allen Dingen haben und allein an dem hangen, denn da will Christus sein und an keinem andern Ort: drum ist's vergebens, daß du ihn anderswo suchest. Denn wie kannst du mich gewiß machen, daß die heiligen Väter das Ding sei, da Christus sein muß."

In der schon ein Mal angezogenen Predigt über das Evangelium von den Weisen aus dem Morgenland läßt sich Luther wieder ähnlich vernehmen. Auch hier gibt er ein Dreifaches an, was die göttliche Lehre wie ein Schleier verdeckt hat. Die Gelehrten haben mancherlei Weise aufgerichtet, die Wahrheit zu lernen. „Zum Ersten," lesen wir, „haben sie aufbracht unzählige Gesetz, Statut, Artikel und Lehre, von den Menschen erfunden, als da ist das geistliche Recht und dergleichen Orden Regel; welches ohn Zweifel nicht sind die Windeln und Krippen Christi, auch nicht Simeon und Hanna. — Zum Andern legen sie uns für der Heiligen Legende und Exempel, damit sie auch stärken und gründen ihre Menschenlehre; und das bringet wahrlich hart und verdirbt unzählig Seelen; da kommt man so heimlich von der Schrift und Glauben, daß niemand merken kann, da legen sie für S. Benedikt, Gregor, Bernhard, Augustin, Franciscus, Dominicus und viel großer Heiligen, die niemand kann leugnen, daß sie heilig sind, die

doch in solchen Menschenlehren und Orden gelebt und heilig worden sind. — Zum Dritten bringen sie auf der Heiligen Auslegung über die Schrift, das soll auch ein Licht sein, da haften sie auch hart an und meinen, sie haben hie, das niemand verwerfen möge, wehren immer und immer, daß wir ja nicht zur lauteren Schrift kommen, fahen an und sagen, die Schrift sei finster und werden viel Ketzer draus. Ist das nicht ein Hauptstück aller Gotteslästerung? Wer sagt aber ihnen, daß die Väter nicht auch finster sind? Oder wer will uns gut dafür sein, daß die Väter nicht irren in ihrem Auslegen? Sintemal es offenbar ist, daß sie oft geirrt, oft wider sich selbst, oft auch wider einander und gar selten einträchtig stimmen. Das schickt Gott also und macht solch der Väter Auslegen auch ungewiß, wehret auf allen Seiten, daß wir ihm nicht aus seiner Schrift laufen: noch schlipfern wir dahin und lassen uns nicht halten. Darum sollen wir wissen, daß nicht wahr sei, das sie sagen: die Väter erleuchten die finstre Schrift, sie thun den Vätern Unrecht und belügen sie. Der Väter Werk ist nicht die Schrift erleuchten mit ihrer eigen Glossen, sondern klare Schrift herfürbringen, und also Schrift mit Schrift bloß, ohn alles ihr eigen Zusetzen beweisen."

Die Legenden der Heiligen sind dem Reformator vor allen Dingen gram und er hat volles Recht dazu, so gegen sie zu eifern, wie er es gethan hat. Denn diese Legenden sind zum größeren Theil, wie Dr. Martinus, der auch gern ein Späßchen machte, sie gelegentlich benennt, Lügenden, ersonnene, erdichtete Fabeln und Geschichten und dazu vielfach recht abgeschmackt und kraß; und dann wurden sie nicht bloß an den Tagen der Heiligen, sondern auch an den Tagen des Herrn mit ganz entschiedener Vorliebe vorgetragen. In der epistolischen Kirchenpostille kommt in der dritten Fastenpredigt auf diese Legenden, die unter die Narrentheidunge gerechnet werden, die Rede. „Sonderlich ist das unchristlich, wo man solche Narrentheidung treibet in der Gemeinde, da man zusammenkommt, Gottes Wort zu hören und die Schrift zu lernen, wie sich's denn allezeit begibt, wo viel zusammenkommen. Ob sie gleich zuerst anfahen von ernsten Sachen, doch bald fallen auf leichtfertige, lose, lächerliche Theiding, damit man die Zeit verliert und Besseres versäumt. Wie denn bisher geschehen ist, daß man auf's Osterfest ein närrisch, lächerlich Geschwätz unter die Prediger gemenget hat, die Schläferigen damit wacker zu machen, und da man zu Weihnachten das Kindlein

gewieget und mit Reimen Affenspiel getrieben hat, gleichwie auch mit den heiligen drei Königen, mit der Passion Christi, mit Dorothea und andern Heiligen geschehen ist. Hieher sollte ich zählen auch der Heiligen Legenden und das große Lügengeschwärm von Wunderzeichen, Wallfahrten, Messen, Heiligendienst u. s. w., Ablaß und dergleichen, die auf der Kanzel denn Gewalt hatten, aber sind sie zu grob, denn es sind nicht leichtfertige Lügen, die allein die Sitten verderben, von welchen hier S. Paulus saget, sondern stürzen den Glauben und das Wort Gottes gar, daß keine Heiligen dafür bleiben mögen, ihr Scherz ist allzu großer Ernst, wie wohl bei denen, die sie verstehen, sind es ja so leichtfertige und lästerliche Lügen als jene, daß sie auch S. Paulus selbst fabulas Märlein, als altvettelsche Theidinge nennet 1. Tim. 4, 7. Aber jenes sind menschliche Märlein, die man nicht glaubet, auch nicht drauf bauet, sondern man lacht ihr, ohne daß sie gleich wohl äußerliche Sitten verderben, und hindern Bessers und machen kalte, lasse Christen. Aber diese sind teufelische Märlein, die man für Wahrheit glaubet und hält mit allem Ernst, wie wohl sein der Teufel lachet mit seinen Engeln."

Gottes Wort und nicht Menschen Wort hat der Prediger zu verkündigen. Er ist Gottes Gesandte, Gottes Mundbote, Gottes Herold. „Die Prediger," so lautet es in der Kirchenpostille in der Predigt über das Evangelium des Christtages, „sollen Engel sein, das ist Gottes Boten, und ein himmlisch Leben führen, allezeit mit Gottes Wort umgehen, daß sie ja nicht Menschenlehre predigen. Es ist ja ein unfüglich Ding, Gottes Bote zu sein und nicht seine Botschaft werben. Angelus aber heißt ein Bote und Lukas nennet ihn hie Angelus Domini, Gottes Bote. Es liegt auch mehr an der Botschaft denn an seinem Leben. Führet er ein bös Leben, so schadet er ihm selbst: bringet er aber eine falsche Botschaft für Gottes Botschaft, so verführet er und schadet Jedermann, der ihm zuhöret, und macht Abgötterei im Volk, daß sie Lügen für Wahrheit, Menschen für Gott ehren und den Teufel an Gottes Statt anbeten. Drum kein greuliche Plage, Jammer und Unglück auf Erden ist, denn ein Prediger, der Gottes Wort nicht predigt: derer jetzt leider alle Welt voll ist, und meinen doch, sie thun wohl und seien fromm; und ist nicht anders ihr Wesen, denn Seelen morden, Gott lästern, Abgötterei aufrichten, daß ihnen viel seliger wäre, sie wären dieweil Räuber, Mörder und die ärgsten Buben gewesen; so wüßten sie doch,

daß sie übel thäten, aber nun gehen sie unter dem priesterlichen, bischöflichen, päpstlichen, geistlichen Namen und Schein dahin und sind nur reißende Wölfe in Schafskleidern, daß gut wäre, ihre Predigt würde von Niemand gehöret."

Gottes Wort, die Schrift ist der Grund, der die Predigt tragen muß, ist der Boden, in dem sie wurzelt, aus dem sie sich erhebt und ihre Nahrung zieht. Jedes Schriftwort hat die Kraft, eine Predigt zu treiben: kein Spruch der heiligen Schrift ist so arm, so ohnmächtig, daß nicht aus ihm eine vollständige, gediegene Predigt herauswachse. „So einer ein Wort Gottes hat," sagt Luther, in seinen Tischreden, „und kann nicht eine Predigt daraus machen, der soll nimmermehr ein Prediger sein." Die Schrift ist verschieden, da sind Geschichten, da sind Lehrworte, da ist Gesetz, da ist Evangelium. Was hat der Prediger aus dieser Schatzkammer besonders hervorzutragen? Luther weiß, wonach der Sinn seiner Zeitgenossen stand: er ist aber weit davon entfernt, ihren Wunsch, ihre Neigung sich zum Gesetz zu machen. Er ist davon fest überzeugt, daß der Geschmack des Christenvolkes seiner Zeit ein falscher ist, und daß der Bote Gottes nicht zu predigen hat, wonach den Leuten die Ohren jücken, sondern was ihnen Noth ist zu hören. „Dem gemeinen Mann," so heißt es in den Tischreden, „und Haufen gefällt nichts besser, ist ihm auch nichts nutzer, denn das Gesetz und Exempel predigen. Die Predigt von Gottes Gnade, und vom Artikel der Justification, wie man vor Gott gerecht, fromm und selig wird, ist in ihren Ohren kalt." „Dazumal ward auch gedacht," lesen wir dort an einem andern Orte, „etlicher Prediger, welche von Etlichen auch Dr. Luther wurden vorgezogen, da sprach der Doktor: ich gebe ihnen gerne die Ehre und vergönne es ihnen nicht, aber das ist die Ursach, daß der Pöbel also urtheilt, wenn sie hören erzählen Historien und Exempel, so verwundern sie sich über sie. Wie Dr. Nikolaus war, der die Bücher Josua und der Könige predigte, da spielte er mit vielen Allegorieen und geistlichen Deutungen, das gefällt dem Volk und Haufen wohl, da will ich auch Meister sein. Aber wenn man vom Artikel der Rechtfertigung predigt, daß man allein vor Gott durch den Glauben an Christum gerecht und selig wird, da hält der gemeine Mann keinen für beredt, ja sie hören ihn nicht gerne. Und habt's für ein gewisses Zeichen, wenn man vom Artikel der Rechtfertigung predigt, so schläft das Volk und hustet, wenn

man aber anfähet Historien und Exempel zu sagen, da reckt's beide Ohren auf, ist still und höret fleißig zu. Ich glaube, daß viel solcher Redner bei uns sind, die mich unter die Bank und wieder herfür predigen." „Das wäre mein Rath," heißt es weiterhin, „daß man jetzt schlecht den Text lese, ein Kapitel aus der Biblia, darnach betete und drauf die Leute vermahnte ad moralia, zu guter Zucht und christlichem Leben, das wäre jetzt schier am Besten gepredigt, wie die Welt ist. Doch um der armen, betrübten Gewissen, die Gottes Zorn wider die Sünde fühlen, derer doch sehr wenig sind, muß man das Evangelium auch predigen und sie damit trösten. Der große Haufe will einen Moses haben mit Hörnern."

Die Lehrworte verdienen den Vorzug vor den Geschichten. „Wo die Historia und Worte bei einander sind," hören wir in der Hauspostille, „da nehmen wir die Worte für das Hauptstück. Und das ist eine gewisse Regel: wer die Evangelia recht und wohl handeln will, der habe Achtung auf die Worte, sonderlich, die Christus redet." Die Geschichte darf nie als bloße Geschichte getrieben werden, es ist alle Mal eine Lehre aus ihr zu ziehen. „Wenn man von den Leiden unsres Herrn Jesu Christi will predigen," heißt es in den Passionspredigten, „so muß man nicht allein die Historie von Wort zu Wort den Leuten vorlesen, sondern sie auch lehren und vermahnen, daß sie gedenken, warum Christus also gelitten habe und wie sie solches Leiden genießen sollen. Denn die Weise taugt gar nichts, die man im Papstthum gehalten hat, da die Prediger, sonderlich die Mönche, allein sich darauf gegeben haben, wie sie es kläglich machen und die Leute zum Mitleiden und Weinen bewegen könnten. Wer solches wohl konnte, den hielt man für den besten Passionsprediger. Derhalben hörte man in solchen Predigten nichts denn ein Judengeschelte, und wie die Jungfrau Maria geweint, ihren Sohn gesegnet und anders dergleichen gethan hätte. Das ist aber nichts denn gleißende Heuchelei, ohne Geist, da keine rechte Frucht noch Besserung aus folgen kann. Wenn wir aber auf der Apostel und Propheten Predigten sehen wollen, so werden wir eine weit andere Weise finden, wie man von dem Leiden unsres Herrn Christi predigen soll, denn da sieht man, daß sie von der Historie nicht viel Worte machen, reden sehr einfältig, kurz und schlecht davon; aber wie man solch Leiden ansehen, sein genießen und es brauchen soll, da können sie nicht genug davon reden. Wer es den Worten nach

rechnen will, so ist's eine sehr kurze Predigt, die Johannes von Christo thut, da er spricht: siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Joh. 1, 29. Aber man wickle sie aus einander, so wird man sehen, daß sie über die Maßen viel in sich faßt, sonderlich so viel den Nutz und Brauch betrifft, den wir davon haben, so wir dieselbe mit Glauben fassen. Wer nun solchem Spruch nach von dem Leiden unsres Herrn Jesu recht predigen oder gedenken will, der predige nicht allein, wie Christus den Heiden überantwortet, gegeißelt, verspeiet und an das Kreuz geschlagen sei. Solches ist die bloße Historia, die man wohl in alle Wege predigen und wissen soll, aber es ist noch nicht genug. Du sollst auch wissen und glauben, wie Johannes hier predigt, daß Christus solches um deiner Sünde willen gelitten habe, daß Gott dieselbe ihm aufgeladen und er sie in allem Gehorsam getragen und dafür bezahlt habe, auf daß du, wenn du erkennst, daß du ein Sünder seist und habest Gott erzürnet, dennoch nicht verzagest, sondern dich solches Leidens und Genugthuung unsers Herrn Christi tröstest. Alsdann kann man im Herzen einen Schmack von solchem Leiden haben, daß nicht allein dir die Augen übergehen, das Herz aber bleibet dürr und trocken; sondern das Herz wird dir übergehen; erstlich vor Leid, daß du mußt bekennen, die Sünde sei eine gräuliche Last, weil dieselbe allein durch ein solch groß Opfer hat können abgelegt werden; darnach auch vor Freuden, weil dieses Opfer für dich gegeben ist, daß du gewiß sollst sein, Gott wolle dich um deiner Sünde willen nicht verwerfen noch verdammen." „Wie wir gehört haben," so beginnt in der Kirchenpostille die Predigt über das Osterevangelium Mark. 16, 1—8, „in dem Leiden des Herrn, daß es nicht genug ist, die Historien und das Geschicht alleine zu wissen, also ist es auch nicht genug, daß wir wissen, wie und wenn der Herr Christus auferstanden ist, sondern man muß auch wissen den Nutz und Gebrauch beide des Leidens und der Auferstehung Christi, nämlich was er uns damit erworben hat. Denn wenn die Historien allein da ist, so ist's eine unnütze Predigt, die der Teufel und die Gottlosen so wohl wissen, lesen und verstehen als eben die rechten Christen; dann aber, wenn man predigt, wozu es dienet, so ist es eine nützliche, heilsame, tröstliche Predigt." „Viele," klagt Luther in der Auslegung der 22 ersten Psalmen bei Ps. 19, 1 und 2, „predigen Christum, aber also, daß sie dessen Nutzen und Wohlthat niemals verstehen, oder sagen, wie dergleichen die gemeinen

Prediger thun, die nur die Geschichte von Christo predigen. Allein das ist keine christliche Predigt, wenn du Christum nur historisch predigst und seine Geschichte in der Predigt her erzählest. Das heißt nicht die Ehre Gottes predigen; sondern wenn du lehrest und zeugest, die Historie von Christo habe dieses Absehen, daß sie uns, die wir glauben, nütze sei zur Gerechtigkeit und Seligkeit, daß er nicht sich, sondern uns zu gute Alles gethan habe nach dem Willen Gottes des Vaters und daß wir wissen, alles dasjenige, was in Christo ist, sei unser. Dieser Glaube und Wissenschaft von dem Herrn macht, daß wir ihn lieben, ihn rühmen und verherrlichen."

So wenig als Luther der verkehrten Neigung der Leute in Bezug auf Geschichte und Geschichten nachgeben will, versteht er sich dazu, die Predigt des Evangeliums hinter die Predigt des Gesetzes zurücktreten zu lassen. Gesetz und Evangelium sind nach ihm die beiden Angelpunkte der Predigt. „So ist," heißt es in der evangelischen Kirchenpostille am letzten Adventssonntage, „nun das ein rechter christlicher Prediger, der nicht anders, denn was Johannes, predigt und beständig drauf bleibt. Nämlich, daß er zuerst das Gesetz wohl predige, daran die Leute lernen sollen, wie große Dinge Gott von uns fordere, der wir keines thun können aus Unvermögen unsrer Natur, durch Adams Fall verderbet, und also mit dem Jordan taufe. Denn das kalt Wasser bedeutet die Lehre des Gesetzes. Die zündet nicht an die Liebe, sondern löschet sie vielmehr aus, denn durch's Gesetz erkennt der Mensch, wie schwer und unmöglich das Gesetze sei; darüber wird er ihm feind und erkaltet seine Lust zu demselben, daß er's fühlet, wie gar er dem Gesetze aus Herzensgrund wider ist. Da muß er denn sich demüthigen und bekennen, daß er ein verloren Mensch ist und alle seine Werke Sünde seien mit seinem ganzen Leben. Damit ist denn Johannes Taufe geschehen und ist recht wohl nicht alleine begossen, sondern getauft. Da siehet er denn, was Johannes Wort will: thut Buße u. s. w. Da verstehet er, daß Johannes recht sage und Jedermann noth ist, sich zu bessern oder Buße zu thun. Aber zu dem Verstand kommen nicht, lassen sich auch nicht taufen die Pharisäer und Werkheiligen, meinen, sie bedürfen keiner Buße; darum ist Johannes Wort und Taufen vor ihren Augen ein Narrenwerk. Zum andern, wenn also die erste Lehre des Gesetzes und die Taufe vollendet ist, daß der Mensch, gedemüthiget durch sein Selbsterkenntniß, an ihm selbst

und alle seinem Vermögen muß verzagen: da gehet nun das andre Theil der Lehre an, daß Johannes auf Christum die Leute von sich weiset und spricht: sehet da, das ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünde auf sich nimmt. Das ist als so viel gesagt: ich hab' euch zuerst durch meine Lehre Alle zu Sündern gemacht, alle eure Werke verdammt und gesagt, daß ihr an euch selbst müsset verzagen; aber, auf daß ihr auch nicht an Gott verzaget, sehet da, ich will euch zeigen, wie ihr eure Sünde sollt los werden und Seligkeit erlangen. Nicht könnt ihr eure Sünde ablegen oder euch durch Werke fromm machen, ein ander Mann gehört dazu; ich kann's auch nicht thun, doch zeigen kann ich ihn. Es ist dieser Jesus Christus, das Lamm Gottes. Der, der und sonst Niemand weder in Himmel noch auf Erden nimmt die Sünde auf sich, so gar, daß auch du nicht die allerkleinste Sünde könntest bezahlen. Er muß allein auf sich nehmen, nicht deine Sünde allein, sondern der Welt, sie seien groß, klein, viel oder wenig. Das heißt denn das lauter Evangelium predigt und gehöret, und den Finger Johannis erkennet, damit er dir Christum, das Lamm Gottes, zeiget. Kannst du nun glauben, daß solche Stimme Johannis wahr sei, und seinem Finger nachsehen und das Lamm Gottes erkennen, daß es deine Sünde auf ihm trage, so hast du gewonnen, so bist du ein Christ, ein Herr über Sünde, Tod, Hölle und alle Dinge; da muß dein Gewissen froh werden und dem zarten Lamm Gottes aus Herzen hold werden, und den himmlischen Vater über solchem abgründlichen Reichthum seiner Barmherzigkeit, durch Johannem gepredigt und in Christo gegeben, lieben, loben, danken und auf's Allerwilligst werden, seinen göttlichen Willen zu thun, was du kannst aus allen Kräften." „Wie aber ein Unterschied ist unter den Personen," so lesen wir in der Auslegung des zweiten Psalmes zu V. 12; „also sind die Predigten auch unterschieden. Die Gnadenpredigt von Gottes Güte und Barmherzigkeit gehöret auf die armen, erschrockenen Gewissen, so Gottes Zorn wider die Sünde fühlen und bekümmert sind. Dieselbigen soll man aufrichten und trösten. Aber die Zorn- und Strafpredigt gehört auf die Harten, Halsstarrigen und Sichern; die muß man mit dem eisernen Hammer des Gesetzes schlagen, mürbe und weich machen." „Dieses ist die Ordnung aller Propheten im Lehren," schreibt Luther in der kurzen Auslegung Jesajas zu 28, 10, „die auch wir heut zu Tage halten. Zuerst wird das Gesetz gelehret,

welches gebeut; hernach werden die Verheißungen von Christo hinzugethan, der dem Gesetz für uns genug gethan hat; alsdann auch die Verheißungen vom ewigen Leben, von der Gerechtigkeit u. s. w. Weil diese Verheißungen, so lange wir in diesem Fleische sind, nicht vollkommen können gefaßt, sondern im Glauben erwartet werden müssen und weil unser Fleisch allzeit wider den Glauben streitet und lieber dessen, was seine ist, nämlich der gegenwärtigen Hülfe gebrauchen will, deßwegen sind öftere Ermunterungen zum Glauben und Tröstungen von Nöthen, daß wir nicht unterliegen, noch zweifeln, daß wir dasjenige, so verheißen wird, gewiß erlangen werden, wenn wir nur aushalten und in gewisser Hoffnung auf die Gerechtigkeit und das Leben warten. Daß also alle unsere Lehre in diesen beiden Punkten bestehet, in der Predigt des Gesetzes, welches gute Werke lehret, und in der Predigt des Evangelii, welches den Glauben lehret. Der dritte Punkt ist, daß in beiden Arten der Lehre öftere Tröstungen sollen miteingemengt werden wider das Kreuz, welches alle Frommen nothwendig auf sich nehmen müssen."

Um aber Gesetz und Evangelium, überhaupt Gottes Wort predigen zu können, muß man von der Kraft des Gotteswortes selbst Erfahrung gemacht haben. Wo diese Erfahrung, diese innere Erkenntniß des Wortes fehlt, da wird das Wort, wenn es auch nach dem Buchstaben ganz richtig verstanden wird, in seinem Grunde und Wesen gar nicht verstanden. „Um unzweideutig und klar über einen Text zu reden, ist vor Allem nothwendig, seinen Inhalt recht zu verstehen," so lesen wir in der Auslegung von 1. Mos. 16, 12. „Das Erkenntniß ist zweierlei, eins der Worte, das andere der Sache. Wer nun das Erkenntniß der Sache oder Handels nicht hat, dem wird die Erkenntniß der Worte nicht helfen. Nach einem alten Sprichwort pflegt man zu sagen: was einer nicht wohl versteht und weiß, davon wird er auch nicht wohl reden können. Solcher Exempel hat unsere Zeit viel an den Tag gebracht. Denn viel sehr gelehrte und beredte Leute geben überaus närrische und lächerliche Dinge vor, nachdem sie sich unterstehen von solchen Händeln zu reden, die sie nie verstanden haben. — Wer aber den Handel inne hat und versteht, der lehrt recht und trifft die Herzen, ob er wohl unberedt und nicht fertig in den Worten ist. Also that es Cato dem Cicero zuvor, wenn er im Rathe redete, ob er gleich solche Dinge grob und ohne allen Schmuck und Zierde vorbrachte, die sich

in keines Menschen Verstand schickten und darauf niemand dachte. Nun soll man mir aber dieß nicht also deuten oder also verstehen, als verwürfe ich die Grammatik, die ganz nöthig ist; sondern so viel sage ich: wird einer neben der Grammatik nicht auch die Händel in der Schrift studiren, so wird er niemals ein guter Lehrer werden. Denn, wie jener sagte, soll einem Lehrer oder Prediger die Rede folgen und wachsen aus dem Herzen und nicht im Munde."

Jeder Text der heiligen Schrift, selbst wenn er nur aus einem einzigen Verse besteht, birgt eine Menge von Gedanken in sich: der Prediger hat den Hauptgedanken zu ermitteln und ihn festzuhalten und auszuführen. „Wer da will mit Frucht und Nutzen lehren und trösten," so hören wir Luther in den Tischreden, „der soll auf die Hauptsache sehen, davon er vornehmlich sagen soll. Als wer predigen will vom Evangelio von den fünf Broden, so am Sonntag Lätare zu Mittfasten gelesen wird: da stehet einer, der mittelmäßig gelehrt ist, auf einzelnen Stücken, schilt heftig den Geiz und handelt Sprüche, die nicht vornehmlich dazu gehören; wer aber auf die Hauptsache sieht und Achtung hat, der sagt: suchet am ersten Gottes Reich. Matth. 6, 33. Item: Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze. 1. Tim. 4, 8. Für die sorgt Gott und gibt ihnen Nahrung hier genug u. s. w. Wer auf den Zweck sieht, wie Gott für die Seinen sorgt und sich ihrer annimmt, schützt und vertheidigt sie, derselbe kann dieß Mirakel und Wunderwerk am besten und nützlichsten handeln. Also steht das Evangelium am Palmsonntage vornehmlich auf dem, daß man rede vom Reiche Christi; da ein Ungelehrter werde viel plaudern vom Gesange, Procession und Lobe des Volkes und stehen lassen die vornehmste Sache, des Propheten Spruch."

Hat der Prediger sich aus seinem Texte den Hauptpunkt festgesetzt, so darf er in seiner ganzen Rede diesen Hauptpunkt nie aus dem Auge verlieren. Luther sprach ein Mal über Tisch: „Dr. Jonas pflegte zu sagen: man soll die Kriegsknechte nicht alle ansprechen, die einem begegnen. Und es ist wahr, Dr. Pommer nimmt bisweilen etliche mit, so ihm begegnen. Aber das ist ein närrischer Prediger, der da meint, er will alles sagen, was ihm einfällt. Ein Prediger soll bei der Proposition bleiben und das verrichten, das er vorhat, auf daß man dasselbige wohl verstehe. Und gemahnt mich derselbigen Prediger, die alles wollen sagen, was ihnen einfällt, gleichwie der Mägde, die zu Markte gehen. Wenn ihnen eine

andre Magd begegnet, so halten sie mit ihr einen Taschenmarkt oder einen Ständerling: begegnet ihnen dann die andre Magd, so halten sie mit der auch eine Sprache; also thun sie mit der dritten und vierten auch: kommen also langsam zu Markte. Gleich also thun die Prediger auch, qui nimis procul discedunt a proposito und meinen, sie wollen alles gerne auf ein Mal sagen. Aber es thut's nicht." „Ich," sprach Dr. Luther ein ander Mal, „befleiße mich in meinen Predigten, daß ich einen Spruch vor mich nehme, dabei bleib ich, und daß ich's dem Volke also anzeige und ausstreiche, daß sie können sagen: das ist die Predigt gewesen. Das ist, ich bleibe in statu nur auf dem Artikel, Hauptpunkt und Materie allein, davon ich zu reden vorgenommen habe."

Die Wohlredenheit ist nach Luther in den Tischreden „nicht eine gesuchte und angestrichene Schminke der Worte", sondern ist „eine feine, geschmückte Rede, die ein Ding und Sache fein, geschicklich, klärlich und vornehmlich anzeigt, gleichwie ein schön Gemälde". Der Prediger muß ein Dialecticus und ein Rhetor zugleich sein: „Dialektika ist," sagt Luther in der Hauspostille, „der Körper, Rhetorika ist der Schmuck, damit der Körper geziert ist." „Ein Prediger," heißt es in den Tischreden, „soll ein Dialektikus und Rhetor sein, das ist, er muß können lehren und vermahnen. Wenn er nun von einem Dinge oder Artikel lehren will, soll er erstlich unterscheiden, was es eigentlich heißet. Zum Andern definiren, beschreiben und anzeigen, was es ist. Zum Dritten soll er die Sprüche aus der Schrift dazu führen, und damit beweisen und stärken. Zum Vierten mit Exempeln ausstreichen und erklären. Zum Fünften mit Gleichnissen schmücken. Zuletzt die Faulen ermahnen und munter machen, die Ungehorsamen, falsche Lehre und ihre Stifter mit Ernst strafen, also doch, daß man sehe, daß es aus keinem Widerwillen, Haß oder Neid geschehe, sondern allein Gottes Ehre und der Leute Nutz und Heil suche."

Luther erinnert in der Schrift über den freien Willen an das Wort des Augustinus, „daß christlichen Lehrern gebühre, klare, deutliche, reine, gewisse, dürre, einfältige Worte zu gebrauchen. Denn wo man andere Leute lehren will, da muß man gewiß und dürre ausreden und fassen, was die Summe von der Sache ist und wie sie es griechisch nennen, dialectice, davon reden, nicht mit köstlichen, verblümten Worten Umschweif machen, als gelte es Ueberredens."

Wie klar redet der Herr: von ihm kann's der Prediger lernen. „Den gemeinen Mann," sprach Luther eines Tages, „muß man nicht mit hohen, schweren Dingen und verdeckten Worten lehren, denn er kann es nicht fassen. Es kommen in die Kirche arme, kleine Kinder, Mägdlein, alte Frauen und Männer, denen ist hohe Lehre nichts nütze, fassen auch nichts davon. Und wenn sie schon sagen: ei, er hat köstlich Dinge gesagt und eine gute Predigt gethan; da man sie aber fragt: was war es denn? so sagen sie: ich weiß es nicht. Man muß den armen Leuten weiß weiß, schwarz schwarz sagen auf's Allereinfältigste wie es ist, mit schlichten, deutlichen Worten, sie fassen's dennoch kaum. Ach wie hat doch unser Herr Christus Fleiß gehabt, daß er einfältig lehrete! Von Weinstöcken, von Schäflein, von Bäumen u. s. w. brauchte er Gleichnisse: alles darum, daß es die Leute verstehen, fassen und behalten könnten." Die Lehre der Schrift, die Wahrheit des Evangeliums muß hell und klar vorgetragen werden: darum verwirft Luther auch die Beweisführungen mittelst Allegorieen. „Figuren und Deutungen sind nicht genug," sagt er in der evangelischen Kirchenpostille am Sonntage nach Weihnachten, „den Glauben zu gründen; er muß zuvor gegründet sein mit klarer Schrift, einfältig verstanden nach Laut und Meinung der Worte. Und alsdann nach solchen Worten und Grund des Glaubens sind solch Deutungen der Geschichte auf den Glauben zu bauen, um ihn damit begießen und stärken."

Verständlich hat der Prediger sich auszudrücken: er hat keine neuen Worte in deutscher Sprache zu ersinnen, auch keine Ausdrücke und Sätze aus fremden Sprachen zu entlehnen. „Die neue Worte erdichten," heißt es in den Tischreden, „und vorbringen, die müssen auch neue Dinge und Sachen bringen: wie Scotus mit seiner Realität, Hiccität, die Wiedertäufer und Rottengeister mit ihrer Besprengung, Entgröbung, Gelassenheit u. s. w. Darum hüte man sich vor allen denen, die sich befleißigen neuer, ungewöhnlicher, ungebräuchlicher Worte; denn solche Art zu reden ist stracks wider die Wohlredenheit." „Ach wie bin ich den Leuten so feind," ruft er ein ander Mal aus, „die so viel Sprachen auf der Kanzel einführen, wie Zwingli, der redet hebräisch, griechisch, lateinisch auf dem Predigtstuhl zu Marburg, M. H. zu Jena (wer ist dieser?) und ihrer Viele haben den Brauch." Luther kann nicht müde werden zu mahnen, so einfach, so schlicht, so einfältig, wie nur irgend möglich, von den Ge-

heimnissen des Glaubens zu reden. Das ist die Kunst aller Künste, welche der Prediger verstehen muß! „Ein jeglicher Prediger soll sich gewöhnen, daß er schlecht und einfältiglich predige, und soll bei sich beschließen und gedenken, daß er muß predigen unverständigen Leuten, als Bauern, die eben so wenig verstehen, als die Jungen von 12, 13, 14, 22 Jahren, denen man auch allein prediget. Das ist der große Haufe, daß es dieselbigen verstehen oder etwas draus fassen mögen und ihr Leben bessern. Mir zwar und Philippo darf keiner predigen, wiewohl wir auch etwas draus lernen können, das uns von Nöthen ist. Man muß nicht predigen und tapfer herscharren mit großen Worten, prächtig und kunstreich, daß man sehe, wie man gelehret sei und seine Ehre suche. O nein, hie gilt's nicht. Man soll sich richten nach den Zuhörern und das fehlet gemeinlich allen Predigern, daß sie predigen, daß das arme Volk gar wenig draus lernet, wie Bucer und Zwingli thaten zu Marburg in großer Pracht daher und alles auf's Kunstreichste, daß sie das Lob davon hätten, als wollten sie sagen: siehe, Dr. Martin und Philippus sehen, wie ich so ein gelehrter Geselle bin. Einfältig zu predigen ist eine große Kunst. Christus thut's selber. Er redet allein von Ackerwerk, von Senfkorn u. s. w. und braucht eitel grobe, bäurische Gleichnisse." Als Doktor Erasmus Alberus, da er in die Mark ziehen wollte, Luthern bat, ihm eine Form und Art zu stellen, wie man vor Fürsten predigen solle, sprach der Doktor: „alle deine Predigten sollen auf's Einfältigste sein und siehe nicht auf den Fürsten, sondern auf die einfältigen, albernen, groben und ungelehrten Leute, welches Tuches auch der Fürst sein wird. Wenn ich in meiner Predigt sollte Philippum Melanchthonem und andere Doktores ansehen, so machte ich nichts gutes, sondern ich predige auf's Einfältigste den Ungelehrten und es gefällt allen. Kann ich dann griechisch, hebräisch und lateinisch, das spare ich, wenn wir Gelehrten zusammen kommen, da machen wir es so krause, daß sich unser Herr Gott darüber verwundert." „Ein Prediger," sagt er an einem andern Orte, „soll also geschickt sein, daß er fein, einfältig, rund und richtig lehren könne die Albernen und Ungelehrten, denn es gar viel mehr am Lehren, denn am Ermahnen gelegen ist. Wir sollen Säugammen sein, gleichwie eine Mutter ihr Kindlein säugt, die pappelt und spielet mit ihrem Kindlein und schenkt ihm aus dem Busen, da darf sie denn keines Weines noch Malvasiers zu, denn

wir nicht Schenken und Kretzschmarn sind. Ich bin denen sehr feind, die sich in ihren Predigten richten nach den hohen, gelehrten Zuhörern, nicht nach dem gemeinen Volk, das achten sie nicht. Denn mit hohen und prächtigen Worten Einherfahren ärgert und zerbricht mehr, denn es bauet." Entrüstet über diese Gelehrten, die er so gern Klüglinge nennet, ruft er aus: „Verflucht und vermaledeit sind alle Prediger, die in Kirchen nach hohen, schweren und subtilen Dingen trachten, und dieselben dem Volk vorbringen und davon predigen, suchen ihre Ehre und Ruhm, wollen einem oder zwei Ehrgeizigen zu Gefallen thun. Wenn ich in Wittenberg predige, lasse ich mich auf's Tiefste herunter, sehe nicht an die Doktores und Magistros, deren in die vierzig drinnen sind, sondern auf den Haufen junger Leute, Kinder und Gesinde, der in die hundert oder tausend da sind. Denen predige ich, nach denselben richte ich mich, die bedürfen's, wollen es die Andern nicht hören, so stehet die Thür offen. Darum, mein lieber Bernhardt, befleißige dich, daß du einfältig, vernehmlich, lauter und rein predigst und lehrst." Trefflich ist, was Ratzeberger aus dem Gespräche mittheilt, welches Luther mit Bucer 1537 in Wittenberg hatte. „Ich erkenne meine Schwachheit," sagte er da, „und weiß keine so scharfsinnige und gelehrte Predigt zu thun wie Ihr. Aber wenn ich auf die Kanzel trete, so sehe ich, was ich für Zuhörer habe, denen predige ich, was sie verstehen können, denn die Meisten unter ihnen sind arme Laien und schlechte Wenden. Ihr aber sucht eure Predigt gar zu hoch und schwebet in Lüften, in Gaischt, Gaischt. Darum gehören eure Predigten nur für die Gelehrten, die können meine Landsleute allhier, die Wenden, nicht verstehen. Darum thue ich wie eine getreue Mutter, die ihrem weinenden und säugenden Kinde die Brüste bald in's Maul hänget und ihm Milch zu trinken gibt, davon das Kind besser gelabet und gewartet wird, als wenn sie ihm ein Zuckerrosat oder andern köstlichen Syrup aus den Apotheken wollte eingießen. Diesem Brauche soll ein jeder Prediger folgen und dahin sehen, was er für Zuhörer habe, ob sie das auch verstehen und fassen können, was er predigt, und nicht, wie er gelehrt sei."

Das einfältige Volk erwartet keine gelehrten Untersuchungen in der Predigt: was an sich schon klar ist, darf nicht erst in's Klare gebracht werden. „Es gilt hier nicht Disputirens," sagt er in der Hauspostille am Tage der heiligen Dreifaltigkeit, „ob es wahr sei,

sondern es gilt das, ob solches in Gottes Wort gegründet sei. Ist's Gottes Wort, so laß dir nicht grausen, er wird nicht lügen." Ist etwas zu beweisen, so sind die schlagenden, die einleuchtenden Beweise den feinen und spitzfindigen bei Weitem vorzuziehen. „Solche gewaltige Argumente und Ueberweisungen, die gleichsam auf einen Stoß danieder legen Alles, was man dawider aufbringen kann," bekennt Luther in der Auslegung von 1. Mos. 18, 13 und 14, „habe ich sehr lieb, nicht die rhetorischen, langweiligen Argumente, dazu viel Worte und Farben gehören. Darum ist es nicht genugsam, daß man von Sachen scheinbarlich rhetorisiren kann, sondern man muß auch ein Dialektikus sein und wissen, was wohlgegründete, starke, gewisse und wahrhaftige Sprüche und Beweisungen sind, und nicht allein, was gleichmäßig ist und der Wahrheit ähnlich scheint. Wenn nun dasteht der Grund einer festen und gewissen Beweisung, so thut man danach wohl, daß man auch die rhetorischen Umstände dazu bringt, was leicht oder schwer, dienlich oder undienlich, löblich oder unlöblich sei."

Muthig, unverzagt muß der Prediger sein: nie darf es ihm an dem rechten Freimuthe fehlen. „Das gehört auch zu einem Prediger," so läßt sich Luther in der Auslegung von Matth. 5, 1 und 2 vernehmen, „daß er nicht das Maul halte und nicht allein öffentlich das Amt führe, daß Jedermann schweigen müsse, und ihn auftreten lasse als den, der da göttlich Recht und Befehl hat, sondern auch das Maul frisch und getrost aufthue, das ist, die Wahrheit und was ihm befohlen ist zu predigen, nicht schweige, noch mummle, sondern ohne Scheu und unerschrocken bekenne und dürre heraussage, Niemanden angesehen noch geschonet, es treffe, wen oder was es wolle. Denn das hindert einen Prediger gar sehr, wenn er sich will umsehen und sich bekümmern, was man gerne höret oder nicht, oder was ihm Ungunst, Schaden oder Gefahr bringen möchte; sondern wie er hoch auf einem Berge, an einem öffentlichen Orte stehet und frei um sich sieht, so soll er auch frei reden und Niemand scheuen, ob er gleich mancherlei Köpfe und Leute siehet, und kein Blatt vor's Maul nehmen, weder gnädige, noch zornige Herrn und Junker, weder Geld, Reichthum, Ehre, Gewalt, noch Schande, Armuth, Schaden ansehen, und nicht weiter denken, denn daß er rede, was sein Amt fordert, darum er dastehet. Denn Christus hat das Predigtamt nicht dazu gestiftet und eingesetzt, daß es diene Geld, Gut, Gunst,

Ehre, Freundschaft zu erwerben oder seinen Vortheil damit zu suchen, sondern daß man die Wahrheit frei öffentlich an den Tag stelle, das Böse strafe und sage, was zur Seelen Nutz, Heil und Seligkeit gehöret."

Auf das rechte Theilen des Wortes muß der Prediger sich gut verstehen: seine Predigt soll nicht bloß der Fassungskraft der Zuhörer angemessen sein, sondern sich auch nach ihrer Gemüthsart, nach ihrem Herzenszustande richten. Alles schickt sich nicht für Alle. „Darum muß man," mahnt er in der andern Predigt zu dem dritten Trinitatissonntage in der evangelischen Kirchenpostille, „allezeit predigen, darnach die Leute sind. Denn ich hab' gesagt, daß diese Lehre nicht dienet für einen groben, harten Menschen. Gleichwie es nicht nützet, daß man einem groben Drescher Zucker und köstliche Labsal gebe, die einem Kranken gehört, sondern ein gut Stück hart Brod und Käse und einen Trunk Wassers soll man ihm geben; aber andre weiche und niedliche Speise sparen für die Kranken oder jungen Kinder, die nichts Hartes verdauen können. Also mußt du auch hie zusehen, daß du es recht theilest und jeglichem sein Gebühr gebest, wie ein kluger Haushalter: also daß du Moses und des Gesetzes Predigt treibest, wo du harte, ruchlose Leute findest, die sicher und ohn Furcht leben; die laß nur grobe Drescherspeise essen, d. i. den zornigen Mosen hören, der darein donnert und blitzet vom Berge Sinai, die Kinder Israel würget und umbringt in den Wüsten, den König Pharao im rothen Meer ersäufet. Wo aber betrübte, schwache Herzen und Gewissen sind und nun verlorne Schäflein worden, da schweig nur von Mose und allen Werken Gottes, in dem Gesetz gethan, und sage allein von den Werken, durch Christum zur Zeit der Gnade gethan, und bilde dem armen Gewissen wohl ein, wie er sich gegen das verlorene Schäflein erzeiget, nämlich daß er sei der liebe, fromme Hirte, dem so angst und bange ist nach dem Schäflein, daß er Alles stehen und liegen läßt, daß er nur dasselbe wiederhole, und läßt nicht ab, bis daß er's wieder heimbringt. Denn es ist ihm leid, daß ein Mensch in Sünden stecket, betrübt und verzagt ist und kann's nicht leiden, daß er darin bleibe und verderbe, sondern locket dich mit seinem süßen Evangelio auf's Allerfreundlichste, daß du nur zu ihm kommest und lassest dich auf seine Schultern nehmen und tragen, und sein liebes Schäflein heißest. Denn jener Haufe muß nicht das verlorene Schaf heißen, der da sicher und im Sause lebet,

sich nichts darum bekümmert, ob Gott droben zürne oder lache, sondern ist ein wilder Bock, der sich weder hüten noch halten läßt; sondern die heißen verirrete, verlorene Schafe, welche ihre Sünde drücket und im Kampfe des Glaubens stehen: da es nicht gilt, Mosen zu verlieren, sondern Christum und seinen Hauptartikel, das ist, da das Gewissen in Sorgen und Aengsten ist, ob ihm Gott gnädig sei."

So sehr Luther für die Kürze ist, so wenig will er doch aber auch aus der Predigt die wohlthuende Fülle, die Umständlichkeit verbannen. „Etliche," sprach Dr. Martinus ein Mal, „plagen die Leute mit allzulangen Predigten, da es doch um das Gehör gar ein zärtlich Ding ist, wird eines Dinges bald überdrüssig und müde, wiewohl Dr. Pommer immerdar diesen Spruch anzieht und zum Deckel nimmt seiner langen Predigten: wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort. Aber doch ist Maß in allen Dingen gut." „Viel mit wenig Worten fein, kurz anzeigen können," lautet eine andere Aeußrung Luthers, „das ist Kunst und große Tugend. Thorheit aber ist's, mit viel Reden nichts reden." „Eines guten Redners Amt oder Zeichen ist, daß er aufhöre, wenn man ihn am Liebsten höret und meinet, es werde erst kommen. Wenn man ihn aber mit Ueberdruß und Unwillen höret, und wollte gern, daß er aufhörete und zum Ende und Beschluß käme, das ist ein böses Zeichen. Also auch mit einem Prediger, wenn man sagt, ich hätte ihm noch wohl länger mögen zuhören, so ist's gut: wenn man aber sagt, er war in das Waschen gekommen und konnte nimmermehr aufhören, so ist's ein böses Zeichen." Doch neben dieser Kürze muß der Prediger, wie Luther das nennet, sich auch des Ausstreichens befleißigen. „Der heilige Geist beschreibt die Geschichte und Historien," sagt er in der kurzen Auslegung des Propheten Jesaja 37, 36, „mit kurzen Worten: aber wenn er die Leute vermahnt, erinnert und von künftigen Händeln redet, so braucht er über die Maße viele Worte. Denn der heilige Geist geht viel mehr damit um, daß er die Herzen und Gewissen erwecke und munter mache, denn daß er die Händel ausstreiche und herausputze. Aber die Welthistorien beschreiben, thun das Widerspiel. Denn wie die Händel und Kriege ergangen sind, dazu brauchen sie viel Worte: wozu man es aber brauchen soll, sich darnach zu richten und zu halten, übergehen sie gemeiniglich. Denn weil die heilige, göttliche Schrift damit umgehet und sich deß befleißigt, daß

der sie liest, hört oder lernt, zum Glauben und Vertrauen auf Gottes Gnade, Trost und Hülfe gebracht werde; so bedarf sie nicht weitläufiger Beschreibung. Denn wenn des Menschen Gemüth und Herz bereits erweckt und entzündet ist, so kann ein Mensch, der Gottes Wort liest, die großen, herrlichen Händel und Sachen, wenn sie gleich auf das Allerkürzeste beschrieben sind, dennoch wohl sehen."

Ueber die Form der Predigt hat sich Luther meines Wissens nie eingehend im Zusammenhange ausgesprochen: nur über den Anfang und den Schluß der Predigt schreibt er gelegentlich ein Mal dem Pfarrer Georg Kunzelt zu Eilenburg, welcher ihn darüber um seinen Rath gefragt hatte. „Was du verlangt hast, mein ehrwürdiger Vater, über den Anfang und den Schluß der Rede, das stimmt nicht mit dem Brauche der Andern. Denn ich lasse die wortreichen Eingänge weg und bediene mich in der Kürze dieser Worte: daß das Wort Gottes uns fruchtbar sei und Gott angenehm, so lasset uns zuvor seine göttliche Gnade anrufen und sprecht ein inniges Ave-Maria oder Paternoster. Darauf lese ich gleich den Text ohne irgend ein Thema vor, ich erkläre entweder den David, oder lege Lehren aus ihm vor. Am Ende sage ich also: Davon ist genug, oder: Ein ander Mal mehr, oder: Das sei davon gesagt, wir wollen Gott anrufen um seine Gnade, daß wir das mögen thun, oder so: Das helf uns Gott. Hernach mit ganz kurzen Worten: Lasset uns befohlen sein geistlichen und weltlichen Stand, sonderlich u. s. w., für die und alle, so wir schuldig sind, wollen wir beten ein Vater-Unser insgemein (Luthers Briefe von de Wette, 1, 455).

Was den Vortrag anlangt, so empfiehlt Luther, langsam zu sprechen. „Ein langsam Reden," heißt es in den Tischreden, „ist einem Prediger am Bequemsten und eine feine Tugend, denn er kann desto fleißiger und bedächtiger seine Predigt vortragen. Seneka schreibt von dem größten Wohlredner in der lateinischen Sprache, dem Cicero, daß er langsam und in's Herz geredet hat, wie ihr auch an Dr. Gregor Brück sehet." Von der Gestikulation hielt der Reformator nicht viel. Es ward bei ihm ein Mal gedacht der mancherlei seltsamen Weisen und Gebärden, so Etliche Prediger führten, und man sagte, wie Etliche in Italia wären, die mit Hin- und Herlaufen, mit Schreien und wunderlichen, häßlichen Gebärden sich erzeigten,

wie die Narren und Thoren. Das sprach Dr. Martinus: „Es will die Welt betrogen sein, dazu muß man Gebärde gebrauchen.“

Den Spruch, in welchem man vielfach Luthers ganze Kanzelweisheit zusammengedrängt findet: Tritt frisch auf, thu's Maul auf, hör' bald auf! habe ich nirgends in seinen Schriften entdeckt. In den Tischreden stellt er mehrfach die Eigenschaften zusammen, die ein guter Prediger besitzen muß. Er sagt da das eine Mal: „Zum Ersten, daß er fein, richtig und ordentlich lehren könne. Zum Andern soll er einen feinen Kopf haben. Zum Dritten wohl beredt sein. Zum Vierten eine gute Stimme haben. Zum Fünften ein gut Gedächtniß. Zum Sechsten soll wissen aufzuhören. Zum Siebenten soll er seines Dings gewiß und fleißig sein. Zum Achten soll Leib und Leben, Gut und Ehre dran setzen. Zum Neunten soll er sich von Jedermann lassen vexiren.“

Gehen wir nun zu den Predigten Luthers über, so besitzen wir deren eine große Menge in deutscher Sprache, einige wenige, aus seinen ersten Predigerjahren, in lateinischer Sprache. Wir lassen diese letzteren jetzt ganz außerhalb der Betrachtung. Es fragt sich aber sehr, ob wir aus jenen deutschen Predigten einen vollkommen klaren Einblick in die lutherische Predigtweise gewinnen können. Sehen wir uns nur das Inhaltsverzeichniß der Predigten in der Kirchenpostille an, so überzeugt uns ein Blick auf die dabei bemerkten Seitenzahlen, daß gar viele von ihnen nur in einer ganz überarbeiteten, vielfach außerordentlich erweiterten Gestalt uns vorliegen. Da gibt es Predigten, welche ein halb hundert Seiten in hoch Oktav füllen, wie z. B. die Evangelienpredigt am Sonntag nach dem Christfeste, ja die Predigt am Tage der heiligen drei Könige nimmt gar über hundert Seiten in Anspruch. Bestimmt wissen wir, daß die andre Predigt über das Evangelium des ersten Sonntags nach Ostern (S. 643—656) aus zwei in Borna gehaltenen Predigten zusammengesetzt ist. Und anderer Seits begegnen uns in dem epistolischen Theile Predigten, welche, wie die am zweiten Sonntag in den Fasten, am dreizehnten und am fünfundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis, mehr einem Entwurfe zu einer Predigt als einer wirklichen Predigt gleichen. Die Hauspostille veranschaulicht auch Luthers Predigtweise nicht ganz genau, denn ein Mal hat der Reformator die Mehrzahl dieser Predigten nicht in der Kirche

bei dem Gottesdienste gehalten, sondern daheim in seinem Hause vor Weib und Kind, Hausgenossen und Hausgesinde, Hausfreunden und zugereisten Fremden. Er ließ sich da gehen, band sich an keine Form und Norm — mit unsren Vorträgen in Bibelstunden ließen sich am Ende diese Predigten am Besten vergleichen. Einzelne Predigten der Hauspostille sind nun allerdings in der Kirche gehalten worden, aber auch diese Kirchenpredigten rühren nicht von der Hand Luthers her. Er hat sie weder vorher noch nachher aufgezeichnet: wie geschäftige Hände die Reden, welche er über Tisch hielt, vielleicht nach kurzen Notizen später auf das Papier warfen, so waren auch wieder befreundete Hände geschäftig, die Predigten, welche Luther in der Kirche hielt, so gut als es ging, nachzuschreiben. Dem Redner wurden diese Nachschriften vielfach gar nicht vorgelegt; es hätte auch nichts geholfen, er war mit andern Arbeiten zu sehr überladen, er mußte seine Freunde gewähren lassen, sie stellten aus den Nachschriften und ihren eigenen Erinnerungen die Predigt zusammen, füllten die bemerkten Lücken nach ihrem eigenen Gutdünken aus und gaben die Predigt dann ab zu der Hauspostille. Mit den Predigten, welche Luther bei so vielen Gelegenheiten im Lande hin und her hielt, geladen von Fürsten, beschäftigt mit Kirchenvisitationen und auf andern Reisen, liegt es wesentlich ebenso. Sie gingen unter Luthers Namen aus, aber oft sah Luther seine Predigt früher gedruckt, als er sie geschrieben gesehen hatte. Der alte Cruciger hatte ein ganz besonderes Geschick, in der angegebenen Weise lutherische Predigten zusammenzustellen und durch den Druck ausgehen zu lassen. Luther wäre es bei dem besten Willen nicht im Stande gewesen, seine gehaltene Predigt zu Papier zu bringen. Er hatte sich auf seine Predigt allerdings immer irgendwie vorbereitet, der Hauptpunkt war festgestellt, die Hauptgedanken geordnet, aber auf dem Papier stand nichts: er hielt die so meditirte Predigt und mit dem Halten war er sie auch wieder los. Es ging ihm zu viel durch seinen Kopf, seine Gedanken wurden von Stunde zu Stunde anderswohin gezogen: wie bald mußte er nicht wieder auf die Kanzel steigen? Die ganz natürliche Folge war von alle dem, daß die mit aller Sammlung gehaltene Predigt schon oft am folgenden Tage so in den Hintergrund gedrängt war, daß er sich nur noch dunkel auf das Thema und auf die Ausführung desselben besinnen konnte und das Bild der Predigt vor seinem inneren Auge verwischt und ver-

schwommen war. Er selbst spricht dieses aus, so in einem Brief an seinen Busenfreund, den Georg Spalatin, vom Thomastage 1518. „Die Weimarsche Predigt," schreibt er hier, „welche du verlangst, habe ich ganz vergessen außer bis etwa auf ein Stück, welches ist, daß ich gewiß bin, daß ich gegen die Heuchler und Rühmer ihrer eigenen Gerechtigkeit nach dem Evangelium gehandelt habe, wie ich in Allem pflege, deren einen ganz sonderlichen ich an jenem Hofe kenne: du kennst ihn auch, wennschon ich ihn nicht nenne. Denn nichts ist den Großen und Gewaltigen schädlicher, als diese Art von Menschen, welche, da sie durchaus nichts gelernt haben, dennoch Alles lehren, sogar gewisse Gottesdienste der Engel. Diesen Satzungen habe ich mit Fleiß widersprechen wollen. Nur so viel weiß ich. Ich werde mir aber Mühe geben, wenn das Gedächtniß noch etwas mehr davon behalten hat, und werde es so bald als möglich schicken." (Luthers Briefe von de Wette 1, 200.) Weiteres erfahren wir aus den Tischreden. Da Dr. Martinus in Wörlitz vor den hochgeborenen Fürsten von Anhalt und dem jungen Markgrafen eine Predigt gethan hatte, aus 1. Tim. 1, welche darnach gedruckt ist, fragte ihn M. Vitus, ob er alle Stücke derselben Predigt vorher hätte begriffen, denn es wäre eine sehr gute, schöne Vermahnung zu dem höchsten und vornehmsten Gottesdienste, nämlich Gottes Wort zu hören. Darauf antwortete Dr. Martinus und sprach: „Ich pflege nicht alle Stücke in Sonderheit zu fassen, sondern allein den Hauptpunkt, darauf die Summa der ganzen Predigt stehet, als nämlich in dieser Predigt hab ich die Vermahnung gerichtet zu dem höchsten und größten Gottesdienst, als Gottes Wort hören. Darnach im Reden fällt mir solches ein, darauf ich zuvor nicht sonderlich gedacht habe, denn da ich alle Worte sollte fassen und von allen Stücken in Sonderheit reden, so würde ich nicht so kurz hindurchgehen. Darnach, da er dieselbe Predigt las, verwunderte er sich, wie er also geredet hatte, und lobte M. Kaspar Kreutziger's Geschicklichkeit, der seine Worte und Art zu reden also auffahen und begreifen könnte, und sagte: ich halte, er hat's besser gemacht, denn ich gepredigt habe; da ich die Predigt that, waren nicht zehn Bauern in der Kirche ohne die drei Fürsten und ihr Hofgesinde." Ich meine, diese beiden Aussagen Luthers legen es ganz klar, wie die allermeisten seiner Predigten, welche auf uns gekommen sind, entstanden sind. Hat er, da er vor Fürsten predigte, seine Vorträge

nicht concepirt, so wird er auch für gewöhnlich nicht dazu gekommen sein, sie auf das Papier zu werfen: hat er dem Dr. Cruciger es hier überlassen, aus seinen Notizen eine Predigt für den Druck zusammenzustellen, so wird das überhaupt die Regel gewesen sein. Dieß wird übrigens durch Luthers Vorwort zu der letzten Ausgabe der Kirchenpostille, welche bei Luthers Lebzeiten 1543 veranstaltet wurde, noch ausdrücklich bestätigt: hier lesen wir: „Diese jetzige (Postille), so mein guter Herr und Freund D. Caspar Creuziger gebessert und vermehret hat."

Fehlt uns daher am Ende eine wortgetreue Wiedergabe der lutherischen Predigten fast vollständig, so können wir doch immerhin Luthers Art zu predigen aus den gedruckten Predigten völlig erkennen; gibt der Reformator doch selbst zu, daß seine Worte und seine Weise zu predigen zumal von Dr. Cruciger ganz richtig getroffen sei. Ich bemerke, daß ich mich bei der Charakteristik der lutherischen Predigtart vornehmlich an seine Kirchenpostille (KP. = Kirchenpostille, Predigten über die Evangelien: EKP. = Kirchenpostille, Predigten über die Episteln) halte: aus der Hauspostille berücksichtige ich nur solche Reden, die bei dem Gemeindegottesdienste gehalten worden sind.

Wir können nichts anders erwarten, als daß Luther seinen Predigten einen Abschnitt der heiligen Schrift zu Grunde legt, betont er ja fort und fort, daß der Predigt Aufgabe die Verkündigung des Wortes Gottes sei. Allein er hat auch ohne einen Schrifttext gepredigt, so haben z. E. die so gewaltigen Predigten, mit welchen er, von der Wartburg zurückgekehrt, 1522 die Schwärmer in Wittenberg niederschlug, keinen Text, auch in der Hauspostille hat die erste Predigt am Michaelistage keinen Schriftabschnitt sich ausersehen. Der Reformator sagt ein Mal in seinen Tischreden: „Der beste Prediger ist der, von dem man kann sagen, wenn man ihn gehöret hat, das hat er gesagt, wenn er gleich nicht viel Sprüche aus der Schrift führet und anzieht, wenn es nur recht ist, das er predigt und dem Glauben ähnlich und gemäß." So hielt er es auch nicht für schlechterdings geboten, daß ein Wort der Schrift in jeder Predigt zur Lehre oder zur Vermahnung verwandt würde: wenn die Lehre oder Vermahnung nur schriftgemäß war, so gab er sich schon zufrieden. Aber jene textlosen Predigten sind nur Ausnahmen von der Regel und zwar sehr seltene Ausnahmen: Regel ist und

bleibt: jede Predigt hat einen Text, hat ein Schriftwort. Am meisten predigt Luther über die Evangelien des betreffenden Tages, sodann über die Episteln; freie Texte begegnen uns nicht häufig. In den Nebengottesdiensten der Woche predigte er am liebsten über ganze Bücher der heiligen Schrift, so hat er den ersten und zweiten Brief Petri, das erste Buch Mose, den ersten Timotheusbrief u. s. w. durchgepredigt, öfters nahm er aus einem Bibelbuche auch nur einen längeren Abschnitt vor, so die Bergpredigt, die letzten Reden des Herrn bei Johannes, 1. Corinther Kap. 15, das Vater-Unser, den Dekalog. Die Evangelien und Episteln wurden bevorzugt, nicht weil der Prediger von der Unübertrefflichkeit derselben vollkommen überzeugt war; sondern weil diese Abschnitte der Schrift dem Volke am Besten bekannt waren und Luther durch seinen Vorgang den geistreichen Predigern nicht Thor und Thür öffnen wollte, welche durch die heilige Schrift fliegen und nach ihrem Geschmacke und Wohlgefallen aus derselben herausholen, was sie dem Christenvolke vortragen wollen. Die Perikopen sollten diesen freien Geistern Gewalt anthun und der Gemeinde, welche durch Postillen in das Verständniß dieser Schriftstücke eingeführt war, einen Maßstab in die Hand geben, um die Geister zu prüfen. Außerdem dachte Luther auch bei seinen Predigten an die vielfach so gering gebildeten Prediger: er wollte ihnen vor allen Dingen in seinen Kirchenpostillen ein Handbuch über die Perikopen, eine predigtmäßige Verarbeitung derselben darreichen, daß sie daraus die rechte Form der Predigt lernten und fruchtbare Gedanken schöpften.

Auf die Eingänge zu den Predigten legt Luther keinen großen Werth: er ist hier ganz anderer Ansicht, als die Kirchenredner in griechischer Zunge, welche einen guten Eingang schon für eine halbe gute Predigt hielten. Gar oft verschmäht er jeden Eingang und springt mit beiden Füßen mitten in seinen Text hinein: aber er verschmäht auch, wenn sich ein passender von selbst bietet, diesen Anfang der klassischen Rede nicht. Vielfach geht er in dem Eingange von der vorgelesenen Schriftstelle in der Weise aus, daß er die Wahl dieses Wortes lobt und seinen Text preist. So beginnt er in der KP. die Predigt über das Evangelium am Kirchweihetage: „Ich halte, daß es aus sonderlicher Gottes Vorsehung geschehen sei, daß die lieben Väter dieß Evangelium auf diesen Tag zu lesen und zu predigen verordnet haben, da sie die Larven und

Gepräng der äußerlichen Kircheinweihung eingesetzt haben, wiewohl sie mit einem durstigen Frevel das menschliche Herz, so mit äußerlichen Dingen gefangen ist, merklich sehr verhindern, daß es nicht tieferes indeß bedenken kann. Doch zeiget das Evangelium, welches Geist und Leben ist, an, daß der Tempel solle Gott geheiligt sein." „Das ist," so hebt der Prediger auf den zweiten Pfingsttag in der KP. an, „der besten und herrlichsten Evangelien eines, wie sie sonderlich S. Johannes pfleget zu schreiben und billig sollte eines jeden Christen tägliche Lektion und Betrachtung sein, in seinem Gebet ihm selbst fürzusprechen, seinen Glauben zu stärken und sein Herz damit zu erwecken zur Anrufung, denn es sind Worte, die da können aus Traurigen fröhlich, aus einem Todten lebendig machen, so nur das Herz festiglich daran glaubet." „Das ist auch ein schön Evangelium," so beginnt die andere Predigt über das Evangelium von Trinitatis, „und handelt das fürnehmste und Hauptstück der Lehre in der Christenheit, nämlich den Artikel, wie man vor Gott fromm und gerecht wird." Vgl. in der EKP. die Predigt des Sonntags nach Weihnachten, zu Neujahr, am 13. und 17. Sonntag nach Trinitatis. Er spricht sich in der Einleitung öfters auch darüber aus, was die Wahl gerade auf diesen Abschnitt der Bibel gelenkt habe. So sagt er gleich zu Anfang der Predigt über das Evangelium des Sonntags Invocavit in der KP.: „Dieß Evangelium wird heute gelesen im Anfange der Fasten, daß man das Exempel Christi den Christen einbilde und die Fasten halte, welches ist ein lauter Affenspiel." Vgl. die Predigt über das Evangelium von Rogate. Ganz ähnlich beginnt die Epistelpredigt auf den ersten Sonntag nach Ostern: „Diese Epistel ist darum auf diesen Sonntag erstlich verordent zu lesen, daß sie redet von der Taufe und der neuen Geburt derer, die da sind Christen und gläubig geworden, weil vor Zeiten in der Kirche diese Gewohnheit gehalten, daß man auf diese Zeit bald nach Ostern diejenigen, so nun den Glauben Christi angenommen, und desselben unterrichtet waren, sämmtlich pflegte zu taufen, daher man auch diesen Sonntag Dominicam in albis heißet, und wir Deutschen den weißen Sonntag genennet haben, darum daß die, so getauft waren, in weißer Leinewand gekleidet gingen, zum Zeichen und Bekenntniß ihrer Taufe und neuen Geburt, wie man noch den getauften Kindlein weiße Westerhemden anzieht."

Wiederholt klagt Luther in dem Eingange, daß der Text falsch abgegrenzt sei: so beginnt er die dritte Predigt in der KP. zu Pfingsten mit den Worten: „Dieß Evangelium sollte man wohl höher anfahen, weil man auf diesen Tag von dem heiligen Geiste predigen soll, an dem, das vorhergehet, so man sonst zur Messe des Pfingstabends hat gelesen, da Christus spricht: liebet ihr mich“ u. s. w. Mit einer gleichen Klage beginnen die Predigten in der EKP. zum zweiten Advente, zu dem siebenten und neunten Trinitatissonntag.

Gelegentlich ist der Eingang harmonistisch, sei es so, daß der Prediger den inneren Zusammenhang des Evangeliums und der Epistel des Tages in's Licht stellt, sei es, daß er mit der Texterzählung die Berichte der andern Evangelisten vergleicht. Die Predigt auf den zweiten Sonntag nach Ostern in der EKP. beginnt: „Dieß ist eine schöne apostolische Epistel und darum ohne Zweifel auf diesen Tag zu lesen verordnet, daß sie am Ende übereinstimmt mit dem Evangelio von dem guten Hirten, da S. Petrus spricht: ihr seid bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.“ Vgl. auch die Epistelpredigt des elften Sonntags nach Trinitatis. Mit einem Versuche einer Evangelienharmonie beschäftigen sich die Eingänge der ersten und dritten Himmelfahrtspredigt und die Predigt zu dem fünfundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis in der KP. „In diesem Kapitel ist beschrieben der Ausgang,“ so hebt die letzte an, „und das Ende der beiden Reiche, des Judenthums und auch der ganzen Welt. Aber die zwei Evangelisten, Matthäus und Markus, werfen die beiden in einander, halten nicht die Ordnung, die Lukas gehalten hat.“

Auf den Context wird hingewiesen, wie in der zweiten Predigt über das Evangelium des achten Trinitatissonntags und in der Predigt über die zweite Osterepistel: eine Prophetenstelle, Hagg. 2, 7 f., gibt am Christtage den Ausgangspunkt der Predigt über das Festevangelium her. Aehnlich leitet Luther die erste Predigt über das Evangelium des ersten Pfingsttages mit einer Auslegung der Pfingstgeschichte, also der Epistel, ein.

Bei andern Predigten gedenkt der Eingang der Auffassungen der Väter: so beginnt die Predigt über das Gleichniß von den Arbeitern in dem Weinberge: „Dieß Evangelium haben etliche

Väter gezogen auf die Prediger von der Welt an bis an's Ende, daß die erste Stunde sei Adam's Zeit, die dritte Noä's Zeit, die sechste Abraham, die neunte Mose, die elfte Christi und der Apostel. Solch Geschwätze ist gut, die Zeit zu vertreiben, weil man sonst nichts zu predigen hat. Denn das will sich übel reimen, daß der Pfennig soll das ewige Leben sein, daran sich die Ersten, als Adam und die ersten heiligen Patriarchen, nicht lassen begnügen, und sollen im Himmelreich solch heilige Leute murren, dazu vom Hausvater gescholten und für die Letzten, das ist, verdammt gehalten werden. Darum lassen wir solche Fabel fahren und bleiben bei der einfältigen Lehre und Meinung Christi." Wie es Luther hier für nothwendig erachtet hat, die falschen Auslegungen der Väter mit starker Hand über den Haufen zu stoßen, so hält er es anderwärts wieder für unerläßlich, falsche Auffassungen seiner Zeitgenossen sofort in dem Anfang zu bestreiten. „Ehe wir zur Auslegung greifen," so heißt es in der Predigt über die zehn Aussätzigen, „müssen wir zuvor aus dem Weg räumen das Unkraut falscher Lehre, so aus diesem Evangelio gezogen und die Leute damit betrogen sind. Nämlich dieweil Christus die Aussätzigen zu den Priestern weiset, geben sie für, es sei damit geboten die heimliche Beichte." Dieß Ausräuten geschieht sehr gründlich: es nimmt zehn Seiten in Anspruch.

Häufig geht die Einleitung davon aus, daß in den Evangelien und in den Episteln zwei Dinge zu merken sind. „Zum ersten," so orientirt gleich die erste Adventspredigt in der KP. über alle Evangelien des Kirchenjahres, „die Werke Christi, uns zur Gabe und zu Gute geschenkt, daran der Glaube sich hängen und üben soll. Zum andern dieselbigen Werke als zu einem Exempel und Fürbild dargethan, denen wir folgen und gleich werden sollen. Also daß alle Evangelien zum ersten zu dem Glauben, und darnach die Werke lehren erkannt werden." Ebenso instruktiv ist der Eingang der ersten Predigt in der EKP. „Diese Epistel," heißt es hier, „lehret nicht vom Glauben, sondern von den Werken und Früchten des Glaubens, und zeiget an, wie ein christlich Leben soll äußerlich nach dem Leibe auf Erden unter den Menschen sich halten. Denn wie im Geist und vor Gott der Mensch soll wandeln, lehret der Glaube, von welchem er vor dieser Epistel reichlich und ganz apostolisch schreibet und lehret. Und wenn

wir die Epistel eben ansehen, so lehret sie nicht, sondern reizet, vermahnet, treibet und wecket auf, die da schon wissen, was sie thun sollen. Denn S. Paulus theilet das Predigeramt in zwei Stücke, Röm. 12, 7, 8, Lehre und Vermahnen. Lehre ist, so man prediget, das unbekannt ist, und die Leute wissend oder verständig werden; Vermahnen ist, so man reizt und anhält an dem, so jedermann schon wohl weiß. Beide Stücke sind noth einem Prediger, darum sie auch beide S. Paulus übet."

Mit dem Nachweise, daß der Text einen Hauptartikel unseres Glaubens berühre, beginnen andere Predigten, so die Predigt auf den dritten Weihnachtstag über den so unergründlich tiefen Text Joh. 1, 1—14. „Dieß ist das höchste Evangelium unter allen, doch nicht, als Etliche meinen, finster oder schwer. Denn allhie der hohe Artikel von der Gottheit Christi auf's Allerklarste gegründet ist, das billig alle Christen wissen sollen und auch wohl verstehen mögen. Dem Glauben ist nichts zu hoch. Drum wollen wir's, soviel wir mögen, auf's Deutlichste handeln und nicht wie die Schullehrer mit ihren erdichteten Subtilitäten vor dem gemeinen Mann verbergen oder jemand abschrecken. Es bedarf nicht viel spitziger und scharfer Trachtung, sondern nur schlechte, einfältige Aufmerkung auf die Worte." So hebt die erste Predigt auf Himmelfahrt in der KP. an: „Man begeht heut den Artikel des Glaubens, darin wir sprechen: ich glaube an Jesum Christum, der da aufgefahren ist gen Himmel und sitzet zu der rechten Hand Gottes des Vaters. Dieselbige Historia überläuft dieß Evangelium kürzlich." In der Predigt über das Trinitatisevangelium wird, ehe an das Evangelium selbst herangegangen wird, von der heiligen Dreieinigkeit ausführlich gesprochen. „Man begeht heute das Fest der heiligen Dreifaltigkeit," so bahnt sich der Redner seinen Weg, „welches wir auch wenig müssen rühren, daß wir's nicht umsonst feiern, wiewohl man diesen Namen, Dreifaltigkeit, nirgend findet in der heiligen Schrift, sondern die Menschen haben ihn erdacht und erfunden."

Vielfach betont der Eingang, daß es nicht genüge, die Geschichten zu hören und zu wissen, man müsse den Nutz und den Brauch derselben beherzigen, so der oben schon angezogene Anfang der ersten Osterpredigt in der KP. Eine ernste Mahnung, von dem Wissen zum Thun fortzuschreiten, wird vorausgesandt; so in der Predigt über den Gichtbrüchigen. „Dieß Evangelium, meine Freunde

Christi, wie wir es alle Jahre haben und hören, also hoffe ich, ihr versteht es auch und wisset, was uns darinnen wird vorgebildet. Wollte Gott, daß dem Wissen also nachfolgte das Leben, wie wir denn das mehrere Theil das Evangelium allein hören mit den Ohren, daß wir's wissen, und nicht, daß man darnach lebe, so es doch dahin gerichtet soll werden, daß wenig Worte, aber eitel Leben daraus würde. Wie sollen wir ihm thun? Wir können nicht mehr denn predigen, nicht weiter heben noch tragen, müssen's predigen und so lange treiben, bis daß Gott auch einst komme, gebe uns seine Gnade dazu, daß der Worte wenig werde und das Leben vorgehe und wachse."

In andern Eingängen geht Luther von ganz allgemeinen Betrachtungen aus, so leitet er in der KP. am vierundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis von dem Evangelium im Allgemeinen zu dem bestimmten Tagesevangelium über. „Lieben Freunde, ihr wisset, daß das Evangelium nichts anders ist, denn eine Predigt von der einigen Person, die da Christus heißt. Und wiewohl sonst viele Bücher hin und wieder geschrieben und viel Predigten geschehen sind von mancherlei Leuten, beide von Heiden und Christen, ja auch von der Mutter Gottes, von S. Peter, von den Engeln und von vielen andern Heiligen: aber das sind nicht Evangelia, sondern das ist allein das rechte Evangelium, wenn es uns den Christum fürhält und lehret, was wir uns Guts zu ihm versehen sollen." So stellt er in der Einleitung zu der Predigt über das Evangelium des vierten Trinitatissonntages dar, daß der Glaube hinein und hinaufgehe, die Werke aber herunter und herauf, womit das Verhältniß zwischen dem Glauben und den Werken klargelegt ist.

Merkwürdig sind die Anfänge der Predigten auf Heiligentage. Luther weist in denselben die Legende weit von der Hand. So sagt er am Andreastage: „Man begeht heute das Fest des heiligen Apostels S. Andreas. Der Legende, die von ihm geschrieben ist, wollen wir schweigen, sintemal daß sie stinket nach Fleisch und Blut; es ist genug, daß wir wissen, daß er ein Apostel sei und zu dem hohen Amte berufen." „Die Legende von S. Barbaren," sagt er an dem Tage dieser Heiligen, „wollen wir fahren lassen, denn kaum eine lausiger ist in dem ganzen Legendenbuch, als eben diese; es ist Alles erstunken und erlogen mit dem Hirten, der sie verrathen

hat, daß er zu einem Stein sei geworden, und mit den Schafen, daß sie sind in Heuschrecken verwandelt: es ist mehr poetisch und einer Fabel ähnlich, denn christlich."

Wir sehen, die Eingänge in den Predigten Luthers sind nicht über einen Leisten geschlagen: es herrscht in ihnen eine reiche Mannichfaltigkeit. Sie führen immer, bald schneller bald langsamer, je nachdem es das Bedürfniß seiner Zuhörer erforderte, zu dem Hauptpunkte, welchen er für seine Predigt in das Auge gefaßt hatte. Was nun diesen Hauptpunkt, das Thema der Predigt anlangt, so hält es der Redner nicht für seine Pflicht, dasselbe in jeder Predigt bestimmt anzukündigen und auszusprechen. Jede Predigt hat ein Thema, einen festen Kern, um welchen sich alles Andere schließt, eine lebendige Seele, welche alle Theile der Rede durchdringt und beherrscht; ein Hauptgedanke wird entwickelt, aus einander gelegt und in die Herzen hineingedrückt, aber Luther überläßt es häufig seinen Zuhörern, diesen Hauptpunkt selbst zu finden und in Worte zu fassen. Er muthete ihnen damit nicht zuviel zu, denn was er in den Tischreden mehr als ein Mal bekannt hat, daß er nämlich den Hauptpunkt in seinen Predigten nie aus den Augen verliere, sondern alle sich ihm aufdrängenden Nebengedanken zurückweise, um sich von der Hauptsache nicht abführen zu lassen, hat er wirklich auch festgehalten; er springt nicht ab, er hält den Fuß bei dem Male, er verfolgt unaufhaltsam das vorgesteckte Ziel. Stellen wir eine Anzahl seiner Hauptsätze zusammen! Die zweite Weihnachtspredigt in der KP. kommt mit diesen kurzen Worten zum Thema: „Das Evangelium ist fast leicht aus des vorigen Auslegen zu vernehmen, denn es zeigt an ein Exempel und Vollziehung der Lehre, die im vorigen Evangelium gegeben ist, da die Hirten gethan und gefunden haben, wie ihnen von den Engeln gesagt ist. Drum hält das Evangelium innen, was die Folgen und Früchte sind des Wortes Gottes, und welches die Zeichen sind, dabei man erkennet, ob das Wort Gottes in uns hafte und gewirkt habe." Die dritte Weihnachtspredigt über den Anfang des Evangeliums Johannis behandelt den hohen Artikel von der Gottheit Christi. „Viererlei Schüler des Wortes" ist das Thema der Predigt über das Evangelium von dem Säemann. Das Evangelium des ersten Sonntags nach Ostern preist die Frucht des Glaubens und zeigt seine Art und Natur an. In dem Rogateevangelium zeiget der

Herr, fünferlei an, „die zum rechten Gebet noth sind." „Höret von dem Zeugniß des Glaubens und von dem Kreuze, das hernach folgt," so beginnt die Evangeliumspredigt von Exaudi. „Auf daß wir aber dasselbe desto baß fassen, müssen wir uns diese beiden fürbilden, den reichen Mann und den armen Lazarus; in dem reichen Mann sehen wir die Art des Unglaubens, an Lazaro die Art des Glaubens." „Wie sie sich der Sünder sollten annehmen und ihnen dienen," zeigt das Gleichniß von dem verlorenen Schafe und Groschen. „Dieß Evangelium ist leicht denen, die den Glauben haben," so beginnt die Predigt über Lukas 5, 1—11, „und hält uns zwei Stücke für, nämlich den Glauben und die zeitlichen Güter, darnach den Glauben und die ewigen Güter." Die zweite Predigt über Mark. 8, 1—9 hebt ganz ähnlich an. „Dieß Evangelium gibt uns abermals beide, Lehre und Trost wider die Anfechtung der Bauchsorge oder zeitlichen Nahrung und Erhaltung der Kirchen auf Erden." „Wer ein Christ sein will, der muß diese beiden Stücke wissen," so lautet es in der Predigt über Matth. 22, 34—46, erstlich, was das Gesetz sei und wozu es diene, zum andern, was Christus sei und was er von ihm zu gewarten habe."

Sehen wir uns diese Themata näher an, so müssen wir gestehen, daß Luther sich wenig kümmert um eine genaue, strenge, kunstgemäße Formulirung desselben. Er setzt, wie gleich in der zweiten Weihnachtspredigt, eigentlich zwei Themata hin, das zweite ist nur eine Umschreibung des ersten: das Thema der dritten Weihnachtspredigt ist viel zu allgemein, der Redner handelt nicht von der Gottheit Christi nach allen Seiten, sondern nur nach den Seiten hin, welche der Text ihm zeigte. Eine Menge von zweitheiligen Hauptsätzen erscheint, der Hauptgedanke liegt aber offenbar über dieser Trennung, Luther verschmäht es aber, diese höhere Einheit zu suchen. Die Regeln der homiletischen Kunst waren dem Reformator nicht unbekannt; er ließ sie aber dem praktischen Interesse zu lieb außer Acht. Was nun aber den Inhalt der Themata anlangt, so ergibt sich, daß Luther nie Nebensächliches des Textes zu dem Hauptpunkt seiner Predigt sich erwählte; er ist ein trefflicher Schütze und trifft mit ganz seltenen Ausnahmen stets mit seinem Hauptsatze in den Mittelpunkt des zu behandelnden Schriftstückes, in das Herz des Textes. Wir können uns darüber nicht einen Augenblick wundern. Wer war mit der Schrift vertrauter bekannt

als Luther? Wer setzte mehr wie er allen Fleiß und alle Kraft daran, in der Schrift zu forschen nach dem ewigen Leben? Wer hat den Pulsschlag des Wortes Gottes besser als er gefühlt und in der Bibel so unverrückt wie er auf die Hauptsache, auf den Hauptartikel sein Auge geheftet? Wo hält sich Luther bei der Schale auf, wo treibt er sich auf der Peripherie herum, wo verliert er sich in Nebendingen? Er ist der Sohn eines wackern, trefflichen Berghauers, der sich nicht bei gleißendem, schillerndem Gesteine aufhält, auch nicht durch versprengtes Erz, und sich im harten, unfruchtbaren Gesteine verlierende Metalladern von dem Hauptgange abbringen läßt. Die Schrift will Luther in seinen Predigten auslegen und den in Sonderheit treiben, von welchem alle Schrift zeuget: die beherrschende Idee seines Textes ist um deßwillen auch die beherrschende Idee seiner Predigt, die Einheit des Textes die Einheit seiner Rede. Es kommt daher mehrfach der Fall vor, daß seine Predigt nur eine formale und nicht eine materiale Einheit besitzt. So unterläßt er es in der Predigt über das Evangelium von der Zerstörung Jerusalems zwischen dem Weherufe des Herrn und der Reinigung des Tempels eine Brücke zu schlagen, deßgleichen führt er in dem ersten Sermon über das Evangelium der Himmelfahrt ganz unvermittelt zu dem zweiten Theile über.

Luther hält es nicht für geboten, alle Mal den ganzen Text auszulegen: der Text ist manchmal zu groß und zu reich, er ist auch bisweilen zu sehr in die Tiefe, gelegentlich auch in die Breite gegangen, als daß er in einem Vortrage sein Schriftstück einiger Maßen ausbauen könnte. Er begnügt sich, so bei den Evangelien mehrfach mit einem Theile, ja selbst hin und wieder mit einem einzigen Verse seines Textes — so in der andern Predigt über Joh. 16, 16—23, wo er selbst zum Beschluß anmerkt: „Was von diesem Evangelium nach dem Texte weiter zu sagen wäre, das magst du selbst lesen in der Auslegung über die drei Kapitel Johannes," in der andern Predigt über Joh. 16, 5—15, wo nur die Verse 8—11 besprochen werden: die zweite Predigt über das Evangelium vom sechsten Sonntage nach Trinitatis geht sogar nur auf die Worte des Matthäus 5, 22: wer mit seinem Bruder zürnet, ein, und spricht von viererlei Grad des Zornes. In den Epistelpredigten wird ohne Ausnahme der ganze Schriftabschnitt durchgenommen; sie schmiegen sich überhaupt viel enger an den Text an, als die

Predigten über die Evangelien, in welchen der Redner sich in der Ausführung mehr Freiheit gestattet: eine Erscheinung, welche uns nicht erst bei Luther begegnet, sondern bei früheren Kanzelrednern schon zu Tage tritt. Die Epistelpredigten haben von jeher in der christlichen Kirche mehr den Charakter von einfachen Schriftauslegungen an sich getragen, während die Evangelienpredigten sich mehr der freien, ungebundenen Rede näherten.

Wir können die Texte, welche Luther in seinen Predigten behandelt, in zwei Klassen theilen: entweder sind es geschichtliche Texte, oder Lehrtexte. Die geschichtlichen Texte werden in der Regel so behandelt, daß die Geschichte, welche darin berichtet wird, als eine Stütze des Glaubens und ein Exempel des Lebens betrachtet und daß zum Schluß das tiefe Geheimniß, die geistliche Bedeutung derselben in's Licht gezogen wird. Luther folgt hierin wieder den alten Vätern, welche außer dem sogenannten moralischen Sinn auch noch den mystischen Sinn der Geschichten in der Schrift zu ermitteln suchten. Er folgt ihnen aber nicht ohne Bedacht und Verstand: er weiß ein Mal, daß die Geschichte auch als Geschichte, als einfache Erzählung des Thatsächlichen Werth und Bedeutung hat; sodann bemüht er sich, die allegorische Schriftauslegung der Willkür, den zufälligen Einfällen und geistreichen Spielereien zu entrücken, und sie dagegen auf feste Principien zu gründen; und endlich legt er auf diese mystische Auslegung nicht den Nachdruck, sie ist ihm nicht ein nothwendiger Gang, sondern nur ein anmuthiger Spaziergang.

In der Predigt über die Epistel des 12. Sonntages nach Trinitatis betont er den ersten Punkt. „Also," lesen wir hier, „hat am ersten Origenes in der Schrift gespielet und viel Andre nach sich gezogen, daß dieß für die höchste Kunst gehalten ist, wer nur solches Deutelns viel könnte machen und damit die Kirchen gefüllet, haben in dem S. Paulus wollen nachahmen, der da Gal. 4, 22, 23, 24 deutet die Geschichte, daß Abraham hat gehabt zwei Söhne, einen von der Freien oder Frauen im Hause, den andern von der Magd, also, daß die Frauen sind die zwei Testamente; das eine, das nur Knechte machet, welches eben ist, das er hier das Amt des Buchstabens nennet, das andre, das da führet zur Freiheit oder, wie er sagt, das Amt des Geistes, so da lebendig machet; und die zwo Söhne sind die zweierlei Leute oder Völker, deren eines allein bei dem Gesetze bleibet, das andere das Evangelium fasset und

glaubet. Das ist wohl eine andere Deutung, denn die Geschichte und der Text an ihm selbst lautet, wie S. Paulus selbst sagt, es sei eine Allegoria, das ist eine verdeckte Rede oder heimliche Deutung, aber das saget er nicht, daß darum der Text sei an ihm selbst der Buchstabe, der da tödte, und die Allegoria oder heimliche Deutung der Geist sei, wie sie allenthalben in der Schrift vorgeben, der Text oder die Historie an ihm selber sei nichts, denn ein todter Buchstabe, aber ihre Deutung sei der Geist, und haben doch solche Deutung nicht weiter geführt, denn auf die Lehre des Gesetzes, das doch nichts anders ist, denn eben das S. Paulus den Buchstaben heißt.“ Den andern Punkt bespricht Luther in der KP. zu dem Evangelium von den zehn Aussätzigen zum Schlusse. „Zum ersten will ich,“ bekennt er sehr bescheiden, „nicht zusagen, daß ich diese Figur recht treffe, denn ich hab droben gesagt, wo man nicht aus dem Neuen Testament der Figuren Deutung klärlich finden kann, soll man sich nicht darauf bauen: denn der böse Geist ist ein Meister auf Figurdeuten außer der Schrift. Wo er eine Seele ergreift, daß sie deutet ohn Grund der Schrift und drauf baut, die kann er hin und her werfen wie einen Würfel, welches er nicht thun mag, wo Grund der Schrift da ist, oder also gedeutet wird, daß man nicht darauf sich bauet. Welcher verführerischer Deutung er fast viel im geistlichen Recht und durch Schullehrer aufgebracht hat, als da sie den Papst durch die Sonne, den Kaiser durch den Mond deuten. Wo nun nicht klare Schrift ist vorhanden, ist die Deutung die beste und nächste, da die Gleichnisse am Besten sich reimen: also doch daß die Figur leiblich und die Deutung geistlich sei. Was wäre es sonst für eine Figur und Deutung, so sie beide leiblich und äußerlich wären? Gleichwie die thun, die durch den Hohenpriester im Gesetz deuten den Papst, die alle beide leiblich und äußerlich sind. Und daß ich es heraussage, Figurdeutung mag nach dreierlei Weise geschehen. Zum ersten, wenn die Schrift selbst deutet, als da S. Petrus die Taufe deutet durch die Sündfluth und Arche Noä und Christus sein Kreuz durch die Schlange, Joh. 3. Solche Deutungen zwingen und sind Artikel des Glaubens. Die andre ist, da die Schrift nicht selbst deutet, sondern da eines jeglichen Gläubigen Verstand die Figur einführt und gründet um ihres Gleichnisses willen auf etliche klare Sprüche. Als hie, da S. Augustinus den Aussatz zeucht auf die Ketzerei; wiewohl nun hie die

Schrift selbst nicht sagt, daß der Aussatz Ketzerei bedeute und solche Deutung nicht zwingt als einen Artikel des Glaubens, so ist doch das wahr, daß die Schrift von Ketzerei klärlich sagt, darum auch dasselbe zwingt für sich selbst allein, die Figur und Deutung bleiben, wo sie wollen, der Grund steht ja fest, ob das Gebäude nicht gelte. Also mag ein jeglicher deuten ohne alle Fährlichkeit, denn ob seine Deutung fehlet, so fehlet doch die Schrift nicht, darauf er die Deutung zeucht. Die dritte Weise ist eine bloße Deutung aus eigenem Gutdünken, da die Figur allein ist und sonst nichts davon in der Schrift steht, das sie dadurch wollen deuten. Diese Deutung ist Irrthum und des Teufels und Papsts eigen mit den Seinen. Als wenn sie durch Aaron den Papst deuten, so die Schrift doch an keinem Orte vom Papst oder Papstthum sagt einen Buchstaben; wenn sie aber zuvor einen Spruch vom Papstthum hätten und alsdann die Figur von Aaron darauf zögen, wäre es zu leiden; wiewohl dennoch solche Figur und Deutung nicht zwänge, so zwänge doch der Spruch, darauf sie deuteten."

Was den dritten Punkt anlangt, so verweise ich auf folgende Stelle aus der Evangelienpredigt auf den Sonntag nach Weihnachten: „Wie kommt's aber, daß der Glaube oder das geistliche Leben des innerlichen Menschen, der ohne Gesetz, eine Wittwe ist ohne Mann, durch vier und achtzig wird bedeutet. Hier wollen wir, wie S. Augustinus pflegt, ein wenig spaziren und spielen gehen geistlich." Dauert der Spaziergang bisweilen, wie in der angezogenen Predigt, auch etwas lange, so ist doch von dem Redner deutlich genug gesagt, daß er, was er nun redet, nicht für einen Glaubensartikel, nicht für eine mit Nothwendigkeit aus dem Texte hervorgehende Heilswahrheit ausgibt, sondern daß er nur bei dieser Gelegenheit ein geistreiches Gedankenspiel zum Besten gibt.

Nach dieser Auffassung der Geschichte sollten eigentlich alle lutherischen Geschichtspredigten im Großen und Ganzen in zwei Theile zerfallen, in einen, in welchem der moralische, und in einen andern, in welchem der geistliche Sinn der Geschichte aufgedeckt wird, denn dem Redner kann es doch nicht in den Sinn kommen, den buchstäblichen Sinn der Geschichte mit andern Worten noch ein Mal zu umschreiben und, sei es aus den Quellen seiner Phantasie, sei es aus andern Geschichtsquellen, die Erzählung der Thatsachen bereichern zu wollen. Allein wir finden in den wenigsten Geschichts-

predigten diese Partition. Oefters läßt Luther den mystischen Theil, die geistliche Deutung, ganz aus, so fehlt sie ganz in der ersten Predigt über das Evangelium des siebenten Sonntags nach Trinitatis — die Speisung der Viertausend: die zweite Predigt stellt es frei, den Schleier, der über dieser Geschichte geheimnißvoll ruht, zu lüften, und schließt mit den Worten: „Die Deutung dieser Geschichte ist in der Postille des Sonntags Laetare genug gehandelt, daher magst du sie wieder holen." Der Fischzug Petri, welchen die Väter so reichlich ausnutzen, bleibt in den KP. wenigstens ohne geistliche Deutung: Luther legt sich selbst nicht gern ein Joch auf, er hält sich die Hände frei, um anzurühren und anzugreifen, was er am gegebenen Orte für zweckmäßig hält, und wegzulassen, was ihm unzweckmäßig erscheint. Das vierte Adventsevangelium ist in der KP. der erste Text, welcher zuerst nach seiner Geschichte und dann nach seinem Geheimniß betrachtet wird. „Erstlich wollen wir sehen," heißt es in der Predigt über den Taubstummen, „die einfache Historien, darnach, so es die Zeit geben wird, auch den geistlichen Verstand ein wenig handlen." Gewöhnlich aber wird der erste Theil, welchen wir erwarten, zu zweien erweitert. Luther liebt es, aus den evangelischen Geschichten hervorzuholen, was sie uns hinsichtlich des Glaubens und was sie uns hinsichtlich des Lebens, der Liebe, der guten Werke lehren. So sagt er in dem Eingange der ersten Adventspredigt in der KP. gleich im Eingange: „Darum wollen wir das Evangelium in drei Stücke theilen, zum ersten den Glauben, zum andern die guten Werke, zum dritten die geistliche Bedeutung in dieser Geschichte Christi lernen." Die Predigt über das zweite Adventsevangelium theilt sich auch nach diesen Gesichtspunkten, denn sie redet zuerst von den Zeichen, sodann von dem Troste, den die Gläubigen wider solche Zeichen haben, und schließlich von dem geistlichen Verstande des Abschnittes. Das Evangelium von Christi Seefahrt hält uns nach der Historien zuerst vor ein Exempel des Glaubens und Unglaubens, zum andern zeigt es uns die Liebe, die der Herr hat, und endlich hat Christus darin „fürgebildet das christliche Leben, sonderlich das Predigtamt." Doch von Schablonen weiß Luther nichts. So handelt er in dem Evangelium von der Hochzeit zu Kana diese drei Stücke ab; das erste vom Trost, den die Ehelichen haben ihres Standes halber aus dieser Geschichte: das andre

vom Glauben und Liebe, die dieß Evangelium zeigt, das dritte von geistlicher Bedeutung dieser Hochzeit. So erklärt er das Evangelium von der Gesandtschaft des Johannes an den Herrn erst nach seinem geschichtlichen Inhalte und geht dann im zweiten Theile darauf aus, das Evangelium sich und seinen Zuhörern nütze zu machen, daß der Glaube gespeist und die Liebe geübt werde. Oefters geben die Personen, welche in der Geschichte auftreten, den Grund zur Eintheilung her: so sagt er über das Evangelium von dem Sonntage nach Weihnachten: „Wir wollen es in zwei Stücke theilen, eines von dem Simon, das andre von der Hanna lassen sein." Aehnlich behandelt er die evangelische Perikope des dritten Epiphaniensonntages also, daß er zuerst die zwei Exempel des Glaubens und der Liebe, eines in dem Aussätzigen, das andre in dem Hauptmann betrachtet, und dann noch auf etliche Stücke im Texte sieht.

Was nun die Lehrtexte anlangt, so werden die Episteln von Luther meist nicht disponirt, sondern seine Rede bewegt sich bald langsamer, bald geschwinder, bald nur umschreibend, bald aber gründlich eingehend, von Vers zu Vers vorwärts. Die Lehrtexte in den Evangelien werden zum Theil in derselben Weise behandelt, wie z. E. die Evangelien zwischen Ostern und Pfingsten, welche aus den letzten Reden des Herrn entnommen sind; hier wird Vers für Vers ausgelegt: wenn nicht, wie z. B. in den Predigten über das Rogateevangelium, von dem Texte im Ganzen nur ausgegangen und das Thema entlehnt wird. Die ältere Predigt über dieses Evangelium beginnt gleich mit den Worten: „Daß ein Gebet recht, gut sei und erhört werde, sind zum ersten fünf Ding von Nöthen. Das erste, daß man von Gott eine Verheißung und Zusage habe und dieselbe zuvor bedenke. — Zum andern ist noth, daß man ja nicht zweifle an der Zusagung des wahrhaftigen und getreuen Gottes. — Zum dritten, so jemand also bittet, daß er zweifelt an der Erhörung Gottes und allein dahin setzt auf Abenteuer sein Gebet, es geschehe oder es geschehe nicht, der thut zwei böse Stück. Zum vierten sprechen Etliche: ja ich wollte wohl vertrauen, mein Gebet würde erhöret, wenn ich es würdig wäre und wohl machte. Zum fünften soll man sich in diesem Vertrauen also halten, daß man Gott nicht ein Ziel stecke, Tag oder Stätte bestimme, noch die Weise oder die Maße setze seiner Erhörung, sondern das Alles seinem Willen, seiner Weisheit und Allmächtigkeit heimgeben, nur

fröhlich warten der Erhörung, doch nicht wissen wollen, wie und wo, wie bald, wie lang und durch welche." In der späteren Predigt über dasselbe Bitteevangelium zeigt Luther zuerst fünf Stücke an, so zum Gebet noth sind, wenn es rechter Art sein soll: das erste ist Gottes Verheißung, welche ist das Hauptstück, Grund und Kraft aller Gebete. Das andre Stück, welches gehört auf die Verheißung, nämlich der Glaube, daß man glaube, die Verheißung sei wahr, und nicht zweifle. Das dritte, man muß etwas meinen, das man Gott vortrage und darum bitte. Das vierte, man muß dasselbige auch begehren oder wünschen, daß es geschehe. Das fünfte, daß man in Christi Namen bitte. Nachdem dieß geschehen ist, geht er noch kurz und bündig das Evangelium durch. Das Evangelium von dem guten Hirten am Pfingstdienstage Joh. 10, 1—11 gruppirt sich Luther, wie es Andre vor ihm schon gethan hatten, nach den darin erscheinenden Personen. „Es sind sonderlich dreierlei Lehre, die er hier rühret, unter welchen nur eine die Seele selig macht. Die erste ist derer, die er nennet Diebe und Mörder, die andre des Thürhüters am Schafstalle, die dritte des rechten Hirten, dem der Thürhüter aufthut und läßt ihn hineingehen." Ich habe schon früher erwähnt, daß er das Gleichniß von dem reichen Mann und dem armen Lazarus ebenfalls nach den Personen aus einander legt, und ebenso verfährt er mit dem Gleichnisse von dem Pharisäer und Zöllner im Tempel. Die Gleichnisse werden mit großem Geschick behandelt, das Nebensächliche bleibt unberührt, nur auf die Hauptpunkte, die Grundzüge der Parabel läßt sich die Rede ein. Merkwürdig ist die Predigt über den ungerechten Haushalter: Luther geht nämlich auf das Gleichniß eigentlich gar nicht weiter ein, sondern beschäftigt sich lediglich mit dem Epiloge: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon! um die katholischen Widersacher heimzuleuchten, welche auf das: macht euch Freunde! den Finger legten und sprachen: wir müssen wirken, daß wir fromm werden, und dann aus den folgenden Worten: auf daß sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten: schlossen, die Werke empfingen Lohn, nicht aber der Glaube, und die Heiligen verhülfen in den Himmel. Diese Predigt gehört zu den wenigen, in welchen Luther sich der synthetischen Predigtweise bedient, wie in der zweiten, der früheren Predigt über das Rogateevangelium. Diese Bemerkung läßt sich dahin erweitern, daß überhaupt in den älteren Predigten Luthers mehr Fleiß verwandt

wird auf die Theilung der Predigt als in den späteren, und wir finden darin nicht einen Rückgang, sondern einen sehr erfreulichen Fortschritt bei dem Prediger. Die gelehrte, die scholastische Predigtweise, wie sie vor der Reformation bis auf die wenigen Ausnahmen der mystischen und volksthümlichen Prediger, wie z. B. Tauler in seiner zweiten Periode und Geiler von Kaisersberg, herrschend war, suchte ihre Ehre darin, daß sie in möglichst viele Theilchen und Untertheilchen den Vortrag zerspaltete, sie kümmerte sich weder darum, ob diese Zerspaltung der Predigt ihre Kraft raubte und dem Zuhörer das Behalten außerordentlich erschwerte, noch darum, ob diese Zertheilung auch nach richtigen Grundsätzen erfolgt sei. Man betrachte noch ein Mal die oben angeführte Partition der älteren Predigt über das Gebet, und man wird mir zugestehen müssen, daß die Partition weder nach logischen noch nach oratorischen Grundsätzen erfolgt ist. Luther erinnert in seinen Tischreden an das Sprichwort: Die Gelehrten, die Verkehrten: ja hier ist diese Weisheit von der Gasse ganz in ihrem Rechte, diese gelehrte Predigtweise war eine ganz verkehrte. Sehr bald erkannte Luther den Grundschaden dieser scholastischen Predigtkunst, und nun ließ er den gelehrten und so verkehrten Krimskrams zur Seite liegen: seine Predigten wurden immer kunstloser, schlichter, einfacher, volksthümlicher. Alles ordnete er dem einen Zweck unter, das Wort Gottes so auszulegen, daß es die Herzen der Gläubigen im Glauben befestige, zu guten Werken treibe, mit einem Worte, erbaue.

Luther läßt es sich in seinen Predigten vor allen Dingen angelegen sein, daß er allgemein verstanden werde, daß das Wort Gottes den Zuhörern kein dunkles Wort mehr sei, daß er klar spreche. Daher kommt es, daß wir in seinen Predigten so außerordentlich vielen Erklärungen begegnen. Es kommt uns wohl bisweilen der Gedanke, hierin sei des Guten zu viel geschehen: allein dieser Gedanke ist ganz falsch. Wir dürfen den Maßstab unsrer Zeit nicht an jene Zeit anlegen: eine ganze Menge von Wörtern sind jetzt bei uns geläufig und verständlich, die damals noch unbekannt waren und die erst durch Luthers Bibelübersetzung und Postille, welche auf den Sprachgebrauch einen ganz eigenartigen Einfluß ausgeübt haben, Gemeingut geworden sind. Die Begriffsbestimmungen, welche der Reformator oft für unerläßlich hält, mögen in unseren Tagen nicht mehr so unentbehrlich sein: wenn derselbe aber mit diesen

Begriffen in seinen Predigten hätte rechnen wollen, so wäre kein Resultat, kein Facit gewonnen worden, denn diese Begriffe waren damals noch unbenannte und unbekannte Zahlen, und noch keine benannten und bekannten Größen, was sie bei uns durch den Unterricht in der Schule und in der Kirche geworden sind. Wir werden gestehen müssen, daß Luther mit Erklärungen noch sehr an sich gehalten hat, wenn wir die damals herrschende Unbekanntschaft mit der Schrift und Verwirrung und Verdunkelung der elementarsten Begriffe des christlichen Glaubens und Lebens, wie sich's gebührt, in Rechnung bringen.

In beiden Postillen aber, am häufigsten natürlich in dem epistolischen Theile, begegnen wir Worterklärungen. Der Reformator läßt sich wohl über die Bedeutung hebräischer, griechischer und lateinischer Ausdrücke, ja selbst deutscher von ihm gebrauchter Wörter aus. Er erklärt in der Predigt über das erste Adventsevangelium: „In der hebräischen Sprache lauten die zwei Worte, arm und sanftmüthig, nicht fast ungleich, und heißt einen solchen Armen, nicht der Gebrechen an Geld und Gut leidet, sondern der da im Herzen jammerig und geniedrigt ist, bei welchem man auch gewißlich keinen Zorn und Hochmuth, sondern eitel Sänfte und Mitleiden findet." In der Predigt über das Evangelium auf den Sonntag nach Weihnachten lesen wir bei den Worten: sie dankte Gott: „Die hebräische Zunge braucht das Wort „bekennen" fast weit und breit, das wir mit drei Worten kaum erlangen, als beichten, bekennen, danken; drum wenn sie will danksagen, so spricht sie bekennen. Und ist auch nicht übel noch uneben geredet." Vgl. noch die Erklärung von Alphe und Aluph bei den Weisen aus dem Morgenland. In der tiefsinnigen Predigt über den Prolog des johanneischen Evangeliums sagt Luther: „Weiter spricht er: wir haben seine Ehre gesehen, das ist, seine Gottheit in seinen Wunderzeichen und Lehren. Das Wörtlein Ehre haben wir droben in der Epistel auch gehöret, da er sagt von Christo: er ist ein Schein seiner Ehren und nennet die Gottheit also. Wenn ich aber auf recht deutsch sagen sollte, spräche ich, daß dieselbe Ehre, die auf hebräisch Cabod, auf griechisch Doxa, auf lateinisch Gloria heißt, auf deutsch hieße Herrlichkeit. Denn also sagen wir von einem Herrn und großen Mann: er habe es herrlich ausgerichtet und sei mit großer Herrlichkeit zugegangen, wenn es köstlich, reichlich und

doch tapferlich ist zugegangen. Also daß Herrlichkeit nicht allein heiße ein groß Geschrei oder weitrüchtige Ehre, sondern auch die Dinge davon solch Ruhm gerühmt wird.“ So werden von ihm in der Predigt über das dritte Adventsevangelium die Worte Messias, Christus, Unctus erklärt; weiterhin auch der Ausdruck Evangelium: „Das Wort ist griechisch und heißt auf deutsch eine fröhliche Botschaft, darum daß darinnen verkündigt wird die heilsame Lehre des Lebens von göttlicher Zusagung und angeboten wird Gnade und Vergebung der Sünden.“ Später wird Angelus als Bote gedolmetscht, „nicht ein Botenläufer, der Briefe trägt, sondern der gesandt wird, mündlich zu werben die Botschaft.“ Die erste Weihnachtspredigt erläutert, was unter Katalyma zu verstehen ist. Aus den Episteln will ich nur auf die Erklärung von Oeconomus und Mysteria in der dritten Adventspredigt, von Epiikia in der vierten und Asebia in der ersten Weihnachtspredigt verweisen; in dem Evangelientheile merke ich nur noch eine Hauptstelle an, wo sich Luther über die Bedeutung von Paracletus eingehend ausläßt — die dritte Predigt auf den Pfingsttag. Auch lateinische Worte werden näher bestimmt, ich habe schon im Vorbeigehen mehrere angegeben, ich verweise noch auf diese Stelle aus der ersten Adventsevangelienpredigt. „Ich wollte auch, daß das Wörtlein justus, justitia in der Schrift noch nie wäre in's Deutsche auf den Brauch gebracht, daß es gerecht, Gerechtigkeit hieße, denn es heißt eigentlich fromm und Frömmigkeit, und das wir auf deutsch sagen, das ist ein frommer Mann, das saget die Schrift, der ist justus, rechtfertig oder gerecht.“ Selbst die Bedeutung von deutschen Wörtern, deren Luther sich in seinen Predigten bedient, muß festgestellt werden, damit jedem Miß- und Unverstande gewehrt werde. So sehen wir den Reformator in der letzten Adventspredigt in der EKP. das Wort Lindigkeit so bestimmen: „Daß sich einer lenket und schicket, gemäß und eben macht einem Andern und ist Einem wie dem Andern und Jedermann gleich, der nicht sich selbst zum Leisten und zur Regel macht und will, daß sich Jedermann nach ihm lenken, schicken und mäßigen soll.“ „Ich kann heutiges Tages,“ bekennt er zu der Epistel des dritten Sonntages im Advent, „kein Deutsch finden auf das Wort Mysterion, und wäre gleich gut, daß wir blieben bei dem griechischen Wort, wie wir bei vielen mehr sind geblieben. Es heißet ja so viel als Secretum, Arcanum, ein solch Ding, das

aus den Augen gethan und verborgen ist, das Niemand siehet und gehet gemeiniglich die Worte an; als wenn etwas gesagt wird, das man nicht verstehet, spricht man: das ist verdeckt, da ist etwas hinten, das hat ein Mysterion, da ist etwas Verborgenes. Eben dasselbige Verborgene heißt eigentlich Mysterium, ich heiße es ein Geheimniß."

Diese Liebe, die dunklen Wörter zu erklären, spiegelt sich auch darin wieder ab, daß Luther nicht ungern etymologisirt. In der Predigt über das Evangelium des ersten Christtages legt er ganz richtig die Grundbedeutung von Judaea und Bethlehem bloß, „Judäa heißt auf Deutsch Bekenntniß oder Danksagung, als wenn wir bekennen, loben und danken Gott, daß alle unsre Güter seine Gaben sind." „Beth heißt ein Haus, Lehem heißt Speise oder Brod, Bethlehem ein Brodhaus." Doch die meisten hebräischen Etymologien sind ganz in dem Geschmack seiner Zeit, gezwungen und lächerlich. In der Predigt über die Weisen aus Morgenland wird gut der Name des Königes Herodes so erklärt: „In griechischer Sprache nennet man Heroes die großen Leute von großem Geschrei und Thaten, als da ist gewesen Hercules, Hector, Achilles und ihresgleichen, welche auf Deutsch wir Riesen heißen oder auf sächsisch Kerle, daher der Name Carolus kommet, der so viel gilt bei uns als Heros oder Herodes bei den Griechen. Denn Herodes kommt von Heros und heißt kerlisch, riesig, großthätig, ein Diedrich von Bern oder Hildebrand oder Roland oder wie man sonst dieselben großen Mörder und Leutefresser nennen will."

Häufiger noch als diese Worterklärungen finden wir in Luthers Predigten Sach- und Begriffserklärungen. Er bietet diese Begriffserklärungen auf sehr verschiedene Weise; das eine Mal beschreibt er den Begriff nach seiner Bethätigung im Leben, das andre Mal bringt er ihn dadurch in's Klare, daß er das Gegentheil ihm zur Seite stellt, dann unterscheidet er ihn von verwandten Begriffen, endlich sagt er rund heraus, ich verstehe darunter das und das. Die Epistel des fünften Sonntages nach Epiphanias gibt ihm die beste Gelegenheit sich als Meister in dieser Kunst zu definiren und zu beweisen. „Demuth," sagt er hier, „meine ich, sollte nun fast bekannt sein, was sie sei, nämlich, daß ein jeglicher sich für den geringsten halte und den andern höher denn sich, und wie Christus saget, unten sitzen zur Hochzeit. Und dasselbige aus rechtem Grund des Herzens, auch

gegen die, so es nicht verdient oder auch Feinde sind, wie Christus vor seinem Verräther und uns allen sich gedemüthigt hat und nicht gekommen ist, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen. Ob nun diese Tugend seltsam ist, das ist nicht Wunder, sintemal Alles, was christlich ist, auch seltsam ist und am Wenigsten bei denen, die am Meisten wissen wollen, was Christus sei, und alle Christen wissen zu tadeln, es heißt ein Gottes Geheimniß, wie S. Paulus sagt, da bleibt es auch wohl bei." „Sanftmuth ist wider den Zorn, daß man sich nicht lasse erzürnen, fluche nicht, schlage nicht, hasse nicht und thue noch wünsche Niemand etwas arges, auch dem Feinde, das ist Kunst. Denn den Freunden sanfte sein und die dir Gutes thun, können die Heuchler auch wohl und alle Welt; aber recht sanftmüthig und demüthig sein, will wohl bleiben allein bei den Auserwählten und lieben Heiligen Gottes, wie hie S. Paulus sagt. Und dazu unter denselbigen viel sind, die gebrechlich werden sein an denselbigen Stücken allen oder ja etlichen, auf daß die Heuchler etwas zu tadeln haben und sich ärgern mögen an den lieben auserwählten Heiligen Gottes und die rechten Heiligen etwas haben, daran sie ihre Barmherzigkeit, Demuth, Sanftmuth und Langmuth üben. Denn sie sind darum nicht unheilig noch verworfen und gehasset, die hier S. Paulus Auserwählte, liebe Heilige heißt, ob ihnen etwas mangelt an Demuth, Sanftmuth und Barmherzigkeit." „Langmuth scheidet S. Paulus etwas von der Geduld, als Röm. 2, 4: verachtest du den Reichthum seiner Güte, Geduld und Langmuth. Das ist aus der hebräischen Sprache genommen, da Gott hin und wieder gerühmt wird im Psalter und andern Orten, langsam zum Zorn, das ist, daß er nicht allein geduldig ist und das Uebel leidet, sondern auch immer und immer aufzeucht die Rache, und sich stellet, als der lieber vergeben denn strafen wollte, ob er wohl fast gereizt wird und Recht dazu hat. Also, daß Langmuth sich etwas weiter strecke, denn Geduld; nämlich daß Geduld sei, so man Uebeles und Unrecht leidet, Langmuth aber, so man auch harret und nicht zu strafen gedenkt, noch sich zur Zeit rächen will, noch jemand Böses zur Rache wünscht, als man wohl findet, die viel leiden und geduldig sind, aber doch daneben gedenken, es werde wohl gerochen werden zu seiner Zeit. Aber Langmüthigkeit wünschet auch, daß ungerochen bleibe und der Sünder gebessert werde." „Darum heißt es eine Freude in dem Herrn," lesen wir in der Predigt über die Epistel des vierten Ad-

ventssonntages, „nicht an Silber und Gold, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Lust noch Singen, nicht in Stärke noch Gesundheit, nicht in Kunst noch Weisheit, nicht in Gewalt noch Ehren, nicht in Freundschaft noch Gunst, ja auch nicht in guten Werken und Heiligkeit: denn das sind eitel betrügliche, falsche Freuden, die nimmer des Herzens Grund rühren noch fühlen, davon man wohl sagen mag: der freuet sich und sein Herz erfähret nichts. Aber an dem Herrn freuen, das ist, sich verlassen, rühmen, trotzen, pochen auf den Herrn als auf einen gnädigen Vater, solche Freude verachtet Alles, was nicht der Herr ist, auch die eigne Heiligkeit. Davon spricht Jerem. 9, 24: es rühme sich nicht der Starke seiner Stärke, noch der Reiche seines Reichthums, noch der Weise seiner Weisheit, sondern wer sich rühmen will, der rühme sich deß, daß er mich erkennet und weiß. Item Paulus 1. Cor. 1, 31: wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn." In derselben Predigt kennzeichnet er den Frieden Gottes, welcher höher als alle Vernunft ist, also: „Das mußt du nicht also verstehen, daß ihn Niemand fühlen noch empfinden möge. Denn sollen wir mit Gott Friede haben, so müssen wir es ja fühlen im Herzen und Gewissen: wie könnte sonst unser Herz und Sinn bewahret werden durch ihn? Sondern also sollst du es verstehen, wenn Trübsal und Widerwärtigkeit kommt über die, so nicht wissen mit Gebet zu Gott zu fliehen und sorgfältig (voller Sorgen) sind, so fahren sie zu und suchen auch Friede, aber nur den, den die Vernunft begreifet und erlanget. Die Vernunft aber weiß von keinem Frieden, denn von dem, wenn das Uebel aufhöret. Dieser Friede schwebt nicht über Vernunft, sondern ist ihr gemäß. Darum toben und streben sie auch der Vernunft nach, bis daß sie denselbigen Frieden durch Abthun des Uebels erlangen, es sei mit Gewalt oder mit List. Also, wer eine Wunde hat, der versteht und sucht die Gesundheit. Aber die an Gott sich freuen, lassen ihnen begnügen, daß sie mit Gott Friede haben, bleiben männlich in Trübsal, begehren nicht den Frieden, den die Vernunft stimmet, nämlich des Uebels Aufhören, sondern stehen fest und warten der inwendigen Stärke durch den Glauben, fragen nichts darnach, ob das Uebel kurz, lang, zeitlich oder ewig sei und bleibe, denken und sorgen auch nicht, wie das Ende werden wolle, lassen Gott walten immerhin, wollen nicht wissen, wenn, wie, wo und durch welchen." Nicht gern läßt Luther irgend ein Wort der Schrift unerklärt, wenn er

nehmen durfte, daß Einem der Sinn desselben verborgen sei. les soll klar sein, selbst wenn das, worüber Mißverstand obwalten mnte, längst schon vergangen ist. So macht er in der andren redigt über das Evangelium des dritten Sonntages nach Trinitatis inen Zuhörern klar, was im Neuen Testamente ein Zöllner für n Mann ist: so sagt er in der Predigt über das Evangelium des 5. Stephanustages, was ein Prophet, ein Weiser, ein Schriftgelehrter i. „Propheten," so lautet es hier, „sind, die aus bloßer Eingebung es heiligen Geistes predigen, die es nicht aus der Schrift oder urch Menschen geschöpft haben, als Moses und Amos waren. Und as sind die höchsten und besten, die sind weise und konnten Andere eise machen, Schrift setzen und auslegen. Der Art sind gewesen ast alle Väter vor und mit Mose, und nach ihm auch viel, sonderich die Apostel, die da Laien und schlecht ungelehrte Leute, wie Lukas lpostelg. 4, 13 sagt, der Schrift unkundig waren. Die Weisen ind, die es nicht bloß aus Gott, sondern durch Schrift und Menchen haben, und sind die Jünger und Folger der Propheten, doch ie mit dem Mund und lebendigen Wort selbst predigen und lehren. in solcher war Aaron, der da redet Alles, was ihn Mose hieß, ie 2. Mos. 4, 15 und 16 Gott zu Mose sagt: gib mein Wort in inen Mund und laß ihn für dich predigen dem Volk und du sollst m ein Gott sein. Also sollen auch alle Priester sein, wie Zacharias l sagt. Die Schreiber oder Schriftgelehrten sind, die mit chriften und Büchern lehren, wo sie gegenwärtig, mündlich nicht hren konnten. Als die Apostel auch gewesen sind, zuvor die Evanlisten und ihre Folger, als die heiligen Väter, doch daß sie nicht r Dünkel, sondern Gottes Wort schreiben und handeln, welches : von den Weisen und aus der Schrift erlernt haben. Das sind n die drei Weisen, darin die Wahrheit mag geoffenbart werden, chrift, Wort, Gedanken, Schrift durch die Bücher, Wort durch n Mund, Gedanken durch das Herz. Man kann sonst mit nichts ehr fassen die Lehre, denn mit Herz, Mund und Schrift."

Meisterhaft versteht Luther sich darauf, die Bilder der heiligen chrift ausmalend zu erklären. Trefflich ist es, was er in der redigt über die erste Adventsepistel über das Bild des Apostels aulus: die Nacht ist vergangen, der Tag herbeigekommen, bemerkt. Habt Acht auf die Worte Pauli, so beschreibt er das allerliebchste und lustigste Stück des Tages, nämlich die liebe, fröhliche

Morgenröthe und Aufgang der Sonne. Denn Morgenröthe ist, wenn die Nacht hin und vergangen und der Tag herbeigekommen ist, da sehen wir, daß von der Morgenröthe alle Vögel singen, alle Thiere sich regen, alle Menschen sich erheben, daß gleich siehet, als werde die Welt neu und alle Dinge lebend, wenn der Tag anbricht und die Morgenröthe daherfähret. Darum wird in der Schrift an vielen Orten die tröstliche, lebendige Predigt des Evangelii der Morgenröthe und dem Aufgange der Sonne verglichen, zuweilen mit Figuren, zuweilen mit öffentlichen Worten, als hier Paulus mit klaren Worten nennet das Evangelium den anbrechenden Tag." Sehr schön läßt er sich auch in der Predigt über das zweite Adventsevangelium über das Bild von dem ausschlagenden Feigenbaume also aus. „Eitel Trostworte sind das. Er gibt nicht ein Gleichniß von dem Herbst oder Winter, da alle Bäume kahl werden und betrübte Zeit angehet, sondern von dem Lenze und Sommer, das eine fröhliche und lustige Zeit ist, da sich alle Creaturen aufthun und fröhlich sind: damit er ja klärlich genug lehret, daß wir uns des jüngsten Tages sollen mit solcher Lust und Begierde versehen und trösten, als sich alle Creatur auf den Lenz oder Sommer freut."

Lehrhaft im höchsten Grade sind die Predigten Luthers, was sich schon daraus ergibt, daß sowohl in ältester als auch in neuster Zeit aus ebendenselben ganze, große Stücke der heiligen Schrift vollständig commentirt worden sind. Ich erinnere daran, daß die Auslegung der Bergpredigt und der letzten Reden des Herrn bei Johannes unter Luthers Augen aus seinen über diese Abschnitte gehaltenen Predigten entstanden ist und daß Eberle aus Luthers Kirchenpostille eine treffliche Erklärung der Evangelien in unsren Tagen geliefert hat. Es versteht sich bei dieser so eminent lehrhaften Art der lutherischen Predigten von selbst, daß er in denselben die Lehre der Wahrheit nicht nackt ausspricht, nicht einfach hinstellt; er muß die Lehre der Widersacher des Evangeliums in ihrer Falschheit erweisen und die Lehre, welche er dagegen aufstellt, als die reine, lautere Lehre erweisen. Das markige Wort, welches der Reformator auf dem Reichstage zu Worms den Anklägern seiner Lehre entgegenschleuderte: „es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der heiligen Schrift oder durch helle Gründe überwunden werde," zeigt uns, daß nach ihm nur zwei Beweisführungen möglich sind, entweder aus der Schrift oder aus andern hellen Gründen, welche die Geschichte, die

nserfahrung, die Vernunft darbietet. Es hieße, Wasser in den
n tragen, beweisen zu wollen, daß die Sonne leuchtet, wenn ich
den Nachweis liefern wollte, daß Luther mit der entschiedensten
liebe bei seinen Argumentationen die heilige Schrift an=
det. Gottes Wort bleibt in Ewigkeit, Gottes Wort hat in allen
cken Recht, Gottes Wort offenbart die unfehlbare Wahrheit:
war die Ueberzeugung, welche Luther beseelte und die ihm, wenn
auch noch so sehr in seinem Glauben angefochten wurde, un=
hütterlich feststehen blieb. Und diese seine Ueberzeugung sucht er
die Herzen seiner Hörer zu pflanzen alle Wege: er ist der Zu=
icht, daß es für einen Christenmenschen keinen festeren, gründ=
eren, überzeugenderen Beweis der Wahrheit geben kann, als daß
i ihm nachweist, daß die heilige Schrift so spricht, daß so Gottes
rt klar und deutlich über diesen Punkt sich ausläßt. Gleich in
ersten gewaltigen Predigt, mit welcher er die Schwärmer zu
ttenberg auf das Haupt schlug, sagt er: „Hierinnen müssen wir
n klaren, starken Spruch haben, solches bezeugend. — Und wie=
l ihrer viel sind in der Bibel, will ich euch doch nicht mit viel
rüchen überschütten.“ Nicht bloß bei den hohen Artikeln des
ubens, wie vor allen Dingen bei dem von der Rechtfertigung
Sünders vor Gott, weist Luther nach, wie sie in der Schrift
en und Neuen Testamentes gegründet sind: er ist hier auch in
Kleinen treu. Ich erinnere an die oben mitgetheilten Begriffs=
immungen von Demuth, Sanftmuth, Geduld, wo er seine Er=
ung entweder zum Schluß durch ein schlagendes Wort der Schrift
iegelt oder aus der Schrift selbst gewinnt. Ein Mann wie
her, welcher in der Schrift zu Hause war, wie keiner vor ihm
nach ihm, kann nie in Verlegenheit kommen, wo er in der
rift die Beweismittel suchen soll; dieselben drängen sich ihm von
st auf, so daß er nur in die Gefahr kommen kann, daß er ihrer
viel in seine Rede aufnimmt und sie so ungebührlich überfrachtet.
ist erstaunlich, wie die schlagendsten Sprüche, die zutreffendsten
spiele ihm aller Orten zur Hand sind: es ist keine Lehre des
ubens, es ist keine Seite des Lebens, des äußeren, der Welt zu=
hrten Lebens, wie des innern, in Gott und sein Reich verborgenen
ens, welche nicht aus der heiligen Schrift ihr Licht empfinge.
schlagend, wie zermalmend ist nicht für die Radikalen in Witten=
das Beispiel des Apostel Paulus, welches er ihnen zu Gemüthe

führt. „Paulus, da er ein Mal gen Athen kam, in eine mächtige Stadt," so sagt er in der zweiten Predigt gegen diese Schwarmgeister, „da fand er im Tempel gebaute Altäre. Da ging er von einem zu dem andern und besah sie alle, aber er rührte keinen mit keinem Fuße an, sondern trat mitten auf den Platz und sagte, daß es eitel abgötterische Dinge wären, bat sie, sie sollten davon stehn, riß auch deren keinen mit Gewalt ab. Da das Wort ihre Herzen faßte, fielen sie von selbst ab. Also wenn man das Wort zuvor wollte treiben, so zerfiele das Ding von ihm selber. Also wenn ich hätte gesehen, daß sie hätten Messe gehalten, so hätte ich wollen predigen und sie vermahnen. Hätten sie sich daran gekehret, so hätte ich sie gewonnen. Wo aber nicht, so hätte ich sie dennoch nicht mit den Haaren und Gewalt davon gerissen, sondern das Wort lassen handlen und für sie gebeten. Denn das Wort hat Himmel und Erde geschaffen und alle Dinge, das muß es thun und nicht wir armen Sünder. Summa Summarum, predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's. Aber zwingen, dringen mit der Gewalt will ich Niemanden. Denn der Glaube will willig, ungenöthigt angezogen werden."

Es nimmt uns Wunder, daß Luther in seinen Predigten aus der reichen Schatzkammer der Weltgeschichte, in welcher er, wie wir aus andern Schriften und vornehmlich seinen Tischreden ersehen, gut zu Hause war, so wenig zum allgemeinen Besten hervorträgt. Einige große Namen aus der Weltgeschichte, wie Karl der Große, Theodosius, werden gelegentlich erwähnt, aber eben auch nur gelegentlich. Es mag dieser Umstand wohl darin seinen Grund haben, daß der Reformator am liebsten an allgemein bekannte Thatsachen erinnern und aus ihnen seinen Beweis entlehnen wollte: denn diese Ueberführungen aus längst Bekanntem sind kräftiger, durchschlagender als die aus unbekanntem Stoffe her genommenen. Und keine Frage kann darüber entstehen, ob die Geschichten der heiligen Schrift oder die Geschichten der Völker dem Volke damals, und wir können getrost noch hinzufügen, auch jetzt noch, näher liegen. Während die Weltgeschichte auffallend in diesen Predigten vernachlässigt wird, tritt die Geschichte der Heiligen mehr in den Vordergrund. Luther ist mit ihr sehr wohl vertraut, er scheidet aus ihr alle fabelhaften, mythischen Elemente und hält den gesunden Kern in ihnen für ersprießlich zur Erbauung der Gemeinde. „Hier gehören," sagt er in

er Predigt über die Epistel des dritten Sonntags im Advente, „die
wei Exempel, welche meines Achtens die besten sind, die in den
ganzen actis patrum stehen. Das Erste von S. Antonio, dem
kund ward, daß ein Ledermacher zu Alexandria, ein schlichter, ehr=
licher Handwerksmann, und nichts sonderlich that, dennoch weit über
S. Antonium war um solches seines Herzens Niedrigkeit willen.
Das Andere von Paphnutio, der einem Pfeifer und zwei Ehefrauen
gleich war mit all seinem strengen Leben. Welche zwei Exempel
Gott aus besonderen Gnaden zu der Zeit ließ rüchtig werden, da
die Möncherei am Höchsten war und die Werke wunderschön gingen,
auf daß er unsre Augen von dem Richten und Urtheilen der Werke
behielte und lehrte uns, allerlei Werke gleich halten und einer dem
Andern sich unterwerfen." In der Predigt über die neunzehnte
Trinitatisepistel erinnert er an den Kaiser Theodosius, welcher, von
S. Ambrosius gestraft darüber, daß er zu Thessalonich aus Zorn
viele Leute hatte umbringen lassen, ein Ausschreiben erließ, „daß man
auch auf seinen Befehl oder Gebot sollte keinen richten, bis ein
ganzer Mond darnach vergangen wäre, damit mittler Zeit das Ur=
theil könnte widerrufen werden, wo es aus Zorn wäre übereilet."
In der Evangelienpredigt auf den Sonntag Quinquagesimä sagt er:
„Ich muß deß ein Beispiel und Erfahrung sagen, die wohl hieher
dienet und nicht zu verachten ist. Es war ein guter Einsiedeler auch
in solchem Glauben menschlicher Verdienste erzogen, der sollte einen
ehrbaren Mann trösten in seinem Sterben und fuhr zu kühnlich
und tröstete ihn also: mein lieber Freund, leidet nur den Tod ge=
duldiglich und williglich, so will ich euch meine Seele zu Pfand
setzen, ihr sollt ein Kind des ewigen Lebens sein. Wohlan der ver=
ließ ihm und starb also auf solchen Trost geduldiglich dahin. Aber
über drei oder vier Tage ward der Einsiedler auch tödlich krank, da
kam der rechte Meister, Ehr Reuling, und that ihm die Augen auf,
daß er sehe, was er gemacht und gelehrt hatte, lag, bis er starb
und klagte seinen Rath und Trost, den er jenem gegeben hatte:
o wehe, was habe ich dem gerathen! Leichtfertige Leuten lachten
ein, als der selbst nicht thäte, das er einem andern hatte gelehrt;
hieß jenen auf seine Seele tröstlich sterben und er verzagte nun selbst
nicht allein vor dem Tode, sondern auch an dem Rath, den er ge=
geben hatte so sicherlich, und nun so öffentlich strafte und widerrief."
An die Monika, die fromme Mutter des Augustinus, welche „neun

Jahre nach einander um ihren Sohn geweint hat", wird öfters, wie in der ersten Predigt über das Evangelium des zweiten Ostertages, erinnert: gern gedenkt der ehemalige Eisenacher Gymnasiast der dort so hoch geehrten heiligen Elisabeth. In der Predigt über die Epistel des Stephanustages lesen wir: „Ich will hier sagen ein Exempel von der heiligen Frauen, S. Elisabeth, die kam ein Mal in ein Kloster und sahe, daß unsers Herrn Leiden war hübsch gemalet an den Wänden und sprach: die Kostung solltet ihr gespart haben zur Nahrung des Leibes, denn solches sollte in euren Herzen gemalt sein. Siehe da, wie einfältig, kräftig und göttlich Urtheil das ist über die Dinge, die doch Jedermann köstlich achtet. Wenn sie es jetzt redete, sollten sie die Papisten gewißlich verbrennen, als die da Christi Leiden lästerte und gute Werke versprochen hätte; sie müßte eine Ketzerin sein, wenn sie zehn Heiligen werth wäre." „Ist nun das nicht ein fein edles Gebot," ruft er in der Predigt über die vierte Epiphaniasepistel aus, „das so ungleiche Menschen so fein gleich macht? Ist's nicht ein wunderlicher Trost, daß ein Bettler solche herrliche Diener und Liebhaber hat, daß seiner Armuth muß ein so reicher König zu Dienste stehen? Seinem Stank und Wunden muß solche schöne Krone und süßer Geruch königlicher Pracht unterthan sein? Wie wunderlich sollte es stehen, wenn wir sehen sollten, wie Könige und Fürsten, Königinnen und Fürstinnen den armen Bettlern und Aussätzigen dienten, wie wir von S. Elisabeth lesen." Die Legende von dem heiligen Christophorus ist Luthern besonders lieb, man ersieht dieses aus der umständlichen Weise, wie er sie erzählt. „Daß man solches baß verstehen möge, will ich ein Exempel sagen, darinnen ihr fein sehen möget, wie der Christen Leiden abgemalt und entworfen sind. Ihr wisset alle wohl, wie man S. Christoffeln malet hin und wieder; sollt aber nicht gedenken, daß je ein Mann gewesen sei, der also geheißen habe, oder leiblich das gethan, was man von Christoffeln saget; sondern der dieselbige Legende oder Fabel gemacht hat, ist ohne Zweifel ein feiner, vernünftiger Mann gewesen, der hat solch Bild dem einfältigen Volk wollen vormalen, daß sie hätten ein Exempel und Ebenbild eines christlichen Lebens, wie dasselbe gerichtet und geschickt sein soll, und hat es also eben fein abgemalt und getroffen. Denn ein Christ ist wie ein großer Riese, hat große und starke Beine und Arme, wie man den Christoffel malet. Denn er trägt auch eine solche Last, welche die ganze Welt, kein Kaiser,

König und Fürst möchte ertragen. Daher heißt auch ein jeglicher Christ Christophorus, das ist ein Christträger, darum daß er den Glauben annimmt. Wie geht es ihm aber darüber? Also, wenn man den Glauben annimmt, so läßt sich einer nicht dünken, daß es ein schwer, hart Ding darum sei; es dünket einen ein kleines Kindlein sein, das hübsch und wohlgestaltet ist und leicht zu tragen, wie dem Christoffel geschah; denn das Evangelium läßt sich am ersten ansehen, daß es eine feine, liebliche, freundliche und kindliche Lehre sei. Wie wir denn sahen im Anfang, da es anging, platzte jedermann darauf und wollte auch evangelisch sein. Da ward also ein Verlangen und Durst darnach, daß kein Backofen so hitzig ist, als die Leute dazumal waren. Aber wie ging es? Es ging eben zu, wie mit dem Christoffel, der erfuhr nicht eher, wie schwer das Kindlein war, bis er in's Wasser kam, da es am Tiefsten war. Also auch mit dem Evangelio: da es einriß, gingen die Wellen daher, Papst, Bischöfe, Fürsten und das tolle Gesinde setzten sich dawider, da fühlte man allererst, wie das Kindlein so schwer zu tragen wäre. Denn es kommt dem guten Christoffel so nahe, daß er schier drob ersäuft. Wie ihr sehet, daß es jetzt auch gehet, daß auf jener Seite, die dem Worte entgegen sind, so viele Praktiken, Fündlein, Trug und List ist, Alles dahin gerichtet, daß sie uns im Wasser ersäufen möchten. Da ist ein solch Dräuen und Schrecken, daß wir uns zu Tode möchten fürchten, wenn wir nicht einen andern Trost dagegen hätten. Wohlan, wer den Christum, das liebe Kindlein, auf sich geladen hat, der muß ihn entweder gar hinüber durch das Wasser hindurchtragen oder ersäufen, da ist kein Mittel. Ersäufen ist nicht gut: darum wollen wir mit dem Christo durch das Wasser hindurch, wenn es gleich noch ein Mal das Ansehen hätte, als müßten wir darinnen bleiben. Wir haben ja die Verheißung: Wer Christum hat, sich auf ihn verläßt und glaubt, daß derselbe frei mit David sagen kann Ps. 27, 3: Ob sich wider mich ein Heer leget, soll sich doch mein Herz nicht fürchten, ob sich Streit wider mich erhübe, will ich mich darauf verlassen. Laß sie scharren und pochen, dräuen und schrecken, wie sie wollen; wäre das Wasser noch so tief, so wollen wir mit dem Christo hindurch." Luther war ein Kind seiner Zeit, obschon er der Führer, das geistige Haupt seiner Zeit war, und so wundern wir uns nicht, wenn er, der sonst in den Legenden das edle Metall von den Schlacken so gut zu unterscheiden wußte,

hin und wieder sich vergreift und Spukgeschichten aus denselben zum Besten gibt. So spricht er zum Schluß der Predigt über das Evangelium des ersten Trinitatissonntages: „Also, daß wir auch ein Exempel sagen, lesen wir in der historia tripartita, von einem Bischof, der gen Korinth kam, da er zum Concilium zog, und als er nicht füglich Herberge fand für sich und sein Gesinde, sah er ein wüst Haus stehen verschlossen und fragte, ob man daselbst nicht könnte herbergen? Da ward ihm geantwortet, es wäre so ungeheuer darinnen, daß Niemand darinnen wohnen könnte und wären vielmals die Leute des Morgens todt darinnen gefunden. Da machte er nicht viel Worte und hieß stracks einziehen und lag die Nacht darinnen; denn er sah wohl, daß es Teufels Gespenst war und hatte einen festen Glauben, daß Christus des Teufels Herr wäre, darum verachtete er ihn und zog zu ihm ein. Da ward das Haus durch sein Beten und Herbergen frei, daß hinfort kein Rumpeln noch Ungeheuer darinnen gehört ward. Siehe, da siehest du, daß es Teufel sind die Rumpelgeister und daß nicht viel mit ihnen zu disputiren ist, sondern mit fröhlichem Glauben soll man sie verachten, als wären sie nichts. Item, also lieset man von dem Bischof Gregorio Cappadociae, daß er über das welsche Gebirge zog und herbergte bei einem heidnischen Kirchner, der hatte einen Abgott, der antwortete ihm, was er fragte, und nährte sich desselbigen Handels, daß er den Leuten heimliche Dinge sagte. Davon wußte nun der Bischof nichts und zog Morgens seine Straße. Aber der Teufel konnte des heiligen Mannes Gebet und Gegenwärtigkeit nicht leiden und floh aus dem Hause, daß der Kirchner hinfort nicht mehr konnte weissagen, wie vorhin. Da er nun seinen Abgott rief und heulte um seinen Schaden, erschien ihm das Teufelein im Schlaf und sprach, es wäre seine Schuld, daß er den Bischof geherbergt hätte, vor welchem er nicht hätte können bleiben. Der Kirchner eilte dem Bischof nach und klagte ihm, daß er seinen Gott und Nahrung ihm verjagt hätte und der Herberge übel gedankt. Da nahm der Bischof Papier und schrieb kurz also: Gregorius dem Apollini meinen Gruß zuvor. Ich erlaube dir zu thun, das du vorhin gethan hast. Gehab dich wohl. Den Brief nahm der Kirchner und legte ihn bei seinen Abgott; da kam der Teufel wieder und that wie vorhin. Zuletzt gedachte der Kirchner: welch ein geringer Gott ist mir das, der sich von diesem Gast, der ein Mensch ist,

treiben und führen läßt? Und machte sich auf zu dem Bischof und ließ sich lehren und taufen und nahm also zu, daß er ein trefflicher Bischof ward zu Cäsarien in Kappadocien nach dieses Bischofs Tod. Siehe, so einfältig gehet der Glaube daher und handelt doch so freudig, sicher und mächtig einher. Also thu auch deinen Poltergeistern!"

Gern beruft sich Luther in seinen Predigten auf die Sprichwörter, in welchen sich die allgemeine Erfahrung einen kurzen, prägnanten Ausdruck gegeben hat. Ich stelle aus dem Evangelientheile der Postille eine kleine Anzahl zusammen: Die Gelehrten, die Verkehrten (zweiter Advent); Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über und bei dem Gesang kennt man den Vogel, denn er singet, wie ihm sein Schnabel gewachsen ist (dritter Weihnachtstag); ein Fürst oder Herr ist Wildpret im Himmel (S. Johannistag); die von fernen Landen lügen, die lügen mit Gewalt und Cunz Hildebrand, der große Wallfisch, trägt die Welt auf dem Schwanz (drei Könige). Gelegentlich führt Luther auch lateinische Sprichwörter an, so: qualis quisque est, talia loquitur und oratio est character animi (Evangelium am dritten Weihnachtstage); de male quaesitis non gaudet tertius haeres (zweites Evangelium am dritten Sonntage nach Trinitatis. Hiermit ist verwandt, seine Neigung aus alten Klassikern und Kirchenvätern sogenannte dicta probantia zu entlehnen. In den alten Klassikern war Luther wohl bewandert und es wäre ihm ein Kleines gewesen, seine Predigten mit Citaten aus ihnen zu stopfen, wenn er mit den gelehrten Predigern seiner Zeit hätte wetteifern wollen. Er hält sehr an sich, die Geister sollen den Propheten unterthan sein, doch erinnert er in der Predigt über die Trinitatisepistel an ein schönes Wort Homers: „Wie auch der Heide Aristoteles solches schleußt in seinem besten Buche, aus dem Spruche ihres weisesten Poeten Homeri: es könne kein gut Regiment sein, darinnen mehr denn ein Herr ist." An Horaz Sat. 1, 1, 110 hat Luther sicher gedacht, wenn er in der Kirchenpostille am S. Johannestage sagt: „Und ist gar eine gemeine Plage, daß sich Niemand an dem Seinen genügen läßt, daß auch der Heide spricht: wie geht es zu, daß in eines Andern Feld allezeit bessere Früchte, und des Nachbarn Vieh mehr Milch gibt, denn das unsere?" Oefter finden wir Aussprüche von Kirchenvätern und Kirchenlehrern beigebracht, gelegentlich freilich sind sie auch nur angezogen, um sie

zu berichtigen. An Tertullianus schönes Wort: „Das Christenblut ist der Same, daraus die Christen wachsen," erinnert die Predigt über das Evangelium des dreiundzwanzigsten Trinitatissonntages: die dritte Predigt über das Evangelium des sechsten Trinitatissonntages gedenkt des Wortes Bernhards: „Dolor est, sed contemnitur: es thut wohl wehe, aber es muß gelitten und verschmerzt sein." Tauler war Luthern ganz besonders lieb, er hat seine Sprache und seine Theologie gründlich studirt und erwähnt ihn in den Predigten mehrfach als einen Zeugen der Wahrheit. So heißt es in der Kirchenpostille am achten Trinitatissonntage: „Taulerus hat das auch erkannt, daß die Gläubigen und Ungläubigen oft so gleich sind in äußerlichem Schein, daß sie Niemand scheiden kann noch keine Vernunft urtheilen, sondern einer habe denn den Geist Gottes." In der Epistelpredigt am Tage S. Johannes lesen wir: „Durch den Glauben verstehet er alle Dinge recht und durch die Anfechtung versucht er dasselbe Alles, daß er gewiß wird; darum kann er darnach gewißlich davon sagen, jedermann Unterricht geben, daß wohl Taulerus sagt, ein solcher Mensch könnte die ganze Welt richten und lehren."

Hin und wieder wird auf ein Kirchenlied aus alter und neuer Zeit hingewiesen, so in der Kirchenpostille in der Christtagspredigt auf ubere de coelo pleno, in der Hauspostille am Ostertag auf die schöne Ostersequenz: agnus redemit oves, und in der evangelischen Kirchenpostille am dritten Sonntag nach Ostern auf das uralte deutsche Lied: Nun bitten wir den heiligen Geist.

Es ist bekannt, welche große Stücke Luther auf Aesops Fabeln hielt; auch in seinen Predigten macht er gelegentlich von Fabeln Gebrauch, wie z. B. in der evangelischen Kirchenpostille am zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. „Also," sagt er hier, „haben die alten Poeten und Weisen gespielet von den Grillen oder Heuschrecken, die kamen im Winter, da sie nicht mehr zu essen fanden, zu den Ameisen und baten, daß sie ihnen auch etwas mittheilten, was sie gesammelt hätten. Und da diese sprachen: was habt ihr denn im Sommer gethan, daß ihr nicht auch habt eingetragen. Wir haben gesungen, sprachen sie; da mußten sie wieder hören: habt ihr des Sommers gesungen, so tanzet nun dafür des Winters. Also soll man solchen Narren antworten, die da nicht wollen weise werden, noch verstehen lernen, was Gottes Wille ist."

Bilder aus dem gewöhnlichen Leben kann kein Redner verschmähen: Luther bedient sich ihrer auch zur Veranschaulichung, aber lange nicht so reichlich als sein so hochverehrter Tauler. Während Tauler und vornehmlich der Dr. Geiler von Kaisersberg, der größte Redner, welcher dem Reformator der Zeit nach am Nächsten steht, in Bildern fast unerschöpflich sind, also daß zumal bei dem Letzteren das Bild zu viel Platz einnimmt, scheint uns Luther in Bildern fast des Guten zu wenig zu thun. Es gibt eine große Menge von Predigten, in welchen wir vergebens nach einem Bilde, das so wesentliche Dienste bei der Veranschaulichung leistet, spähen. Ich kann nicht sagen, daß alle Bilder Luthers schön und edel sind, so gefällt mir das Bild von der Schweinsblase in der dritten Predigt über das Evangelium des ersten Ostertages wenig: „Gleichwie man eine Schweinsblase mit Salz reiben und zumartern muß, daß sie weit werde, also muß er auch unsre alte Haut wohl durchsalzen und plagen, daß wir um Hülfe schreien und rufen und uns also recken und dehnen, beide durch innerliche und auswendige Leiden, daß wir doch also hinankommen und solch Herz und Muth, Freude und Trost von seiner Auferstehung erlangen mögen.“ Im Allgemeinen aber sind Luthers Bilder schlicht, klar und zutreffend und seinem Zuhörerkreise sehr nahe liegend. Wir theilen einige mit. „Es wird Niemand,“ heißt es sehr wahr in der Christtagspredigt über das Evangelium, „mehr Nutz davonbringen, denn die ihr Herz stille halten, alle Dinge ausschlagen und mit Fleiß drein sehen, gleichwie die Sonne in einem stillen Wasser gar eben sich sehen läßt und kräftig wärmet, die im rauschenden und laufenden Wasser nicht also gesehen werden mag, auch nicht also wärmen kann.“ „Es muß,“ sagt er in der schon oft angezogenen Predigt über den Anfang des Evangeliums Johannes, eines von Tauler schon gebrauchten Bildes sich bedienend, „der ganze Mensch in das Evangelium kriechen und allda neu werden, die alte Haut ausziehen, wie die Schlange thut; wenn ihre Haut alt wird, sucht sie ein enges Loch im Felsen, da kreucht sie hindurch und zeucht ab ihre Haut selbst und lässt sie außen vor dem Loch. Also der Mensch auch in das Evangelium und Gottes Wort sich begeben muß, getrost folgen seiner Zusagung, es wird nicht lügen.“ In dem andern Sermon auf den Ostertag bemerkt er: „Gleichwie auf dem Meer eine Bülge nach der andern lauft und stößt, als wollten sie das Ufer umstoßen, aber sie ver-

gehen und quetschen sich ab; also bemühen sich auch die Sünden an uns und wollten uns gern verzagt machen, aber zuletzt müssen sie ablassen, werden matt und verschwinden alle.“ Und kurz vorher: „Nehmet ein Gleichniß an den Fischen im Wasser. Wenn sie in das Netz gekommen und gefangen sind, so führt man sie fein leise daher, daß sie sich auch nicht anders dünken lassen, sie sind noch im Wasser, aber wenn man sie herauszeucht an das Ufer, da sind sie bloß, da zappeln sie denn und fühlen erst, daß sie gefangen sind. Also gehet's hie auch zu mit den Seelen. Wenn sie mit dem Evangelio, welches Christus einem Netze vergleichet, gefangen sind, und nun das Herz eingenommen ist, so knüpft dasselbige Wort das arme Herzchen auf Christum und führet es fein gemach und still aus der Hölle und aus der Sünde, wiewohl die Seele noch die Sünde fühlet und meinet, es sei noch darinnen.“ In der Predigt über die 10 Aussätzigen sagt er zutreffend: „Da sind wir an Stiften, Bauen, Singen, Läuten, Leuchten, Kleidern, Räuchern und was Bereitung zu Gottesdienst mehr sind, geblieben hangen, bis daß wir solche Bereitung achten den rechten Hauptgottesdienst und wissen von keinem andern zu sagen. Und thun also weislich, als wer ein Haus bauen wollte, und verbaute an der Rüstung all sein Gut und käme sein Lebenlang nimmer so fern, daß er einen Stein zum Hause legte: rathe, wo will derselbe zuletzt wohnen, wenn das Gerüste wird abgebrochen? Aber das ist der rechte Gottesdienst: wiederkommen, mit großer Stimme hoch loben.“ In der Predigt über die Neujahrsepistel bemerkt er: „Nimm ein grob Gleichniß. Wenn ein junger Knabe ein Schusterhandwerk lernete und überkäme einen solchen Narren oder Schalk zu einem Meister, der ihn lehrte, wie das Handwerk wäre ein Weg fromm und selig zu werden, und der Knabe glaubte ihm und triebe das Schusterhandwerk der Meinung, daß er dadurch müßte selig werden und möchte ohne solch Schuhmachen nicht selig werden, ließe darüber alle anderen Wege, Glauben und Liebe: was wolltest du hie thun? Solltest dich nicht des Knaben erbarmen? Solltest du nicht dem Meister feind sein und alles Unglück wünschen? Nun wie willst du dem Knaben helfen? Willst du sagen: lieber Sohn, Schusterhandwerk thut es nicht, es gilt nicht Schuster im Himmel, du mußt ein Schneider werden; so führest du ihn aus einer Hölle in die andere, und bist ebenso fromm als jener Meister: wie die thun, die da rathen einem Pfaffen, daß er ein

Mönch werde, einem Mönch, daß er in einen anderen härenen Orden gehe, und werfen also die Seelen und Gewissen aus einer Bratpfanne in die andere. Sondern also mußt du ihm helfen: lieber Sohn, es ist hier weder Schuster noch Schneider, sondern du mußt an Christum glauben und darnach deinem Nächsten thun, wie du glaubest, daß dir Christus gethan hat; darnach bleib ein Schuster oder werde ein Schneider, wie du willst." Bei der Epistel des vierten Sonntags nach Trinitatis erinnert er: „Was thut ein Waghals, ein Landsknecht? Nimmt einen Monat vier Gulden und setzet sich wider Spieß und Büchsen in den gewissen Tod hinein. Also ein Kaufmann, der läuft und rennet die Welt hindurch und wieder herdurch, um Geldes und Gutes willen, wagt darüber Leib und Leben, Gott gebe, der Stumpf bleibe dahinten oder nicht. Was muß einer zu Hofe leiden, ehe er dahin kommt, geräth es anders, wo er hindenkt? Also kann man in der Welt Alles thun und leiden um Ehre, Gut und Gewalt willen: denn es vor Augen und offenbar ist. Aber hier, weil es nicht offenbar ist, da wird es dem alten Menschen gar schwer zu glauben, daß Gott am jüngsten Tage mir einen so schönen Leib, fröhlichen Muth und reine Seele geben werde, und daß ich ein größerer Herr soll werden, denn jetzt kein größerer König auf Erden." „Wie der Fuhrmann," führt Luther zur Epistel des andern Epiphaniensonntages aus, „nicht säumig, schläfrig, noch laß, sondern wacker und sorgfältig sein muß, wenn seine Fahrt glücklich ablaufen soll, so muß auch der, welcher regieret, helle Augen haben, sonst ist kein Gutes zu gewarten und zu hoffen, sonderlich in solchen gefährlichen Straßen und Wegen, als die Christenheit zu fahren hat, unter den Teufeln, die sie alle Augenblicke gern stürzen und umbringen wollten." In der Predigt über die vierte Epiphanienepistel lenkt Luther noch ein Mal auf den Fuhrmann unsren Blick. „Weil nun wir ohne Werke auf Erden nicht sein sollen noch mögen, müssen auch mancherlei Gebote sein, damit die Werke verfasset werden; also doch daß Liebe ihre Macht behalte und Oberherr sei über solche Fasser und heiße die Werke lassen und fassen, wo es für sie dienet und kein Wort bleibe noch gehe, sie wolle denn. Das laßt uns an einem Fuhrmann lernen, der hat Pferde und Wagen im Zaum nach seinem Willen; wo nun derselbige damit wollte zufrieden sein, daß die Pferde im Zaum gingen und er nicht auf den Weg sehen, daß er Pferde, Zaum und Wagen lenket nach dem Wege,

da sollte gar bald das Geschirr auf einem Haufen liegen mit Roß und Wagen, Zaum und Fuhrmann und dann in einer Pfütze ersaufen, oder über Stock und Stein den Hals stürzen: wo er aber so klug ist, daß er das Geschirr alles nach dem Wege lenket und siehet, wo es der Weg mag oder nicht mag leiden, der fähret recht. Welcher aber will stracks zufahren, das ist der kluge Fuhrmann, der den Weg will nach dem Wagen lenken und der Weg soll sich ihm schicken, wie sein Wagen will, das wird er wohl sehen, wie fein er es treffen wird." In derselben Predigt veranschaulicht er in origineller Weise, daß des Gesetzes Erfüllung die Liebe ist und die Liebe über den Werken steht. „So sollten nun allerlei Gesetz dazu gegeben, verordnet und gehalten werden, daß sie nicht für sich selbst, noch um der Werke willen gehalten würden, sondern allein um Uebung willen der Liebe, welche auch ist die rechte Meinung des Gesetzes, wie hier S. Paulus sagt: wer den Andern liebt, hat das Gesetz erfüllt; also daß, wo man sehe, daß es nicht zum Nutz des Nächsten gereicht, sondern zum Schaden, sollte es unterbleiben. Denn es kann wohl einerlei Gesetz auf eine Zeit dem Nächsten nütze, auf eine andere Zeit schädlich sein. Darum soll es gehen nach des Nächsten Nutz, und ist gleich mit den Gesetzen umzugehen als mit Speisen und Kleidern und anderer Leibesnothdurft. Da muß ich nicht sehen auf Kleider und Speise, sondern auf Nutzen und Noth des Nächsten, der gespeist und bekleidet soll werden, daß ich aufhöre zu speisen und zu kleiden, wo ich sehe, daß er's nimmer mag oder ertragen kann. Wenn du nun solch einen Narren siehest, der bei sich selbst gedächte: ei, Speise und Kleider sind ein gut Ding, und dächte nicht weiter und führe zu und nähme arme Menschen für sich und thäte nicht mehr und füllete immer in denselbigen alle das Brod und Bier, das er kriegen könnte, bis daß der Mensch erwürgete oder erstickte, und doch damit noch immer einpfropfte und immer kleidete ohne Aufhören. Und so jemand zu ihm spräche: höre auf, du hast den erstickt, Speisen und Kleider ist ihm zu viel und ist nun eitel verlorene Arbeit: er aber führe zu und spräche: du Ketzer, willst du gute Werke wehren? Speise und Trank und Kleiden ist ein gut Ding, darum soll man nicht aufhören und kann es nicht zu viel machen, und führe immer fort mit Speisen und Kleiden; sage mir, was wolltest du von dem halten? Unsinnigkeit wäre selbst nicht so rasend und toll, als ein solcher Narr. Eben solche Leute sind jetzt

unsre Geistlichen gewesen und noch allesammt die mit Werken und Gesetz umgehen allein der Meinung und mit solcher Blindheit, daß es um die Werke zu thun sei, ersticken Leib und Seele, und sehen nicht, daß es um Uebung willen der Liebe zu thun ist. Setzen also die Werke über die Liebe, die Magd über die Frau, daß es Jammer ist zu gedenken, geschweige denn zu hören und sehen, oder selbst thun und leiden."

Auf seine eigenen Erlebnisse und Erfahrungen kommt Luther in seinen Predigten häufig zu reden: was seine Zuhörer durchmachen, das hat auch er durchgemacht, er hat in der Finsterniß, wie sie, sich befunden, seine eigene Gerechtigkeit mit allerlei Gottesdienst und gutem Werke aufzurichten versucht, er hat in großen Sorgen gesteckt, die schwersten Anfechtungen erfahren, er empfindet noch tief seine Sünde und Missethat. „Nehmet ein Exempel von mir," so ruft er den Schwarmgeistern in der zweiten Rede zu, „ich bin dem Ablaß und allen Papisten entgegen gewesen, aber mit keiner Gewalt, ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben, sonst hab ich nichts gethan. Das hat, wenn ich geschlafen habe, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philippo und Amsdorf getrunken habe, also viel gethan, daß das Papstthum also schwach geworden ist, daß ihm noch nie kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich hab nichts gethan, das Wort hat es Alles gehandelt und ausgerichtet." In der Predigt über die dritte Trinitatisepistel spricht er: „Was würde ich gethan haben, auf daß ich ein Exempel von mir gebe, da ich erst anfing die Ablaßlügen und hernach des Papstthums Irrthum zu strafen, wenn ich hätte wollen hören und achten, was mir alle Welt auf's Schrecklichste schrieb und sagte, was ich für Gefahr auf mich lübe und wie mir's darob gehen würde; wie oft habe ich müssen hören: so ich wider diese und jene treffliche Leute schreiben würde, ich würde einen Unlust anrichten, der mir und ganzem deutschen Lande zu schwer würde; aber weil ich es nicht von mir selbst angefangen, sondern meines Amts halben dazu gezwungen, sonst hätt ich auch viel lieber still geschwiegen, und hinein geführet, mußte fortfahren, hab ich auch die Sache Gott befohlen, und ihn lassen sorgen." „Solche sind wir bisher alle gewesen," bekennt er bei der Epistel zu Trinitatis, „denn auch ich, als ein geistlicher, gelehrter Doktor, nichts anderes gewußt noch verstanden, sondern geträumt, meine Mönchkappe sollte Gott gefallen

und wäre der Weg zum Himmel: meinte, ich hätte des Herrn Sinn wohl erkannt und wollte auch sein Rathgeber sein und ihm abverdienen, daß er mir vergelten müßte; aber nun sehe ich, daß solches falsch und Blindheit ist, und muß aus seinem Worte lernen, daß nichts anders vor ihm gelte, denn glauben an den gekreuzigten Christus, seinen Sohn, und in solchem Glauben leben und thun, was eines jeden Beruf und Stand fordert." „Ich habe auch wollen," sagt er in der Epistelpredigt des achtzehnten Trinitatissonntages, „ein heiliger, frommer Mönch sein und mit großer Andacht mich zur Messen und zum Gebet bereitet; aber wenn ich am Andächtigsten war, so ging ich ein Zweifler zum Altar, ein Zweifler ging ich wieder davon; hatte ich meine Buße gesprochen, so zweifelte ich doch, hatte ich sie nicht gebetet, so verzweifelte ich abermal, denn wir waren schlecht (ganz) in dem Wahn, wir könnten nicht beten und würden nicht erhöret, wir wären denn ganz rein und ohne Sünde, wie die Heiligen im Himmel." „Ich habe auch wohl zuweilen gedacht in meinen Anfechtungen," bekennt er in der Predigt über die dritte Trinitatisepistel, „ich wollte mit S. Petro und Paulo disputiren, ob sie hätten schwerer angefochten werden können denn ich. Denn das thut der Teufel, wo er sonst nichts mehr kann, daß er den Menschen dahin treibe, daß er nichts anders, denn nur sein Leiden und Noth ansehen kann, und mit solchen Gedanken drücke, es sei kein Mensch so gar von Gott verworfen oder so tief in Angst und Noth gesteckt. Er hat mich auch oft mit solchem Disputiren so müde gemacht, daß ich ihm habe können kein Argument solviren und schlechts müssen von mir zu Christo weisen, der ihm kann Ueberdisputirens genug geben. Und wo wir auch diesen nicht bei uns haben, so ist er uns viel zu stark und weit überlegen, daß es nicht möglich ist, sein Widerreden zu schweigen. Er hat bald alle meine Kunst zurückgestoßen und mich mit meinem eignen Schwert geschlagen." „Du darfst nicht denken," mahnt er in der ersten Predigt über das Evangelium des Ostermontages, „wie du dich wohl wollest bereiten, daß du des Sakramentes würdig wärest zu empfahen, sondern bist schon jetzt bereitet, wenn du fühlest, daß du gern dir wollest helfen lassen, und dich die Noth dringt, daß du hinzu gehest. Es ist mir auch oft begegnet, daß ich mich davor gescheuet hab und damit nur mehr davon getreten: bis ich sahe, daß nichts half, so hab ich müssen hinzugehen. Also werdet ihr auch finden, daß ihr sehet, daß es Teufels

Gespenst ist, der die Leute also davon zeucht, daß je mehr sie sich scheuen und warten wollen, bis sie den Glauben im Herzen fühlen, je weiter sie davon kommen, daß zuletzt, wenn sie in dem Sinne bleiben, alle Lust und Begierde verlöschet zum Evangelio und Sakrament, daß sie nimmer hinzukommen." In der Predigt gegen die Schwärmer, Reminiscere gehalten, ruft er energisch aus: „Aber dennoch will ich mir die heimliche Beichte Niemand lassen nehmen, und wollte sie nicht um der ganzen Welt Schätze geben. Denn ich weiß, was Trostes und Stärke sie mir gegeben hat. Es weiß Niemand, was sie vermag, denn wer mit dem Teufel oft und viel gefochten hat. Ja ich wäre längst vom Teufel erwürgt, wenn mich nicht die Beichte erhalten hätte."

Was nun die Sprache in diesen Predigten anlangt, so ist sie nach Aller Urtheil über alles Lob erhaben. Luther ist geradezu eine klassische Größe: er hat den Wortschatz unserer jetzigen Sprache gesammelt, er hat die Redewendungen normirt, er hat den Satzbau geregelt. Nur hin und wieder begegnet uns in seinen Reden ein Wort, welches wir tilgen möchten, weil es den guten Geschmack beleidigt und gar zu sehr die ungeschliffene Derbheit seiner Zeit wiederspiegelt. So bekommt der Papst mit seinen Bischöfen, Priestern und Mönchen manche epitheta, welche nicht gerade ornantia sind. „Solches wollen unser Papstesel, Säu und Löffel," heißt es in der Predigt über Joh. 16, 5 ff., sie sind „unsres Herrgotts rechte Mastsäue auf seinem Koben" nach der Evangelienpredigt des Sonntags nach Weihnachten. In der Predigt über das Evangelium des dreiundzwanzigsten Trinitatissonntages reißt ihn sein Eifer gegen die Werkgerechtigkeit und den Heiligendienst zu einer Unanständigkeit fort: „Was ist der Heiligen Dienst und Eifer anders gewesen denn ein lauter teufelisch Ding! Denn also ist man einhergegangen: dieser Mann ist heilig gewesen, das hat er gesagt, das hat er gethan, darum wollen wir ihm nachfolgen und auch also lehren und thun. Hieronymus, Augustinus, Gregorius haben das gesagt, darum ist's recht, ich will es glauben. Franciscus, Benedictus, Dominicus, Bernhardus haben also gelebt, haben dieß und das gethan, darum will ich auch also leben und thun, was sie gethan haben. Item Augustinus ist durch diese Regel selig geworden. O wie arm, unbeständig, elend Ding ist das, eitel Lügen und Menschenträume sind es: wird doch nicht allhie mit einem Worte Christus noch seines

Worts gedacht, sondern es sind lauter Menschentheiding. Ich thäte (concacarem) S. Augustin in seine Regel, wenn er sie darum hat aufgerichtet, daß er dadurch wollte selig werden.“ Auch in den Epistelpredigten fehlt es an solchen saftigen Stellen nicht: in der zum zehnten Trinitatissonntage wird von der Welt gesagt: „ob sie gleich auch Gottes Gaben hat und brauchet aller seiner Creaturen nicht anders, denn wie eine Sau, die zu ihrem Troge läuft und mit allen Vieren drein fällt, denkt nicht mehr, denn wie sie darin fresse und wühle, kann nicht ein Mal ihre Augen oder Gedanken erheben, woher sie es habe und wem sie dafür danken solle.“ Es genüge an diesen Beispielen. Im Ganzen aber sind solche Ausfälle und Auswüchse bei Luther sehr selten und er ragt darin, daß er auf der Kanzel den Anstand und die gute Sitte bewahrt, hoch über seine Zeitgenossen hervor. Matthesius erzählt uns dazu noch, daß derselbe, als ihm in der Hitze des Vortrags ein Mal ein unanständiges Wort entfahren war, heftig erschrocken sei und sich vor der Gemeinde sofort entschuldigt habe.

Der Satzbau ist bei Luther meisterhaft: er versteht die Kunst trefflich, je nach dem Inhalte der Rede seine Worte zu fügen. Er kann in kurzen, knappen Sätzen, in wahrhaft lakonischem Style sprechen und wieder, wenn es die Gelegenheit erfordert, ergießt sich der Strom seiner Rede in voller Breite. Er liebt selbst in durchaus lehrhaften Predigten nicht den ruhigen Ton der Belehrung, des Vortrags, er knüpft gern ein Gespräch mit seinem Zuhörer an, macht Worte und Begriffe zu Personen und redet sie an, um sich mit ihnen aus einander zu setzen, und läßt die handelnden Personen in Monologen die geheimsten Gedanken ihres Herzens aussprechen. Alle seine reichen Naturgaben verwendet er wie ein treuer Haushalter zu dem Dienste am Worte: sein großes mimisches Talent, sein reiches Wissen, seinen schlagfertigen Witz, seinen scharfen Verstand.

Im Schildern, im Beschreiben und Ausmalen bekundet Luther eine ungemeine Fertigkeit. Wie vortrefflich beschreibt er nicht in der Predigt über die Weisen aus Morgenland das Land Arabien, wie meisterhaft ist nicht seine Schilderung der Zerstörung Jerusalems! Wie sinnig und schön führt er nicht das Wort des Herrn, welches uns auf die Vögel unter dem Himmel und auf die Lilien des Feldes achten heißt, weiter aus, um unsre Herzen von allen Sorgen zu ent-

ledigen! Wer sieht nicht die Henne in voller, wahrer Natürlichkeit vor Augen, wenn er in der Predigt über das Stephanusevangelium liest: „Es nimmt sich kaum ein Thier seiner Jungen so hart an; sie wandelt ihre natürliche Stimme und nimmt an eine jämmerliche und klagende Stimme; sie sucht, scharrt und lockt den Küchlein; wo sie etwas findet, das isset sie nicht, läßt es den Küchlein; mit ganzem Ernste streitet und ruft sie wider den Weih und breitet ihre Flügel so williglich aus und läßt die Küchlein unter sich und über sich steigen, mag sie so gar wohl leiden und ist ja ein feines, liebliches Bild."

Die Zuhörer werden häufig angeredet mit: eure Liebe, meine Freunde, lieben Freunde, meine Freunde Christi: häufig spricht er aber einen Einzelnen unter den Vielen an, um so einem jeden das, was er sagen will, recht warm an das Herz zu legen, oder, indem er die Bedenken eines Einzelnen beseitigt, Allen zu helfen, da heißt es denn: Lieber, lieber Mensch, lieber Gesell, Du da. Die Rede geht vielfach sehr lebhaft zwischen dem Redner und dem Hörer hin und her. Vgl. z. B. die Predigt über die Neujahrsepistel. Luther liebt dieses Verfahren sehr, wie wir aus jenen herrlichen vier Predigten über 1. Cor. 15, 35—57 ersehen, welche er in den letzten Jahren hielt, in denen sich aber die Kraft und Macht seiner Rede auf einer Höhe zeigt, welche, wenn man sein Alter und seine Leibesschwachheit in Rechnung bringt, reinweg in Erstaunen setzt, vgl. die zweite von ihnen. Einen Hans Pfriem läßt er in ihr auftreten, welcher Alles, was sich gegen eine Auferstehung der Todten sagen läßt, vorbringt. „Ein Bauer geht auf den Acker, hat sein Tuch am Halse, darinnen trägt er Weizen, Roggen, Gersten, und greift getrost mit der Hand in den Samen und wirft um sich und besäet den Acker. Hinter ihm her folgt ein Knabe, der führet die Egge und scharret den Samen, der gesäet ist, zu, daß er mit der Erde wohl bedeckt werde. Solchen Samen wollen wir entgegensetzen einem groben Tölpel und unverständigen Narren, der wohl trefflich klug sein will und Gott im Himmel reformiren und meistern darf: wie man von dem Fuhrmann Hans Pfriem saget, daß er im Paradiese alles habe wollen überklügeln und meistern. Derselbe Hans Pfriem sieht den Bauer mit dem Tuche und den Knaben mit der Egge, fahet an und spricht: lieber Mann, was machst du da? Bist du auch klug? Du wirfst das gute Getreide in die Erde, hast du daheim nicht Kinder, Ge-

finde und Vieh, die essen können? Warum verdirbst du denn das gute Korn so schändlich und wirfst es in die Erden? Und hast dazu daran nicht Genüge, sondern ein Anderer folgt dir nach, der zutritt und zutemmet alles mit den Pferden und scharret alles zu mit der Eggen; was gehet dich an, daß du das feine Getreide so jämmerlich umbringest, daß es Niemand zu Nutze kommt? Wäre der Bauer ungeduldig und kurz angebunden, wie man solcher viel findet, die da heiß sind vor der Stirne und nichts leiden können, so sollte er wohl auffahren und meinen Hans Pfriem gröblich abweisen und sagen: was hast du Narr mit mir zu schaffen, gehe du deines Weges, laß mich zufrieden, sollte auch wohl einen Erdenklos nehmen und solchen Meister Klügel damit grüßen, daß er auf dem Rücken läge und die Augen verkehrte, wie ein Ochse, den man jetzt schlachten will. Aber der vernünftige Bauer thut das nicht, sondern spricht: Lieber, schweig stille, du verstehst jetzt nicht" u. s. w. So ist das Gespräch eingeleitet, welches spannend durch die ganze Predigt durchgeführt wird.

Personificationen kommen nicht selten vor: ich habe früher schon eine Stelle angeführt, in welcher die Reue als Ehr Reuling auftritt, neben Hans Pfriem, den Meister Klügel, können wir aus der evangelischen Kirchenpostille den Meister Klügling von Quinquagesimä stellen. Der Junker Geiz macht in der Predigt über die zehn Aussätzigen, und der Junker Zorn in der dritten Predigt über Matth. 5, 20 ff. seine Aufwartung: Junker Cain in der Epistelpredigt auf den Sonntag nach dem Christtag erinnert mich an Bruder Berthold. Frauen befinden sich auch in diesem Kreise, da sehe ich in der letzten Stelle Frau Hulde „mit der Potznasen, die Natur, die um sich ihren alten Trödelmarkt hängt, den Strohharnisch, das natürliche Licht, die Vernunft, den freien Willen, die natürlichen Kräfte": noch ein Mal tritt sie hervor diese liebe Frau Hulde als „die heidnische Kunst, die in den hohen Schulen sitzt und das Maul aufwirft," in der Predigt über das zweite Adventsevangelium; unter dem Namen Frau Putze stellt sich dieselbe Dame auch bei den Weisen aus dem Morgenlande ein. Frau Casbi aus der Evangelienpredigt des Sonntages nach Weihnachten, die Patronin der Lüge, und Frau Isabel, „die Klügelin, die natürliche Vernunft" in der Predigt über das Neujahrsevangelium leisten ihr Gesellschaft und der Herr Omnes aus der Predigt über Matth. 24, 15 ff. bildet ihr Gefolge. Der Bauch, gelegentlich auch Herr Bauch angeredet, wird in der Predigt über

das Evangelium von der Zerstörung Jerusalems scharf zur Rede gesetzt. „Pfui dich des schändlichen Bauchs! Soll ein Groschen bei mir mehr gelten und mir auch einen größeren Muth machen denn Gott selbst, der Himmel und Erde unter ihm hat, der uns Luft und Wasser gibt, lässt uns das Korn wachsen und gibt uns alle Dinge. Warum denkst du nicht: der Gott, der mich erschaffen hat, wird mich wohl ernähren, will er mich lebendig haben: will er nicht, ei, so will ich nichts haben. Ja, sagt der Bauch, ich finde keinen Gott in meinem Kasten. Du toller Esel, wer macht dich gewiß, daß du morgen leben wirst." Die Stelle Gal. 5, 17: Das Fleisch gelüstet wider den Geist und den Geist wider das Fleisch, dieselbigen sind wider einander, daß ihr nicht thut, was ihr wollt, gibt zu folgendem scharfen Wortwechsel zwischen Fleisch und Geist Anlaß. „Denn der Geist oder Seele sagt: ich bin der Sünde todt und will nicht mehr sündigen. Das Fleisch sagt: ich bin noch nicht todt, ich muß meines Lebens brauchen, weil ich's habe. Der Geist sagt: ich glaube, daß mir Gott meine Sünden vergeben und von mir genommen hat durch Christum. Dagegen sagt der Leib: was weiß ich von Gott und seinem Willen? Die Seele sagt: ich muß milde, züchtig, keusch, demüthig, geduldig sein und nach dem künftigen Leben trachten. Das Fleisch belfert dagegen: ei, was Himmel, hätte ich hier Mehl und Brod, Geld und Guts genug." In der ersten Predigt über das verlorene Schaf, um noch ein Beispiel zu geben, führt er einen Mönch redend ein, welcher über Alle, die in der Welt leben, die Nase rümpft. Luther liebt solcherlei Monologe und Dialoge, welche so sehr zu Veranschaulichung beitragen.

Luthers ganz außerordentliche Darstellungsgabe ist bekannt, wie kindlich schreibt er nicht an seinen Sohn Hänsichen von Coburg; wie erhaben ist nicht sein Brief an den Churfürsten Friedrich den Weisen, als er heimlich von der Wartburg wegzog! Er trifft alle Mal den rechten Ton, er braucht sein Instrument nicht erst zu stimmen und zu sinnen, wie er den Vortrag einrichten soll. Das rechte Wort, die rechte Weise fand sich von selbst ein ohne sein Suchen darnach. Ist der Gegenstand seiner Rede das süße Evangelium, so wird seine Rede mild, sanft, lockend, erquickend, ist er aber bei Mosen, so wird seine Rede stark, gewaltig, Blitze zucken dann nach allen Seiten und nie verfehlen sie das Ziel. Nie ein kalter Schlag, stets ein niederschmetternder, ein zündender Schlag! Er ist ein Meister in jeder

Tonart und seine Stimme versagte ihm nie den Dienst. Das Mächtigste, was ich in seinen Predigten gefunden habe, das finden wir in jenen vier Predigten über die zweite Hälfte des 15. Kapitels des ersten Korintherbriefes. Hier ist Luther am Erhabensten, seine Predigt selbst ist die Posaune des Gerichtes: als er auf der Kanzel das Taratantara der Trompete nachahmte und die Donner rollen ließ, muß er auf seine Zuhörer einen ganz überwältigenden Eindruck hervorgebracht haben. „So geht es zu zu Felde in der Heerschlacht," heißt es hier in der dritten Rede. „Wenn man die Schlacht anfähet und die Feinde angreift, so bläst man die Posaunen oder Drommeten, schlägt die Trommel und gehet daher die Taratantara, man macht ein Feldgeschrei: her, her, her, her! Der Oberstleutnant oder Hauptmann, dem der Kriegsfürst das Feld befohlen hat, vermahnt das Kriegsvolk, die Feinde ritterlich anzugreifen: hui, hui, hui, hui! Und das Kriegsvolk schreiet: frisch an sie, frisch an sie, frisch an sie! Schlag todt, schlag todt, schlag todt! Daher kommt's, wenn ein Theil gewonnen hat, so spricht man: der andre Theil ist kleines Lauts geworden. Wenn die Türken an die Schlacht gehen, so ist ihre Losung: Allah, Allah, Allahu, Mahometh Regil Allah! Es ist kein Gott denn Gott, Mahometh ist Gottes Knecht. Also thaten die Griechen auch im Streit, hatten ihre Losung und Geschrei, ihre Posaunen und Drommeten. Auf dieselbe griechische Manier redet hier S. Paulus und spricht: am jüngsten Tage, wenn Christus vom Himmel herabkommen wird, wird ein Feldgeschrei werden: hui, hui, hui! Der große Engel wird die Trommel schlagen, es sei nun der Engel Gabriel oder ein anderer Engel. Denn Gabriel ist die höchste Macht unter den Engeln, der höchste Heerführer im Himmel, der das Schwert führet, der des Kaisers Marschall ist, der des Kaisers größte Macht hat zu Felde, wie der Name mitbringet: Gabriel, Gottes Kraft, Gottes Macht. Wenn er seine Gewalt will üben, so schlägt er Alles todt, was auf Erden lebt. Solcher Erzengel oder auserlesener Engel vor andern Engeln, der Gottes Macht ist, der wird die Heertrommel schlagen und seine Stimme hören lassen und Gott wird seine Posaune blasen. Es wird aber nicht ein solch schwach Feldgeschrei sein, noch solche geringe Stimme, auch nicht solche Posaune von Messing oder von Kupfer gemacht, wie auf Erden, oder von Silber, wie die Posaunen Mosis waren, sondern es wird sein ein stark, kräftig, himmlisch und göttlich Feldgeschrei,

Stimme und Posaune. So wird's zugehen: Christus, der Herr, wird vom Himmel herabfahren mit seinem Feldgeschrei, mit des Erzengels Stimme und Posaunen Gottes. Es wird eine schwarze Wolke aufgehen. Daraus wird solch Blitzen und Donnern folgen, daß der ganze Erdkreis beben und alle Menschen auf Erden erschrecken und zittern werden. Das wird die Posaune und Trommel sein, daß ein Donnerschlag wird in einander gehen, bis der letzte Donnerschlag wird kommen, der Himmel und Erden und Alles in einen Haufen werfen wird. — So wird's nun zugehen, wenn Christus vom Himmel herabkommen wird in seiner Herrlichkeit, eine Schlacht zu halten mit seinen Feinden, das ist, Rache zu geben über die Gottlosen, dann wird der Erzengel, es sei nun der Engel Gabriel, der Gottes Macht ist, oder ein anderer Engel, Blitz und Donner gehen lassen und Gott wird seine Posaunen und Taratantara blasen, wird seine Trommel schlagen, daß es in der Luft mit aller Macht daherklirren wird. Dann wird das Feldgeschrei geschehen und werden nicht allein die Engel, sondern auch die Creaturen sammt ihnen zuschreien: hui, hui, hui, frisch an sie, frisch an sie! Herr, die Feinde haben deinen Namen lange genug gelästert, haben genug deiner Heiligen Blut vergossen; es ist Zeit, daß du dich an ihnen rächest und sie gerichtet werden. Dran, dran, dran! Schlag todt, schlag todt! Alsdann wird Himmel und Erde fallen in einen Haufen mit großem Krachen, die Elemente werden vor Hitze schmelzen, die Erde und die Werke, die darinnen sind, werden verbrennen. — So war es, als Sodom und Gomorra untergingen, da war, meine ich, Gottes Stimme und Posaune: sobald der fromme Loth mit seinen zwei Töchtern in das Städtlein Zoar kam und die Sonne aufging, flugs ging ein Wetter daher. — Da war nicht Zeit Geld zu zählen, noch mit der Metze herumzuspringen: sondern in einem Augenblick war Alles, was lebte, todt und versunken. Da war Gottes Posaune und Drommete, da ging's pumperlepum, plitz, plitz, schmir, schmir. So ging's auch zu, als der König Pharao mit seinem Heere ertrank. — Denn wenn Gott donnert, so lautet es schier wie eine Pauke Pumperlepum, und die Donnerschläge scherzen nicht. Wenn nun solche Stimme und letzte Posaune Gottes erschallen wird, so werden Sonne, Mond und alle Creaturen zuschreien: schlag todt, lieber Herr Gott, schlag todt! Da sind die Gottlosen, die dich nicht kennen, und die Christen, die nicht sind gehorsam gewesen dem Evangelio Christi, die haben alle-

sammt deinen Namen gelästert, deine Heiligen auf Erden verfolgt und getödtet: schlage todt, es ist hohe Zeit, mache des Wesens ein Ende. Das wird sein das Feldgeschrei und die Taratantara Gottes, daß der ganze Himmel und alle Luft wird gehen: kir, kir, pumperlepum! Denn es wird ein gräulich, unerhört Wetter sein, desgleichen nicht gewesen ist von Anbeginn der Welt und alle Creaturen werden sich dermaßen stellen, daß das Ende da sei. Alsdann wird die letzte Posaune kommen, das ist der letzte Donnerschlag: dieser wird gut, groß, kräftig und allmächtig sein und ganz durchdringen und wohl treffen. Gott wird alsdann reden in seiner Majestät und Herrlichkeit, nicht wie Christus am Kreuz redet, da er spricht: Vater, vergib ihnen, welche Stimme Gottes Zorn stillet und die Welt noch heutiges Tages erhält; sondern wird reden in seiner göttlichen Majestät und unleidlichen Sprache, mit Donner und Blitz; pumperlepum, kirr, kirr, schlage todt; dazu dann alle Creaturen schreien werden: Amen und Ja!"

Seinem Witze läßt Luther nicht selten den Zügel schießen, er leuchtet hin und wieder auch mit bitterer Ironie seinen Widersachern heim. In der Predigt über die Weisen aus dem Morgenlande sagt er: „O wie sicher sind sie, wie plumpen sie einher, wenn sie solcher Heiligen Exempel aufgebracht haben, da meinen sie, sie haben die rechte Lucern angezündet. Wenn ich nun zu ihnen sagte: solche Heiligen haben auch Essen, Trinken, Schlafen und Kleider gehabt, wäre es nun nicht auch eine Meinung, wir richten auf einen Eßorden, Trinkorden, Schlaforden und Kleiderorden." Es schließt sich nun ein längerer Dialog zwischen dem Sprecher und den angegriffenen Verehrern der Heiligen an. Ueber Aristoteles, „das edle Licht der Natur, den heidnischen Meister, den Erzmeister aller natürlichen Meister, der jetzt alle hohen Schulen regiret und lehret an Christus Statt", gießt er an vielen Stellen seine beißende Lauge reichlich aus, „der hat sie gelehret und lehret sie, daß ein Stein schwer ist und eine Feder leicht, das Wasser sei naß und das Feuer sei trocken" (vgl. dieselbe Predigt). Die spitze, schneidige Waffe der Ironie wird in der Predigt über die dritte Adventsepistel tapfer gebraucht: hier heißt es das eine Mal: „Aber noch eine hübschere Treue ist jetzt auch im Gebrauch unter denselbigen geistlosen Herren und treuen Haushaltern, die ist geschäftig in geistlichen Gütern der Seelen: das sind allererst die rechten treuen Haushalter. S. Peter im Himmel

mag sich vorsehen, wie er vor ihnen seinen Stuhl behalte, sie sind wohl so heilig. Das sind unsre geistlichen Väter, Pfaffen, Mönche und Nonnen, die sich üben im Gehorsam des Papstes, der heiligen Kirche und allerlei Menschengesetz, Orden und Statuten. Und unter diesen ist der Fürbund, der Ausbund, der Kern, das Mark, der Grund, wie kann ich ihre ehrlichen Titel alle erzählen? die sich nennen und halten von der Observanz, ja weit genug von der Observanz: das schöne Kätzlein da hat einen glatten und hübschen Balg." Weiterhin sagt er: „Es ist aber ja ein undankbarer Apostel, daß er nicht einen Sack voll Bullen hinschicket und segnet sie und theilet Ablaß aus als denen, die den apostolischen Stuhl in billiger Ehre und Würden haben gehalten; der Papst würde sich viel apostolischer haben gehalten, ja er würde sie verflucht haben, wo sie nicht solchen menschlichen Tag hätten angezündet und gesagt: ich bin päpstisch, der Papst ist der Höchste, der Heiligste, der Mächtigste. Wenn S. Paulus hier hätte gewollt, so wäre er Papst und Oberster geworden, mit einem Worte, wo er denen zugefallen wäre, die sich an ihn wollten hängen, die andern hätten sich müssen bücken; aber nun er mehr sucht Treue, denn Höhe in seinem Haushalten, muß er ein schlechter Teppichmacher bleiben und zu Fuße gehen."

In Antithesen ist Luther auch stark. Ich erinnere an das mitgetheilte Zwiegespräch zwischen Geist und Fleisch und bringe aus der Predigt über die vierte Epiphanienepistel noch folgende Stelle bei, wo sein Scharfsinn nebenbei auch so klar hervortritt. „Darum ist die Rede des Apostels eben, als wenn ich spreche: seid Jedermann schuldig, auf daß ihr Niemand schuldig seid, seid allerlei schuldig, auf daß ihr nichts schuldig seid. Die lauten wider einander, aber ein Theil siehet auf die Liebe vor Gott, das andre auf das Recht und Regiment vor der Welt. Denn wer durch Liebe sich zum Knechte und schuldig machet gegen Jedermann, der thut so viel, daß Niemand in der Welt etwas über ihn klagen darf, ja, er thut vielmehr, denn jemand begehret; darum wird er dadurch los und bleibet Niemandem nichts schuldig, eben damit, daß er sich selbst Jedermann allerlei schuldig gibt. Solche Weise zu reden würde der Geist auch halten in andern Sachen, als wenn ich spreche: thut kein gut Werk, auf daß ihr eitel gute Werke thut; seid nimmer fromm noch heilig, auf daß ihr fromm und heilig seid. Und wie Paulus Röm. 12, 17 sagt: haltet euch selbst nicht für klug, das ist, wie er auch 1. Cor. 3, 18

saget: welcher sich unter euch dünket weise sein, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er möge weise sein. Ebenso ist das auch geredet: seid Jedermann schuldig, auf daß ihr Niemandem schuldig seid; oder: seid Niemandem nichts schuldig, ohn daß ihr euch liebet. Denn solches alles und dergleichen ist auf die zweierlei Regiment gesagt. Wer recht gute Werke vor Gott thun will, der hüte sich vor den guten Werken, die vor der Welt gleißen und dadurch die Leute meinen, fromm zu werden. Und wer fromm und heilig sein will, der hüte sich vor der Heiligkeit in Werken außer dem Glauben. Also wer weise sein will, der verachte die Weisheit außer dem Geist, da Mensch und Natur mit umgehet. Also wer Niemandem nichts will schuldig sein, der werde Jedermann allerlei schuldig, so behält er nichts eigens. Damit ist er so bald über alle Gesetze gehoben, welche nur die binden, welche was eigens haben. Denn auch die Menschen recht sagen: qui cedit omnibus bonis, omnibus satisfecit, wer sein Gut fahren läßt, der hat Jedermann bezahlet. Wie kann derselbige Jemandem schuldig sein, so er nichts mehr eigens hat, noch haben kann. Also thut aber die Liebe. Darum ist es die beste Weise, Niemandem nichts schuldig sein, so ein Mensch allerlei Jedermann sich schuldig macht durch die Liebe. Auf die Weise ist es auch geredet: willst du nicht sterben, so stirb; willst du nicht gefangen sein, so gib dich gefangen; willst du nicht in die Hölle kommen, so fahre hinein; willst du nicht ein Sünder sein, so werde ein Sünder; willst du des Kreuzes los sein, so nimm es auf dich; willst du den Teufel überwinden, so laß dich von ihm überwinden; willst du einen bösen Menschen zwingen, so laß dich von ihm zwingen."

Luthers Rede ergießt sich bisweilen etwas in die Breite, ja gelegentlich ertappt er sich selbst auf einem Umschweife oder Auslaufe, wie er seine Excurse nennt: so schiebt er vor die Besprechung des vierzehnten Verses in der Predigt am dritten Christtage über den Anfang des johanneischen Evangeliums eine Passage, welche vier und eine halbe Seite einnimmt und die ohne Schaden fehlen könnte; so legt er in der Predigt über die Weisen aus dem Morgenlande wiederholt Stücke ein, wie über die Magie, Samuels Beschwörung durch die Hexe von Endor, über Spukgeister, die den Faden der Rede zerschneiden, wozu noch eine sehr weitläufige Auslegung (volle 26 Seiten) von 2. Tim. 3, 1—9 und eine Abhandlung vom rechten und falschen Gottesdienst (15 Seiten) hinzukommen. Der Redner ent-

schuldigt diese Extravaganzen mit dem zwingenden Bedürfniß und kommt sicher immer wieder zu dem Hauptpunkte seiner Rede zurück. Er liebt es, wenn er einen Punkt erschöpft hat, mit einem Summa, oder Summa Summarum das gewonnene Resultat festzustellen.

Der Schluß der Predigt ist höchst einfach: meist so, wie Luther es in dem im Anfange angezogenen Briefe an den Eilenburger Pastor angegeben hat. Gelegentlich fasst er in einen „Harnisch", wie er das nennet, den Hauptgedanken seiner Predigt zusammen, so bei der Predigt über das Evangelium und über die Epistel des ersten Christtages.

Luther selbst dachte von seinen Predigten nicht allzuhoch: er gesteht auf höchst drastische Weise in den Tischreden ein, wie unzufrieden er oft mit seinen eigenen Leistungen war, wie sehr seine besten Predigten hinter der Idee der Predigt zurückblieben, welche er in seinem Geiste trug. „Ich," heißt es in den Tischreden, sprach Dr. Martin Luther, „habe mich oft angespieen, wenn ich vom Predigtstuhl gekommen bin: Pfui dich an, wie hast du gepredigt! Du hast's wahrlich wohl ausgerichtet, hast kein Concept gehalten, wie du es gefaßt hattest." Mitwelt und Nachwelt haben anders über ihn geurtheilt: er ist ohne Zweifel der größte Prediger, der je in der christlichen Kirche nach den Zeiten der Apostel aufgetreten ist. Alles vereinte sich in ihm, um ihn dazu zu machen.

Seine natürliche Begabung ging auf den Prediger, auf den Prediger nicht sowohl der Gelehrten, als auf den Prediger des Volkes; seine ganze Gestalt und seine Stimme, sein Wortschatz und seine Wortfülle, seine Ausdrucksweise, die ganze Art seiner Anschauung. Aus dem Volke hervorgegangen, fortwährend mit dem Volke in dem innigsten Verkehre, empfand, hörte, sah und redete er mit dem Volke. Auf das Genauste kannte er den Gesichtskreis, die Vorstellungswelt des Volkes: deßhalb ging seine Rede nie über den Horizont, über die Fassungskraft seiner Hörer hinaus. Wie verstand er, der Mann, vor dessen tiefsinnigen, speculativen Augen der Cardinal Campegius in Augsburg solch ein geheimes Grauen empfand, es so meisterhaft, aus dem hohen und tiefen Himmel seiner Gedanken sich herabzulassen und einfältig mit den Einfältigen über die Geheimnisse des Himmelreiches zu reden. Er traf stets das verständliche Wort, und wo ihm dieses gebrach, da bot sich ihm zur Verständigung mit dem geringen Volke das veranschaulichende Bild.

Wie nach dem Ausspruche eines alten Vaters die heilige Schrift einem Flusse gleicht, in welchem das Schaf watet und der Elephant schwimmt, so hatten auch Luthers Predigten etwas von dieser Art: der gemeine Mann ward in ihnen reichlich mit dem hausbackenen Brode des Lebens gespeist und selbst der Gelehrte, der Akademiker, empfing hier eine feine Speise, welche ihm mundete. Nun war Luther dazu noch von Haus aus eine höchst sinnige Natur: sein Auge war erschlossen für die Welt, die ihn umgab. Die Himmel erzählten ihm die Ehre Gottes, die Veste verkündigte ihm seiner Hände Werk: der Lenz erfreute seine Seele, die jubilirenden Vögel waren ihm Gottes Psalmisten und die blühenden Bäume Rauchopferaltäre. Der Mensch hatte für ihn eine wunderbare Anziehungskraft, er sah das Kind an der Mutterbrust, die Magd mit dem Besen in der Hand bei ihrer Arbeit, den Handwerker in seiner Werkstatt, den Kaufmann auf dem Schiffe, den Ackersmann mit dem Saattuche um den Hals und die Egge hinter sich, den Kriegsmann, der mit seinem Hui, hui, hui! mitten in die Spieße und Büchsen hineinrennt. Was für eine ausgebreitete Bekanntschaft besaß er nicht: in welche Verhältnisse und Lagen hatte er nicht tiefe Blicke gethan! Er kannte die Putzsucht in der Stadt und auf dem Lande, die Lust seiner lieben Deutschen an dem Fressen und Saufen, an dem Schlemmen und Demmen, wogegen er in der Predigt über die Epistel zu Exaudi so gewaltig loszieht: er hatte die Ueppigkeit an den Höfen, die Leichtsinnigkeit der Herren Junker kennen gelernt. Das Treiben der Priester, das Leben in den Klöstern kannte er aus eigner Anschauung. Er war über Alles gut unterrichtet: er war überall zu Hause!

Mit dieser Empfänglichkeit, mit dieser Aufgeschlossenheit für die Welt, in welcher er lebte und wirkte, verband sich nun bei ihm noch ein sehr scharfer Verstand, welcher nicht bei der Oberfläche der Dinge und Personen stehen blieb, sondern bis auf den Grund ging. Sein Gedankenreichthum ist erstaunlich, mag man ihn nach seinem Umfange, nach dem Kreise, durch welchen seine Geistesblicke bringen, oder nach seiner Tiefe messen. Und diese Welt von Gedanken lag in ihm nicht wie im Dämmerlichte als ein unsagbares, unaussprechliches Etwas: diese Welt stand in anschaulichen Bildern, in faßbaren, handgreiflichen Worten, in festen, klaren Begriffen stets vor ihm. Luther kannte keine bloßen, nackten Gedanken, sie lebten

in seinem Geiste von Anfang an schon in Worte gefaßt, in den richtigen Ausdruck gekleidet. Seine Sprachfertigkeit ist bis auf den heutigen Tag unübertroffen. Wir haben es aus seinem eigenen Munde erfahren, daß er mehr wie ein Mal mit der Sprache gerungen hat nach dem vollen, klaren, gemeinverständlichen Ausdruck: die Sprache war für die biblischen Begriffe, für die christlichen Anschauungen und Erfahrungen, welche durch den Reformator unter dem deutschen Volke zuerst in Fluß gesetzt wurden, noch nicht gewonnen und durchgebildet. Es kostete vielfach lange, schwere Wehen, bis daß aus dem Schoße der Sprache das Kindlein geboren wurde, aber es gab auch keine Fehlgeburt, es traten lauter lebensfähige, frische, gesunde, kräftige Worte an das Licht der Welt. Es ist auffallend, daß kein Wort, welches durch Luther in die deutsche Sprache eingeführt worden ist, für geistliche, religiös-sittliche Dinge von der Folgezeit über Bord geworfen ist, und dieser Umstand beweist des Reformators schöpferische Kraft und geniale Meisterschaft auf dem Gebiete der Sprache am Schlagendsten. Hier waltet er mit souverainer Machtvollkommenheit, als ein Fürst von Gottes Gnaden. Er versteht sich auf jeden Ton der Sprache; seine Stimme ist von einzigartiger Geschmeidigkeit und Wandelbarkeit. Er kann mit Worten malen wie der beste Maler mit seinen bunten Farben, er spricht, wenn es ihm darauf ankommt, schön und anmuthsvoll. Er hat die Gabe, lehrhaft zu reden, ohne je trocken und langweilig zu werden, wie lange Zeit er auch auf seinen Unterricht verwendet: seine Sprache ist hier hell und klar, deutlich und durchsichtig, kräftig und überzeugend. Und dann wieder, wenn er in die Höhe fährt und erhaben zu sprechen anfängt, wie versteht er es da nicht, das Herz zu erschüttern oder zum hellen Jubel fortzureißen, je nach dem er den Willen hat! Es gibt nur wenige Prediger, welche in zwei Stylarten Ehre eingelegt haben, Luther glänzt als ein Stern erster Größe in allen drei Arten.

Diese großen natürlichen Gaben brechen nicht in roher Urwüchsigkeit, in ungeschlachter Natürlichkeit hervor: diese ganz eminenten Naturgaben sind geschult und in Zucht genommen worden. Man übersehe nicht dieses Moment der Bildung, lege aber auch auf dieses Moment nicht einseitig den Accent! Luther war nicht bloß berührt von der Bildung seiner Zeit, eingetaucht in ihre Bildungsstoffe und Elemente, sondern durchgebildet, wie nur Wenige seiner

Zeitgenossen. Er stand auf der Höhe der Bildung und, man halte mich nicht für einen Anbeter des großen Mannes, aber ich kann das Bekenntniß nicht zurückhalten, er stand auf dieser Höhe, zu welcher viele Geister in jener so reich bewegten und so reich beanlagten Zeit aufstrebten, als der Größte. Man kann ihm nur zwei zur Seite stellen, den Erasmus und den Melanchthon: beides sind Männer von ganz hervorragender Bildung. In vielen Stücken sind sie Luthern überlegen, sie sind in den gelehrten Sprachen gründlicher und in der altklassischen Litteratur allseitiger bekannt als Dr. Martinus. Aber haben sie diesen originalen, genialen Geist, haben sie diesen Blick und Zug in die Tiefe, haben sie diese Macht über die deutsche Sprache, diese Meisterschaft in der lebendigen Rede? Hier reicht ihm keiner seiner Zeitgenossen, auch von Ferne nicht, das Wasser! Luthers klassische, gelehrte Bildung war bedeutend, Dichter, Philosophen und Redner der Griechen und Römer waren sein Studium in der Jugend gewesen, und selbst mitten in der Geist und Leib aufreibenden Arbeit der Reformation fand er noch Gelegenheit und Muße, sich auf's Neue mit ihnen zu beschäftigen. Terentius, Plautus, Virgilius und Cicero unter den Römern und Homer, Aesop unter den Griechen sind seine Lieblinge. Er hat von ihnen das Maßhalten, die Natürlichkeit, die Anschaulichkeit, die Fülle und Rundung der Rede gelernt. Sein Geschmack reinigte und läuterte sich an diesen Vorbildern von dem Gemeinen, Derben, Abgeschmackten und Faden. Wir wissen, daß zu seinen Lebzeiten in den katholischen Kirchen noch das sogenannte Ostergelächter in allgemeiner Geltung stand: der Prediger, uneingedenk der Würde der Kanzel und der Heiligkeit des Festgottesdienstes, riß in der ersten Osterpredigt allerlei Witze, um das Volk wahrscheinlich für den Ernst und die Freudenlosigkeit der Fastenzeit zu entschädigen und diese heilige Zeit, welche zum Fasching mit Narrenspossen eröffnet worden war, mit entsprechenden Narrenspossen zu schließen. Findet sich in Luthers Predigten irgend eine Stelle, welche an solches Unwesen heranstreift? Mit dieser klassischen Bildung verband sich bei ihm die gründlichste theologische Bildung, in welcher auch Niemand ihm gleich kam. Gerne gestehe ich zu, daß es Männer zu seiner Zeit gegegeben hat, welche in den Kirchenvätern und Scholastikern belesener waren, wie er: aber die Belesenheit thut es doch nicht allein. Was nützt sie, wenn sie nicht mit Prüfung, mit Durchbringung und Be-

wältigung des ganzen Anschauungskreises verbunden ist? Ich glaube, daß Keiner damals die Väter und Lehrer der Kirche kritischer durchforscht hat wie Luther. Wir begegnen in seinen Predigten vielfach den deutlichsten Spuren, daß er ihnen nicht ohne Prüfung folgt: er liebt es, sich mit ihnen aus einander zu setzen und ihnen gegenüber seine Ansicht zu vertreten und zur Geltung zu bringen. Origenes, Hieronymus, Augustinus, Gregorius der Große, Bernhard, Albert, Occam, Scotus, Gerson werden mehrfach von ihm berücksichtigt. In der mystischen Litteratur der Deutschen hatte sich Luther mit größerer, innerer Befriedigung umgesehen: wir wissen, welch große Stücke er auf Tauler hielt, wie hoch er die deutsche Theologie, dieses goldne Büchlein, schätzte. Er hat sich aber durch diese Mystiker nicht auf falsche Bahnen leiten lassen: sie haben ihn nicht dahinbringen können, den klaren, bestimmten, lehrhaften Ausdruck hintenanzusetzen und durch Bilder sich zu verdeutlichen; ebenso wenig haben sie ihn vermocht, dem thätigen Leben und Wirken in dieser Welt den Rücken zu wenden und nur auf das innere Leben, auf das Weben und Sein der Seele, als der Braut, in dem Herrn, als dem Bräutigame, zu lauschen. Doch die Sonne Luthers des Theologen geht nicht auf aus den Abgründen der Mystik, auch nicht aus dem Ozeane der Väter und der Lehrer der Kirche: die Sonne Luthers tritt hervor aus dem Heiligthume der heiligen Schrift, des Wortes Gottes. Seine Theologie ist aus dem Worte Gottes geboren und an der Schrift groß geworden, sie wurzelt in ihr, sie nährt sich von ihr, sie versenkt sich wieder in sie. Er will als Prediger die Schrift in Curs setzen, die Schrift auslegen, die Schrift soll den Glauben gründen und das Leben des Christenmenschen regiren. Zu dem Heilsbrunnen der Schrift ruft das Bruchstück der ersten, in deutscher Sprache auf uns gekommenen Predigt des Reformators mit allem Nachdrucke uns hin: dieser Ruf ertönt in jeder Predigt wieder hell und laut. Es ist der Grundton, der Herzensruf in allen Reden ohne irgend welche Ausnahme! Aber dieß, daß in Luthers Predigten die heilige Schrift zu ihrem Rechte gelangt und sich ausspricht, macht sie noch nicht zu dem, was sie ihrer Zeit waren und jetzt noch sind; sondern das ist die Macht dieser Predigten, daß die Hauptpunkte der Schriftlehre immer und immer wieder getrieben werden mit Beweisen aus der Schrift und aus der Erfahrung des

eigenen Herzens und Lebens. Luther verliert nie die beiden Kernpunkte, die Centrallehren der heiligen Schrift aus dem Auge. Er misst die einzelnen Bücher der Bibel, je nachdem sie Christum treiben, wie er redet, Christus ist ihm nicht nur das Wort, welches im Anfange bei Gott war, sondern auch das Wort, welches das Grundwort, das Hauptwort ist in der ganzen Schrift, welches derselben Licht und Leben verleiht. Auf ihn lenkt er fort und fort unsre Blicke, zu ihm führt er uns fort und fort hin, sein Wort soll uns erleuchten, sein Tod uns gerecht machen, sein Leben in der Herrlichkeit uns kräftigen im Geiste Gott, dem Vater, zu leben. Wie die heilige Schrift nicht müde wird, den Herrn Christus zu preisen, so wird Luther auch nicht müde und matt den Herrn uns vor die Augen zu malen. Was hilft aber eine Predigt von dem Herrn, wenn sie seine heilige Person auch auf einen Goldgrund malt, wenn nicht klar und deutlich gesagt wird, wie wir zu ihm gelangen, wie wir das von ihm erworbene Heil uns aneignen? Wie Luther nun in seinen Predigten die Jungfrau Maria sammt den lieben Heiligen energisch zur Seite schiebt, daß sie uns den Zugang zu dem einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen nicht verlegen, so räumt er auch Alles eifrigst aus dem Wege, was uns behindern und von dem Ziele abführen könnte. Er selbst ist erst mit dem großen Haufen auf dem Holzwege gegangen, er hat sich geplagt und zerpeinigt, um zu dem Herrn zu kommen, der die Seinen mit Freude und Friede erquicken will; aber er kam auf dem ihm empfohlenen Wege nicht zu seinem Zwecke. Seine Sünde wich und wankte nicht, sie drückte ihn immer mehr zu Boden, daß er endlich, an allem Heile verzweifelnd, nichts anders als jammern konnte: meine Sünde, meine Sünde! Er hat nach langem Umherirren und Tappen endlich den Weg des Lebens gefunden, er kann nun bekennen: im Herrn hab ich Gerechtigkeit und Stärke! Die Wahrheit der paulinischen Lehre von der Gerechtigkeit nicht aus den Werken, sondern aus Gottes Gnade durch den Glauben hat Luther innerlich erfahren: er hat das Elend des Menschen, der durch seine Gerechtigkeit sich einen Weg zu dem Herrn bahnen will und der auf diesem Wege auch nicht einen Schritt vorwärts kommt, bis auf den letzten Tropfen geschmeckt, er hat gearbeitet und gebetet, gebüßt und geweint, gezittert und gezagt, und Alles ver-

bens: und er hat gefunden, was er begehrte, und seine Seele ist
nesen durch den Glauben. Wer in der Hölle der Angst und des
erichtes gelegen und durch die starke Hand der Gnade in den
immel der Gerechtigkeit und des Lebens versetzt ist, der kann zeugen
m dem Heilswege, daß die Herzen zu brennen anfangen, der kann
e Seelen zu dem Herrn führen.

Doch das Alles genügt noch nicht, es sind noch andre Unter-
gen vorhanden, welche Luthern als Prediger so hoch gehoben haben
d stellen. Es ist die Stellung auch in Betracht zu ziehen, welche
in seiner Zeit einnahm, der Platz, so zu sagen, von welchem aus
redete. Welch eine Stellung nahm Luther nicht ein! Der Papst
it seiner dreifachen Krone, der Kaiser, in dessen unermeßlichem
eiche die Sonne nie unterging, sie, die beiden höchstgestellten und
ächtigsten Personen jener Zeit, konnten sich auch nicht entfernt
it ihm messen in Deutschland! Luther war der Mann seiner
eit, die den Ton angebende, die die Parole austheilende, die alle
emüther in Bewegung und Spannung setzende, die alle Geister
tfesselnde und bannende Persönlichkeit. Er ist das Haupt, der
it dem Geiste des Herrn gesalbte Führer und Regent des
utschen Volkes gewesen; er, dieser schlichte Mann, hatte dort in
iner Klosterstube zu Wittenberg alle Fäden der Bewegung, die
ügel der Herrschaft, das Heft in der Hand. Es ist keine An-
aßung, wenn der Reformator in seiner zweiten Rede gegen die
chwarmgeister ausspricht: „Wenn ich hätte wollen mit Ungemach
hren, ich wollte Deutschland in ein großes Blutvergießen ge-
acht haben! Ja ich wollte wohl zu Worms ein Spiel an-
richtet haben, daß der Kaiser nicht sicher wäre gewesen! Aber
as wäre es? Narrenspiel wäre es gewesen. Ich hab es nicht
macht, ich hab das Wort lassen handlen.“ Er durfte sagen, wie
: es in der ersten Rede gethan hat: „Darum, liebe Brüder,
lget mir, ich hab es ja nie verderbt. Ich bin auch der Erste ge-
esen, den Gott auf diesen Plan gesetzt hat. Ich kann ja nicht
tlaufen, sondern also lang bleiben, als es Gott verleiht. Ich
n auch der gewesen, dem es Gott zum Ersten geoffenbart hat,
ch solches sein Wort zu predigen. Ich bin auch gewiß, daß ihr
s lautere Wort Gottes habt.“ Später verliefen sich allerdings
ese gewaltigen Wasser mehr: aber Luther blieb doch in dem

Theile von Deutschland, welcher sich des neu aufgegangenen Lichtes erfreute, der Erste. Vor seinem Zorne bangte den Fürsten, seine Rathschläge fanden bei ihnen Gehör, selbst dem feurigen Landgrafen von Hessen, welcher so gerne mit den Waffen dem Kaiser die Anerkennung der evangelischen Kirche abgetrotzt und abgerungen hätte, war die Hand, welche Luther auf seinen Arm legte, zu schwer. Und wenn es galt, Angefochtene zu trösten, in schweren Gewissensfällen sich weisen zu lassen, Kirchenkreise zu organisiren und zu visitiren, Streitigkeiten, welche innerhalb der Protestanten ausgebrochen waren, zu schlichten und im Kampfe gegen die katholische Kirche sich zu sammeln und zu rüsten: war es nicht Luthers Wort, welches man ersehnte und abwartete, war es nicht seine Stimme, welche da alle Mal maßgebend, entscheidend in die Wagschale fiel? Wenn ein solcher Mann spricht, so lauscht Alles: seine ganze persönliche Würde und Stellung verleiht auch seinem geringsten Worte einen hohen Nachdruck, eine unvergleichliche Bedeutung. Und nun gehören Luthers Predigten nicht zu seinen geringsten Worten: er stand, so oft als er predigte, stets auf dem Höhepunkte seines Lebens. Predigte er auswärts, so galt es entweder dort dem Evangelium eine freie, offne Bahn zu machen, oder die reformatorische Bewegung zum Siege hinauszuführen, oder Gemeinden, welche auf falsche Wege, sei es der Lehre, wie dort zu Jena, wo Luther wider Karlstadt und seinen Anhang anderthalb Stunden lang sprach, sei es des Lebens, wie dort im Mansfeld'schen, wo er den aufgeregten Bauern und Bergleuten muthig die Stirne bot, gerathen waren, wieder zurecht zu bringen. Betrat er in Wittenberg die Kanzel, so wußte er, daß eine Menge von zukünftigen Dienern am Worte in dichten Schaaren zu seinen Füßen saßen, um von ihm sich in die evangelische Wahrheit weiter einführen und in der rechten Predigtkunst praktisch unterweisen zu lassen, und daß sein Wort, durch lebendige Boten wie durch die Presse in das Land hineingetragen, überall in der ganzen evangelischen Christenheit beachtet und beherzigt werde. Der ganze Luther spricht aus diesen Predigten: sie sind ganz er selbst und deßhalb auch unnachahmlich.

Man hat in den alten Zeiten schon Luthers Predigtweise die heroische genannt und damit zur Anerkennung bringen wollen, daß

er gepredigt hat, wie Keiner vor ihm und Keiner nach ihm. Leider hat man es unterlassen, diese Bezeichnung näher zu bestimmen, so daß man heut zu Tage nicht ohne Grund gefragt hat: was soll das heißen? Ich trage kein Bedenken, mit diesem althergebrachten Ausdrucke die Art Luthers auf der Kanzel zu kennzeichnen. Er ist ein Heros auf der Kanzel. Ich erinnere an jene Stelle aus den Predigten, da über den Namen Herodes die zutreffende Ableitung von dem griechischen Heros gegeben wird. Was waren diese Heroen? Ganze Kerle, würde Luther sagen, Kraftmenschen, streitbare Helden durch und durch. Sie zogen muthig durch das Land, scheuten vor keiner Gefahr zurück, fürchteten sich vor keinem, noch so vielköpfigen und giftspeienden Ungeheuer. Sie waren alle Zeit in Waffen und Wehr, gingen dem Feinde bei hellem Tage zu Leibe, schlugen zerschmetternd mit der Keule darein und waren nie um den Sieg bange. Gleicht der Reformator auf der Kanzel nicht solch einem streitbaren, unwiderstehlichen, sieghaften Heros! Luther ist ein kampflustiger Held auf der Kanzel. Er hält nichts von dem Beisetreten, von leichtem Geplänkel, von Zeit und Kraft raubenden Vorpostengefechten; er verschmäht auch alle List, alle Hinterhalte, alle Finten. Das Wort Gottes ist sein Schwert, mit ihm in der Hand stürmt er alle Mal auf das Centrum der feindlichen Position, auf den Schlüssel des Schlachtfeldes ein. Grad aus geht der beste Renner, das ist sein Wahlspruch. Er geht grade los auf den Widerpart, mag dieser Widerpart nun der Papst sein mit seinen Cardinälen und Bischöfen, Priestern und Mönchen, Vätern und Scholastikern, oder mag es der natürliche Mensch sein mit seinen Lüsten und Begierden, seinen Sinnen und Gedanken, seinen Worten und Werken. Nichts hält den Helden bei seinem Angriffe auf, er ist frei von aller Furcht, der Papst mit seiner Clerisei, der Fürst mit seinem Hofe, die Weltweisheit mit ihrem Anhange flößen ihm keinen Augenblick Schrecken ein. Es heißt bei ihm: drauf, drauf und durch, durch! Die Schläge, welche er zur Rechten wie zur Linken austheilt, sitzen. Er führt sie mit seiner ganzen Kraft, er zielt mit ihnen nach der Stelle, wo in der Waffenrüstung des Feindes sich eine Lücke zeigt, doch am liebsten hält er sich mit dieser Erkundung nicht lange auf, er stürmt los, holt mächtig aus und schlägt gerade zu auf das Haupt. An-

dringend, anstürmend, überwältigend ist Luthers Beredsamkeit. Er weiß, daß er Recht hat, daß die Wahrheit auf seiner Seite steht, daß der Sieg ihm gewiß ist. Diese Zuversicht erfüllt jedes seiner Worte, welche von der innigsten Liebe zu den Brüdern, von dem brennendsten Eifer um ihrer Seelen Seligkeit durchglüht und von dem Geiste der Kraft und Stärke, der Erkenntniß und der Furcht des Herrn ihm eingegeben sind, und macht diese Streit- und Heerpredigten zu rechten Sieges- und Friedenspredigten.

Philipp Jakob Spener.

Nitzsch nennt in dem kurzen Ueberblick, welchen er in dem zweiten Bande seiner praktischen Theologie von der Geschichte der Predigt gibt, Spenern den gesegneten Reformator. Er ist nicht der Erste, welcher diesem so hochverdienten Manne dieses Ehrenprädikat zuerkannt hat: Schüler, welcher eine jetzt immer noch lesenswerthe Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen, insonderheit unter den Protestanten in Deutschland, mit Aktenstücken und Auszügen belegt, in dem letzten Jahrzehent des vergangenen Jahrhunderts geliefert hat, heißt ihn auch schon den Reformator des Predigtwesens. Ein neuer Reformator nach dem großen Reformator, nach Dr. Luther: was will das sagen? Es will sagen, daß die mächtigen Impulse, welche von Luther ausgegangen waren, um der Gemeinde eine heilsame, fruchtbare, erbauliche Predigt des Wortes zu schaffen, nicht lange vorhielten: daß es immermehr nachließ, so daß endlich ein ganz unerträglicher Zustand eingetreten war. Wir müssen davon etwas eingehender handlen, um Speners Bedeutung voll und klar zu erkennen.

Luther hatte sich um die Form der Predigt wenig gekümmert: es kam ihm einzig und allein darauf an, daß Gottes Wort rein und lauter, überzeugend und belebend gepredigt würde. Er war ein geborner Redner, ein Virtuos in der Darstellung: die rechte Form verstand sich bei ihm von selbst. Melanchthon und Andreas Hyperius vor allen Dingen legten Hand daran, eine Kunstlehre der Predigt nach den neugewonnenen Anschauungen von der Verkündigung des Wortes Gottes aufzustellen. Sie haben es mit Geschick und Geschmack gethan, und wenn man sich an ihre Vorschriften hätte halten

wollen, so wäre die Predigt in den rechten, segensreichen Bahnen geblieben. Allein die Strömung der Zeit nahm eine andere Richtung und die Mehrzahl der Prediger besaß nicht die heroische Natur eines Luthers, um wie ein Mann diesem gewaltigen Andringen des Zeitgeistes widerstehen zu können. Auf jenes große Geschlecht, welches in dem Reformationszeitalter aufgestanden war, folgte ein kleines Geschlecht, ein Geschlecht von kleinen, kleinlichen Geistern: es scheint fast, als ob die Kraft des Volkes durch jene wahrhaft großartigen Leistungen bis auf das Letzte sei erschöpft worden. Doch ich will jenen Epigonen der Reformation nicht Unrecht thun: ich muß ein Mal bekennen, daß ganz dieselbe Erscheinung auch in der katholischen Kirche, ja weiterhin auch auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft allgemein zu Tage tritt. Der schöpferische Genius, welcher im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts so mächtig seine Schwingen in dem ganzen, großen Reiche des Geistes geregt hatte, ließ seine Flügel hängen: die Zeit des Schaffens, Erfindens und Bauens war vorüber, eine andere Zeit zog auf, eine Zeit des Sammlens, Ordnens und Zuspitzens. Jene kleinen, nachgeborenen Geister waren groß im Kleinen und Kleinlichen. Sie leisteten Unglaubliches mit den wohlfeilen Mitteln der formalen Logik, der kritiklosen Lektüre der ungeschulten Einbildungskraft.

Zur Schrift hatte Luther zurückgerufen, die Predigt sollte Emanation des Wortes Gottes sein, das Wort Christi sollte in ihr reichlich mit aller Weisheit wohnen in der Gemeinde, er hatte das Schwert des Geistes auch wacker gebraucht zur Abwehr von allerlei Widersachern innerhalb und außerhalb seiner Kirche: gar bald aber ließ sich die Predigt in der evangelischen Kirche von der Dogmatik, welche in ein haarscharfes Begriffsspalten und unerbittliches Polemisiren sich verirrt hatte, in das Schlepptau nehmen und trieb mit vollen Segeln in dieses unfruchtbare Meer hinein. Ein alles Leben und alles Lebenerzeugen in dem Keim erstickender Formalismus riß ein: es galt zu distinguiren, zu schematisiren, zu formuliren, mit einem Worte zu methodisiren. Und dazu nun noch diese Polemik! Diese kleinen, schwachen Geister nehmen sich jetzt höchst komisch aus. In hohen Reiterstiefeln mit klirrenden Sporen treten sie auf, der ganze Leib starrt in schwerer, eiserner Rüstung, welche ihnen jede freie Bewegung unmöglich macht: das Auge späht aber trotzdem nach allen Seiten kampfeslustig sich um, ob es nicht einen Gegner

ecke, und dieses Auge ist wie das Auge eines Aasgeiers, der,
die Alten fabeln, das Aas sieht, das jenseits des mittelländischen
eres liegt; der Gegner, wenn er auch jenseits der Berge in
m fremden Lande und jenseits der Gegenwart in jahrhunderte-
ger Vergangenheit sich aufhält, wird zum Kampf gefordert, zur
lle gebracht und nach allen Regeln der Kunst entwaffnet. Der
rift entwöhnt sich die kirchliche Rede, der Erbauung kann diese
ik und Polemik nicht dienen. Ein Gelehrter steht auf der Kanzel
dem armen Volke! Und ein Schritt auf einer schiefen Ebene
rt weiter. Die ganze Gelehrsamkeit, das ganze Wissen dringt
die Predigt ein und verlangt in allen Sprachen der Welt das
srecht. Lateinisch läßt sich leichter dem Formalismus Genüge
r, die Sprache ist knapper, schulmeisterlicher, oder, wie man
nals sagte, schulfüchsiger. Und die Feinde, welche zu Boden ge-
agen werden sollen, sind ja auch schon längst angefallen worden
alter und neuer Zeit, und mit Autoritäten kann man manchen
n Schlag ausführen, so kommt denn nun das Citiren der ge-
ten Kampfgenossen und Hülfstruppen, und natürlich müssen diese
ihre Sprache reden, hebräisch, griechisch, lateinisch. Es geht
: zu, und was hat das Volk von dieser babylonischen Sprach-
virrung? Es staunt den hochgelehrten Geisterbeschwörer an und
lt es ihm am Ende gar im Stillen, daß er sein Müthchen an
n Geistern des Widerspruchs gekühlt hat, denn darüber vergißt
o leicht den Geist des alten Menschen in der Brust seiner Zu-
r mit seinen scharfen Waffen anzugreifen. Doch alle Geister
nicht über einen Leisten zu schlagen: am Ende wird dem eif-
ten Streiter das ewige Schlachten und Morden zu viel, auch
Volk findet je länger desto weniger Geschmack an solchen Spiegel-
ereien und solchem sinnlosen Reden in fremden Sprachen. Das
auspiel wird für beide Theile langweilig, ermüdend, trocken.
s ist zu thun? Das Einfachste wäre es, unbedingt all den
rten Plunder und die rostigen Waffen hinzuwerfen und an den
sbrunnen der Schrift heranzutreten. Allein der Weg nach der
rift ist in all der Arbeit für die Wahrheit der evangelischen
e unbekannt geworden: dem Christenvolke schmeckt, so fürchtet
r, dieses einfache, helle Wasser auch nicht mehr recht und um-
t will man solche große Kunst und Gelehrsamkeit im Schweiße
Angesichts sich nicht erworben haben. Da kommen denn jene

spielenden, witzelnden, mit Bildern, Gleichnissen, Fabeln und Geschichten überladenen Predigten, die man die emblematischen heißt. Was muthet man nicht dem gesunden Sinne des Volkes zu! Welche Abgeschmacktheiten, Lächerlichkeiten, Tollheiten! Da vergleicht der vielgenannte Professor J. B. Carpzov in Leipzig ein ganzes Jahr hindurch den Herrn Christus mit einem Handwerksmann, jeden Sonntag erscheint der Erlöser als der Genosse eines andern Handwerks, so ist er ein Tuchmacher nach dem Evangelium vom funfzehnten Trinitatissonntag, der beste Laternenmacher nach dem Evangelium des ersten Epiphaniensonntages, der beste Brunnengräber nach dem Evangelium des zweiten Sonntages nach Ostern, der beste Tapezierer am Himmelfahrtstage, ja ein Branntweinbrenner sogar nach dem Evangelium des zehnten Sonntags nach Trinitatis. Da stellt Ph. E. Wider Christum als das heilsame Mund- und Tabakskraut an dem ersten Sonntage nach Ostern vor und M. Dietrich den Teufel als einen großen Kettenhund und zwar, wie er 1) Adam und selbst den Sohn Gottes in's Bein beißt, und 2) wie ihn Christus dennoch zurückjagt in sein höllisches Hundeloch. Da disponirt ein Anderer und zwar ein Hofprediger ein liebes langes Jahr hindurch seine Predigten nach den drei Dresdner Thürmen, dem Pulverthurm, dem Schloßthurm und dem Kreuzthurm in drei regelrechte Theile: er betrachtet zuerst Gottes Pulverthurm, das ist das Gesetz, sodann Gottes Schloßthurm, das ist das Evangelium, und endlich Gottes Kreuzthurm, das ist Gottes Trost für die Leidtragenden. Es widersteht mir, diese Narrenspossen weiter zu verfolgen, wer sich genauer über diesen Ungeschmack und Mißbrauch der Kanzel, denn dafür muß ich ganz entschieden dergleichen erklären, unterrichten will, findet das einschlägliche Material sattsam bei Schuler.

Doch diese zur Schau getragene Gelehrsamkeit und dieser sich brüstende Geistesreichthum fließt aus sehr leicht zugänglichen Quellen. Die Zeiten der zweiten Hälfte des funfzehnten und des ersten Decenniums des folgenden kehren wieder. Dormi secure, sermones parati, manuale curatorum, praedicandi praebens modum stehen nicht länger mehr in der katholischen Kirche ohne protestantische Genossen: jetzt wuchert eine Litteratur auf, welche dem Forscher die Fundgruben all der staunenswerthen Belesenheit in allen möglichen Fächern und der geschmacklosen Spielerei in mancherlei

Bildern aufdeckt. Den Concordanzen der Schrift treten Ketzerlexika an die Seite, welche den Stoff der Polemik hübsch mundrecht gemacht und auch nicht vergessen haben, die schlagendsten Widerlegungen Seitens der Kirchenväter in langer Reihe im Urtext zu liefern. Da kommen die Reallexika, welche über Gegenstände der Sittenlehre neben Sentenzen von alten Philosophen, wie Aristoteles, Cicero, Cato, Seneca, und von Vätern und Doktoren der Kirche allerlei Beispiele aus der Geschichte der Welt von Adam an bereit stellen. Das größte Wunderwerk fertigt seiner Zeit der alte Zittauer Schulrektor, Christian Weise, gestorben 1708, an, um seine sogenannte Realienmethode in Schwung zu bringen, was ihm auch außerordentlich gelang. „Sie erhielt," so sagt Mosheim in seiner Anweisung erbaulich zu predigen S. 79, „bald einen so großen Ruf, daß fast alle Prediger sich zu den Schulknaben gesellten, die Realienkunst annahmen und auf die geistliche Beredsamkeit anwendeten. Man führte keinen Satz des Glaubens und des Lebens aus, sondern brachte allerlei Emblemata, Antitheses, Historien und Gleichnisse vor, wodurch man eine Brühe um denselben goß, und man redete dem Volke solche Dinge vor, welche es nicht verstand. Die Gleichnisse nahm man hiernächst gerne von Dingen, welche in unsren Ländern so bekannt nicht sind. Am besten waren sie, wenn man sie aus Asien, Afrika und Amerika haben konnte."

Es gab in der evangelischen Kirche auch in diesen schweren Zeiten Männer, welche die rechte Straße einschlugen, wie Johann Arnd, Valerius Herberger, Johann Gerhard, Heinrich Müller, Christian Scriver und Andere mehr. Sie klagen recht beweglich, daß in der Predigt ihrer Zeit nicht das rechte Feuer vor dem Angesichte des Herrn angezündet werde, aber sie waren nicht im Stande, eine Veränderung herbeizuführen, was uns nicht Wunder nehmen kann, da wir bei ihnen selbst Spuren jener falschen Beredsamkeit finden. Wie weit ist Arnd doch von der Einfalt und der Gewalt Luthers entfernt: wie gern spielt nicht auch der sonst so treffliche und geistvolle Valerius Herberger mit vielfach geschmacklosen Bildern und Emblemen! Johann Gerhard kann bei dem besten Willen den gelehrten Exegeten und Dogmatiker auf der Kanzel nicht verleugnen: Heinrich Müller ist in seinen oft so schlagenden Antithesen doch vielfach zu kunstreich, und Christian Scriver dürfte wohl bis-

weilen in Geschichten, Bildern und Gleichnissen des Guten etwas zu viel thun.

Spener*) wirkte hinsichtlich der Predigt erst reformatorisch. Es gelang ihm, seine Zeitgenossen im Großen und Ganzen zu überzeugen, daß man sich löcherichte Brunnen in der Wüste gegraben habe, die kein Wasser hatten, und sie wieder zurückzuführen zu dem frischen Wasser des Wortes Gottes. Spener, den 13. Januar 1635 zu Rappolsweiler in dem Elsaß geboren, hatte an dem dortigen Hofprediger Joachim Stoll ein treffliches Vorbild und an seinen Straßburger Professoren, dem Sebastian Schmidt und dem Konrad Dannhauer, ausgezeichnete Lehrer gehabt. Seine Neigung ging auf eine gelehrte Wirksamkeit: er, der von Gott berufene Beichtvater seiner Zeit, wollte von dem Predigtamte nichts wissen, weil der Prediger zugleich Seelsorger sein müsse. Ohne sein Zuthun ward er 1663 zu Straßburg zum zweiten Freiprediger ernannt: nach drei Jahren schon ward er nach Frankfurt a. M. als Senior des Ministeriums berufen. Dort kam er erst auf seinen rechten Platz, seine reichen Gaben entfalteten sich und wirkten bald von der alten Reichsstadt weit in das Reich hinein. Seine pia desideria, welche er in der Vorrede zu Joh. Arnds Postille aussprach, gingen dem Geschlechte seiner Zeit zu Herzen und weckten die Gewissen. Eine allgemeine Bewegung entstand und die Morgenröthe eines neuen Tages, der über der Kirche aufgehen sollte, brach sich aller Orten Bahn.

In diesen pia desideria, welche zuerst 1676 erschienen, klagt Spener zuletzt über den bösen Zustand der Predigt und dringt auf eine neue Predigtweise, wenn es mit der Kirche besser werden solle. „Wie ich dann jetzo noch dieses vor das 6. Mittel anhänge, wodurch der christlichen Kirche zu besserem Stand geholfen werden möchte," lesen wir hier, vgl. Speners erste geistliche Schriften sammt dessen aufgesetzten Vorreden S. 102, „wenn nämlich die Predigten auch also von Allen eingerichtet würden, daß der Zweck derselben, nämlich Glauben und dessen Früchte, bei den Zuhörern bestmöglichst befördert werden. Es ist zwar freilich an dem, daß wenig Orte unsrer Religion sein werden, da Mangel sollte sein,

*) Vgl. Hoßbach's Monographie: Spener und seine Zeit. 2 Theile in 2. Aufl. Brömel, 1, 128 ff.

aß nicht genug Predigten gehalten würden. Aber viele gottselige Gemüther finden gleichwohl nicht wenig Mangel an vielen Predigten. Indem es solche Prediger gibt, welche öfters ihre meisten Predigten mit dergleichen Dingen zubringen, damit sie sich für gelehrte Leute darstellen, ob es wohl die Zuhörer nicht verstehen. Da müssen oft viele fremde Sprachen herbei, da etwa nicht ein einiger in der Kirchen ein Wort davon weiß. Wie manche tragen wohl etwa mehr Sorge dafür, daß ja das Exordium sich recht schicke, und die Zusammenfügung artig; daß die Disposition kunstreich und etwa verborgen genug; daß alle Theile recht nach der Redekunst abgemessen und ausgezieret seien, als wie sie solche Materien wählten, und durch Gottes Gnade ausführten, davon der Zuhörer im Leben und Sterben Nutzen haben mag. So soll es nun nicht sein, sondern weil die Kanzel nicht derjenige Ort ist, da man seine Kunst mit Pracht sehen lassen, sondern das Wort des Herrn einfältig, aber gewaltig predigen, und dieses das göttliche Mittel sein sollte, die Leute selig zu machen, so sollte billig Alles auch nach diesem Zweck gerichtet werden. Und hat sich darin der Prediger vielmehr nach seinen Zuhörern, weil sie nach ihm nicht können, zu richten: allezeit aber mehr auf die Einfältigen, so den meisten Theil machen, als auf etliche wenige Gelehrte, wo sich dergleichen antreffen lassen, zu sehen." — „Was eine und andre Anmerkungen sonst sind, die bei den Predigten zu beobachten sind, übergehe hier gern. Das Vornehmste aber achte ich dieses zu sein, weil ja unser ganzes Christenthum bestehet in dem inneren oder neuen Menschen, dessen Seele der Glauben und seine Wirkungen die Früchte des Lebens sind: daß dann die Predigten insgesammt dahin gerichtet werden sollten. Eines Theils zwar die theuren Wohlthaten Gottes, wie sie auf den innern Menschen zielen, also vorzutragen, daß daher der Glaube und in demselben solcher innerer Mensch immer mehr und mehr gestärket werde. Andern Theils aber die Werke also zu treiben, daß wir bei Leibe nicht zufrieden seien, die Leute allein zu Unterlassung der äußerlichen Laster und zu Uebung der äußerlichen Tugenden zu treiben, und also gleichsam nur mit dem äußerlichen Menschen es zu thun zu haben, das die heidnische Ethic auch thun kann; sondern, daß wir den Grund recht in dem Herzen legen; zeigen, es sei lauter Heuchelei, was nicht aus diesem Grunde gehet, und daher die Leute gewöhnen, erstlich an solchem innerlichen zu arbeiten, die Liebe Gottes und des

Nächsten bei sich durch gehörige Mittel zu erwecken und nachmals aus solchem erst zu wirken. Daher auch soll man fleißig treiben, wie alle göttlichen Mittel des Worts und Sakramente es mit solchem innerlichen Menschen zu thun haben, und es ja nicht genug sei, daß wir das Wort mit dem äußerlichen Ohr hören, sondern wie wir's auch in das Herz dringen müssen lassen, daß wir daselbst den heiligen Geist reden hören, das ist, seine Versiegelung und Kraft des Wortes mit lebendiger Bewegung und Trost fühlen; also daß es nicht genug sei, getauft sein, sondern daß unser innerlicher Mensch, darinnen wir Christum vermittelst desselben angezogen, ihn auch müsse anbehalten und dessen Zeugniß an dem äußerlichen Leben zeigen; daß es nicht genug sei, äußerlich das heilige Abendmahl empfangen zu haben, sondern daß auch unser innerlicher Mensch durch solche selige Speise müsse wahrhaftig genähret werden; daß es nicht genug sei, äußerlich mit dem Munde zu beten, sondern daß das rechte und vornehmste Gebet in unserm innerlichen Menschen geschehe, und sich entweder in die Worte erst auslasse, oder aber wohl gar in der Seele bleibe, und doch daselbst Gott antreffe und finde; daß es nicht genug sei, Gott seinen Dienst in dem äußerlichen Tempel zu leisten, sondern daß unser innerlicher Mensch den vornehmsten Dienst Gott in seinem eigenen Tempel, er sei jetzt in dem äußerlichen oder nicht, leisten müsse und was dergleichen ist. Darauf, weil darinnen die rechte Kraft des ganzen Christenthums stehet, sind billig insgemein die Predigten zu richten. Und würde gewißlich, wo solches geschehe, viel mehr Erbauung, als auf diese Weise bei Vielen geschiehet, erfolgen." (S. 103 f.) In der gehaltvollen Vorrede zu Dannhauers Tabellen spricht Spener sehr eingehend von der Predigtweise, welche zu seiner Zeit fast allgemein herrschend war. „Einige," heißt es hier, vgl. Speners kleine geistliche Schriften Bd. 1, 1052 ff., „lassen es ihre erste und letzte Sorge sein, nur das zu treiben, was zur Predigtkunst gehört, um also aus der Redekunst zu lernen die Art und Weise, wie sie reden sollen: sind aber dabei unbesorgt, dasjenige, was sie dereinst reden sollen, zu lernen. Sie sind denen nicht ungleich, welche sich nur Mühe geben, die Kunst zu lernen, wie sie die Schuhe gut zusammennähen und ausputzen sollen, sich aber darum nicht bekümmern, welches die Mittel seien, dadurch sie sich das Leder anschaffen oder auch zubereiten mögen. Daher kommt's, daß sie dereinst entweder Leder erbetteln

müssen, oder bei dessen Mangel nach den Regeln der Kunst zwar zierliche, aber unbrauchbare Schuhe aus Papier, Pergament oder andrer dazu untauglichen Materie machen. Denn was kann man anders von solchen Leuten hoffen, welche, da sie weder die Glaubenslehren noch Lebenspflichten mit gehöriger Sorgfalt in's Gemüth gefasset, noch sich die Fertigkeit zuwege gebracht, kraft welcher ihnen mit Beihülfe eines gehörigen Nachdenkens, sonder Mühe das dargereicht werde, was sie dereinst vortragen sollen, daher allen Fleiß auf die geistliche Redekunst wenden, sich um dieses Kunststück der Einrichtung, Erweiterung und Erläuterung bemühen und Alles, was dazu dienlich scheinet, mit aller Mühe zusammenraffen, damit sie dereinst nach einer gewissen Lehrart und mit eingebildeter Zierde reden können, und zwar nicht sowohl, was der Gemeinde nützlich, als vielmehr, was sie der ein Mal erwählten Art und Weise gemäß und nöthig zu sein erachten. Bringen sie nun gute Sachen vor, so schwätzen sie Andern nach (und wollte Gott, es geschähe nur nicht meistentheils mit großem Unverstand und ohne Beurtheilung), was sie von ihnen entlehnet und ausgeschrieben, wovon sie doch öfters keinen rechten Verstand haben und es daher auch nicht recht zu gebrauchen wissen. Finden sie sich aber mit diesen ihren Nothhelfern betrogen, so schwätzen sie abgeschmacktes und solches Zeug, dergleichen man von Leuten sich zu versprechen hat, denen die Erkenntniß der wahren Gottesgelahrtheit unbewußt, deren größte Sorge nur dahin gegangen, wie sie die Regeln der Redekunst lernen, gewisse Arten und Formeln der Einrichtung als den einzigen Schatz der Weisheit einsammeln und darauf ihr ganzes Vertrauen setzen mögen. Es wäre nöthig, daß man diesem so schädlichen Uebel, welches so vieler sonst mit gutem Verstand begabter Jünglinge Studien gehemmet, öffentlich steuerte, damit es nicht weiter um sich fräße; wenigstens könnten Lehrer auf hohen Schulen sich nicht besser um ihre Zuhörer verdienen, als wenn sie diesen greulichen Irrthum ihnen bei aller Gelegenheit und mit allem Fleiß aus dem Gemüthe brächten, und ihnen zeigten, daß dieß der berüchtigte Anstoß wäre, davon schon Unzählige Schiffbruch erlitten."

In den Bedenken begegnet uns ebenfalls manche ernste, aber wahre Schilderung des Unwesens der damaligen Predigt: da heißt es unter Anderm in den lateinischen Bedenken 1, 339: „Aber davon habe ich zu reden, was die Diener der Kirche in ihrem Lehramte

treiben oder treiben sollen. Hier wird der, welcher in diese Sache eintritt, nicht wenige Mängel finden. Viele, und zwar die vornehmsten Artikel unsres Glaubens, z. B. über die Rechtfertigung, über den rechtfertigenden Glauben, über dessen Eigenschaften, und seine Wirkungen, über das, was die Erneuerung der Natur hindert und fördert, über den Kampf des Fleisches und Geistes, und was dabei zu beachten ist, über die Kraft, Verpflichtung und tägliche Uebung der Taufe u. s. w., werden von den Meisten nicht fleißig genug behandelt und eingeschärft, daher kommt die tiefe Unwissenheit der Zuhörer über diese und zwar die vornehmsten Stücke der christlichen Lehre. Viele, welche Glaubenssätze vortragen, tragen sie nicht so vor, daß sie den Zuhörern zugleich zeigen, was ihr Nutzen im christlichen Leben sei, welche Antriebe zur Frömmigkeit, welcher Trost aus ihnen hervorgeht. Viele treiben die Controversien über die Nothwendigkeit hinaus und was zur Unterweisung der Zuhörer genügte, in allen Predigten: und treiben sie zwar so, daß den größeren Theil der Abhandlung der größere Theil der Zuhörer nicht ein Mal zu verstehen im Stande ist und die Andern schließlich auf den Gedanken kommen, unsre vornehmste Arbeit bestehe darin, daß wir erkennen, was wir mit den Gegnern für Streitpunkte haben und darüber zum größten Theile außer Acht lassen, was wir mit ihnen gemeinschaftlich lehren."

Die frommen Wünsche Speners hinsichtlich der Predigt erhielten um so mehr Nachdruck, je bedeutender die Stellung des frommen Mannes in der Folge noch wurde. Von Frankfurt zog er 1686 als Oberhofprediger nach Dresden und trat somit an die Spitze der Landeskirche, welche damals in Deutschland, da der Churfürst noch lutherisch war, das Banner der protestantischen Kirche trug. Als in Dresden seines Bleibens nicht länger sein konnte, folgte er einem ehrenvollen Rufe als Propst nach Berlin und gewann einen höchst bedeutenden und segensvollen Einfluß auf die Entwicklung der evangelischen Kirche in Preußen, welche, da das Churfürstenhaus Sachsen wegen der erbärmlichen, aber prunkvollen Königskrone von Polen von dem Glauben seiner Väter abtrat, nun die Führung der Evangelischen im deutschen Reiche thatsächlich übernahm. Hier in Berlin starb der theure Gottesmann, vielgeehrt, aber auch vielgeschmäht um des Namens Jesu Christi willen, den 5. Februar 1705.

Spener ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um seinen Zeitgenossen

eine Reformation des Predigtwesens mit beweglichen Worten an das Herz zu legen und die rechte Art der Predigt durch Wort und Schrift, durch sein Vorbild und durch seine Unterweisung zu lehren. In seinen deutschen und lateinischen Bedenken, welche uns in den Charakter seiner Zeit so tiefe Blicke thun lassen, in seinen Predigten — ich erinnere an die, welche er 1687 zu Cantate in Leipzig hielt, als er die Universität revidirte, vgl. die ev. Glaubens-Lehre S. 562 ff., in seinen Einführungsreden von Superintendenten — ich verweise auf die beiden, welche in seinen ersten geistlichen Schriften mitgetheilt werden, in seinen Ansprachen und Hirtenbriefen kommt er wiederholt auf die Predigt zu reden, bald legt er eingehend, bald nur vorübereilend seine Grundanschauungen und Grundsätze dar.

Von der Wohlredenheit, von der Kunst der Rede hält Spener nicht viel: er verwirft sie nicht schlechtweg, sie kann, am rechten Orte und in der rechten Weise angebracht, etwas Gutes stiften, aber genau besehen, hat sie mehr Schaden angerichtet, als Nutzen geschafft. Sie erweckt das Vorurtheil, den bösen Argwohn, daß es den christlichen Wahrheiten an eindringender, überwältigender Kraft gebreche, daß sie, um die Herzen zu gewinnen, dieses Aufputzes, dieses kunstvollen Vortrags bedürften: und zum Andern liegt die Gefahr so nahe, daß die, welche der Beredsamkeit sich befleißigen, über diesem Sinnen und Arbeiten an der schönen Form Zeit und Kraft, Lust und Geschmack verlieren, um den Inhalt ihrer schönen Rede sich zu kümmern. Diese beiden Bedenken wird Spener Zeit seines Lebens nicht los: daß die Wohlredenheit überflüssig, wenn nicht an und für sich vom Uebel, so doch höchst gefährlich ist, darauf kommt er immer wieder hinaus.

„Obwohl die Predigten," lesen wir in den deutschen theol. Bedenken 3, 750, „in der That orationes sind; so finde ich gleichwohl dieselben nach einer arte oratoria, und dero praeceptis einzurichten, so gar nicht nöthig, daß ich auch solches zu thun, weder lobe, noch nützlich achte, sondern versichert bin, es bedürfe das göttliche Wort, welches in den Predigten vorgetragen werden solle, so gar einer oratoriae eloquentiae nicht zu seinem fruchtbarlichen Vortrag, daß derselbe vielleicht ihm zuweilen eher hinderlich, 1. Cor. 1, 17, als förderlich sein würde. Menschliche orationes tragen solche Dinge vor, die nicht allezeit in sich selbst so kräftig sind, in

die Gemüther einzudringen und ihnen deßwegen mit allerlei Kunstmitteln geholfen werden muß, damit sie nicht vergebens seien und durch der Worte Anmuth oder Artlichkeit, was der Kraft der Sachen abgehet, ersetzet werde. Die göttlichen Wahrheiten aber sind von solchem Licht und Kraft, daß sie auch in ihrer Einfalt vorgetragen, selbst in die Seelen eindringen, und ihre Kraft nicht erst von menschlicher Wohlredenheit zu entlehnen bedürfen. Daher, wo ja noch etwas aus der Rhetorik zu entlehnen wäre, würde es in nichts anders bestehen, als daß man daraus etwas ersehe, wie man eine Sache verständlicher machen und in die füglichste Ordnung, damit es zu fassen leichter wäre, bringen könne. Dieser Meinung bin ich allezeit gewesen und habe die artem oratoriam stets von den Predigten entfernt gewünscht: daher ich auch mit Fleiß nie keine Bücher von der oratoria ecclesiastica lesen wollen, noch gelesen habe und mir's daher vor keine Schande achte, daß ich derselben Regeln und praecepta nicht weiß, nachdem ich mit reifem Bedacht mich derselben enthalten: auch so ungern sehe, wo man gleichsam gewisse Regeln vorschreibet, also da dieselben nicht observiret werden, solches vor einen Fehler solle geachtet werden. Daher, wo jemand dergleichen Nothwendigkeit aufdringen wollte, würde ich eher mit Fleiß das Gegentheil thun, als mich solches legis wegen lassen an etwas verbinden, wie meine Predigten selbst weisen werden, daß ich mir allezeit die Freiheit behalte, jegliches auf die Weise allemal vorzutragen, wie mich deucht, dießmal am erbaulichsten zu sein, ohne die geringste Reflexion auf gewisse oratorische Regeln. Ja ich achte immer meinem Amte am meisten eine Genüge gethan zu haben, wenn ich mich vor Allem am fleißigsten gehütet, was nach der arte oratoria schmecket. Ob die persuasio allein der Zweck sei der oratoriae, überlasse ich deren Ermessen, welche von solcher Kunst Profession machen, und bekümmere mich nichts darum."

„Diejenigen," heißt es S. 1054 f. in dem Vorworte zu Dannhauers Tabellen, „welche sich gar zu sehr in die Redekunst verlieben, sind gemeiniglich mehr um die Ordnung darinnen, als um die Sachen, davon sie reden sollen, bekümmert, und wollen lieber, wenn sie es ihrer Lehrart gemäß erkennen, den Zuhörern Sachen von geringerem Nutzen vortragen, als daß sie ihrer Vortragsart zuwider und also ohne gewohnte Ordnung, bei dem verbleiben, welches das Ziel der Menschen desto kräftiger befördern könnte. Doch ist es

icht mein Werk, von diesen Regeln der Lehrart überhaupt zu ur-
jeilen, sondern ich wundere mich, daß sich einige gefunden, welche
iese freie Sache, nämlich daß man sich befleißige, von göttlichen
iachen zur Erbauung des Volks und derselben gemäß zu reden,
rgestalt in gewisse Regeln und Gesetze einzuschränken sich unter-
anden, daß sie es für einen Fehler halten, wenn man dieselben
icht jederzeit beobachtet, und hingegen die Rede sehr loben, welche
cht abergläubisch nach denselben abgefasst ist. Ich glaube zwar
icht, daß diejenigen, welche solche geistliche Redefreiheit lehren, so
rwogen sind, daß sie selbst ihren Regeln eine solche Kraft und
nsehen beilegen, wovon die mehrsten Lernenden vielleicht wider
ner Sinn und Meinung prahlen, und dazu als Gesetzen sich und
lle andere verbinden wollen; da vielmehr Männer, die dergleichen
orgeschrieben, nur Vorschläge geben wollen, dabei es einem jeden
rei bleibt, ihnen zu folgen oder sie nach Belieben fahren zu lassen.
nzwischen will ich nicht in Abrede sein, daß diejenigen, welche nicht
hne viele Mühe eine Rede verfertigen können, hieraus einiges
ülfsmittel nehmen mögen, wenn sie aus dem Unterricht der Rede-
unst lernen, wie sie eine ihnen sattsam bekannte Sache in eine
ewisse und bequeme Ordnung setzen und mit Worten deutlicher
ortragen können, damit sie die Zuhörer desto leichter fassen und
egreifen mögen; und dieß ist meinem Urtheil nach der einige und
ornehmste Nutzen, welchen diejenigen von der Predigtkunst haben, die
ich nicht das Lob der Beredsamkeit zu erlangen, sondern ihre Zu-
hörer zu bessern, zum einzigen Ziel und Endzweck vorgesetzt haben.
Solcher vornehmste Sorge ist daher diese, daß sie bei ihren Studien
inen reichen und guten Vorrath gründlicher Erkenntniß in allen
öttlichen Dingen erlangen mögen. Dahin denn der auf die
Glaubenslehren und Erklärung der Schrift zu wendende Fleiß ge-
höret; als welcher zu seiner Zeit reichlich darreicht, was in Pre-
igten zum Glauben und Leben nützlich ist, und sich einer solchen
Vortragsart bedienet, welche ihre ganze Kraft von der inneren
Kraft der vorzutragenden Sachen und dem ernstlichen Eifer des
ehrers hernimmt, nicht aber von den gekünstelten Worten und
edensarten, noch von einer Zierlichkeit, welche die Ohren der Zu-
örer kitzelt: die Regeln der Redekunst werden ihnen nur darin zu
utzen kommen, daß sie sich gewöhnen, desto deutlicher und ordent-
cher ihre Gedanken auszudrücken. Wenn man nun die Predigt-

kunst so einschränkt, so kann sie nützlich sein, da sie hingegen, weil sie ohne Maß getrieben wurde, bereits vielen schadet und machet, daß diejenigen, welche dadurch mit Beiseitsetzung andrer allein Prediger werden wollen, bisweilen nicht einmal geschickt werden, Predigten, ich meine aber, zum wahren Nutzen der Zuhörer zu halten, sondern kitzeln gemeiniglich mit vielen Worten die Ohren, lassen aber die Herzen unberührt. Insonderheit muß man, wie ich dafür halte, in der Predigtkunst selbst diesen Fehler bemerken, oder vielmehr vermeiden, welchen einige begehen, die gar zu viel aus der Grammatik oder Sprachkunst machen, und daher aus den Wort- und Spruchregistern den Gebrauch des Wortes weitläufig erzählen, obgleich die Sache, worin selbiges angetroffen wird, jener gar nicht gleich noch ähnlich ist. Diese weitläufige Anführung der hebräischen und griechischen Wörter kann dem Volke nicht erbaulich sein, da doch dessen Heil das höchste Gesetz und Vorschrift ist, darnach sich der Prediger und also auch die Predigerkunst zu richten hat."

In der zweiten Predigt über Joh. 4, 46 in seinen ersten geistlichen Schriften S. 507 sagt Spener: „Hier sehen wir wiederum, was die vornehmste Tugend der Lehrer sei in Göttlichem. Nämlich nicht die Wohlredenheit und nach den Kunstregeln der Rhetorik eingerichtete Manier zu predigen. Denn obwohl auch dieses eine Gabe Gottes ist, die an seinem Orte nicht zu verachten steht, und bei dem äußerlichen Menschen etwas vermag, ist's doch wahrhaftig das allergeringste, ja kann oftmals im Mißbrauch schädlich werden und das Kreuz Christi zu nichte machen. 1. Cor. 2, 17. Wo man deßwegen seinen Glauben setzet nicht auf Gottes Kraft, sondern menschliche Weisheit. 1. Cor. 2, 5. Was an sich selbst kräftig und durchdringend ist, bedarf der großen Wohlredenheit und zierlich ausgeschmückten Rede nicht, wie gemeiniglich eine böse Sache zierlicher Rede mehr bedarf. Wäre also dem Worte Gottes eine Schande, wo dasselbe von diesem menschlichen Werk der Kunstwohlredenheit müßte seine Kraft erst empfangen. Ja, gemeiniglich ist bei dem Prediger die gebührende Andacht nicht, wo er in seinen Predigten auf dieses vornehmlich siehet, wie er auf das zierlichste und daß es lüsternen Ohren gefallen möge, seine Predigt einrichte, damit ja wenig Figuren der Rhetorik ausbleiben. Da hingegen wer sich niedersetzt eine Predigt zu concipiren, nächst dem er den himmlischen Vater um den Beistand des heiligen Geistes angerufen

hat, auf dieses vornehmlich bedacht sein soll, wie er aus seinem vorgegebenen Texte seine Gemeine nützlich erbauen könne, und also um solche Lehren, die etwas fruchten mögen. Denn hat er den heiligen Geist inbrünstig angerufen, so wird er ihn dazu antreiben. Hat er nun solches gefunden, so befleißigt er sich, dasselbe auf das verständlichste mit den Arten zu reden, denen er ohne das gewohnet, ohne Affektation und künstliches Gesuch auszudrücken und vorzutragen. Denn es liegt ihm niemals an der Zierlichkeit der Worte, sondern an der Güte der Lehre. Auf diese wendet er Zeit und Sorge, auf jene nicht, ohne was ungesucht ihm vorkommt. Und wo es so hergehet, so regiret Gottes Geist. Aber wo man sich um die Sache selbst nicht so sehr, wohl aber, wie man es doch auf das oratorischste möge vorbringen, befleißet und da über einem Wort oder Redensart eine halbe Stunde denkt, nicht, ob sie erbaulich sei oder nicht, sondern ob es auch kraus genug sei, oder ob es noch besser verkünstelt werden könnte, da ist leider zu sorgen, der Welt Geist sei stärker als der Geist Gottes. Bei Zuhörern wird sich's auch gewißlich finden, daß, wie denselben, sonderlich lüsternen Ohren dergleichen gefället und sie die Zierlichkeit nicht genug zu rühmen wissen, wie Alles so schön und anmuthig vorgebracht worden, daß nicht ein Wörtlein wäre zu verbessern gewesen, sie doch fast wenig dadurch auferbaut werden. Der äußerliche Mensch findet daran so viel, damit er seinen Vorwitz speiset, daß dem innerlichen zu seiner Besserung nichts übrig bleibt. Ursach, man vergafft sich an der Zierlichkeit und läßt die Sache selbst fahren. So dann ist ein Mal Gottes Geist nicht so kräftig bei dem, was er nicht selbst eingegeben, sondern dabei dem Weltgeist mehr hat Platz lassen müssen. Was jetzo gesagt von der Wohlredenheit, ist auch zu verstehen von aller andern Kunstgeschicklichkeit und Subtilität. Da sagt abermal Christus nicht, ich habe euch große Kunst und tiefersonnene philosophische Subtilitäten gesagt, sondern die Wahrheit. Sind also freilich solche Erudition und Geschicklichkeit, ob sie schon sonst auch eine Gabe Gottes sind, gleichwohl nicht das vornehmste in der Lehre, um dessentwillen zu glauben ist. Ja eine Predigt, darinnen die Sachen zu gelehrt und subtil vorgetragen werden, das ist, wo die Dinge traktirt werden, die zur Erbauung des Christenthums nichts thun, sondern allein unter die Gelehrten gehören, oder zwar nützliche Sachen vorgenommen, aber also traktirt werden, daß, weil der

Prediger allein seine Kunst zeigen will, man sie wiederum nicht fassen kann, die nützet dann gar nichts oder je wenig. Auf's Wenigste nimmermehr soviel, als was in nicht alberner und unwissender, sondern gründlicher Einfalt gelehret worden: aber einig und allein die Wahrheit ist die vornehmste Tugend wahrer Lehre, die in göttlichem Wort gegründet ist und die Geheimnisse des Heils in sich fasset. Es sei nachmals mit der Geschicklichkeit oder Wohlredenheit beschaffen gewesen, wie es wolle, so hab' ich mein Amt gethan und ist die Gemeine mir zu glauben schuldig."

Von den polemischen Predigten will Spener nichts wissen: die Streitpunkte sind allerdings nicht ganz zu verschweigen, allein es ist Maß zu halten. Er stellt als Grundsatz auf: „Die Controversien sparsam und nicht anders, als wo es Text und Noth erforderte, aber auch alsdann mit Grund und Ueberzeugung des Gewissens, jedoch soviel möglich noch mit den gelindesten Worten gegen die Widersacher und daß man mehr Erbarmen als Haß gegen sie wahrnehme, auch die Zuhörer mehr zur Liebe gegen ihre Personen als Feindschaft vermahne, zu traktiren." Theol. Bedenken 3, 655. „Was die Controversien anlangt," spricht er, theol. Bedenken 1, 690, vgl. 4, 453, „ist derselben Vortrag nicht zu verachten, sonderlich wo es des Auditorii Nothdurft erfordert und der Text mit sich bringet, thun diejenigen wohl, welchen Gott solche Gaben und gründliche Erudition, ohne die die Abhandlung solcher Materien fast schlecht abgehet, und weil sie aus Schwachheit der Vortragenden den Leuten eher Scrupel machen können, billig von denselben, die sich dessen bewußt sind, unterlassen werden sollen, verliehen hat, daß sie dieselbe gründlich vorlegen und die Zuhörer gegen die Verführer vermahnen. Sie gehören aber nicht Allen zu und bedürfen weder allezeit, noch aller Orten geliebt zu werden."

Der Prediger hat alle Ziererei zu vermeiden, er gebe sich, wie er ist, Natürlichkeit ist der schönste Schmuck der Rede. Spener hat sich entschlossen, wie er selbst in dem dritten Theile seiner theol. Bedenken S. 655 sagt, „dem affectui animi in der Predigt in Sprach und Geberden allemal den Zaum zu lassen und also zu reden, wie mir's gerade dießmal um's Herz war, ohne einige Affektation, daß die Zuhörer wahrhaftig an mir den Unterschied sehen, wie man ein Mal kälter, ein ander Mal erwärmter, ein Mal freudig, ein ander Mal niedergeschlagener sei und also immer von meiner Gemüths-

bewegung, die sich in der Rede deutlich ausdrückte, urtheilen könnten und nicht in gezwungener Gleichartigkeit erkennen müssen, daß es ein bloß studirtes Werk sei, welches nachmals weniger afficiret." Wie der Lehrer sich geben soll, wie er ist, so soll er seine Hörer auch nehmen, wie sie sind, und ihnen ja nicht über den Kopf weg predigen. Er muß sich klar und deutlich, verständlich und faßlich für jedermann ausdrücken. Dieß schärft Spener wiederholt mit großem Nachdrucke ein. „Ein Prediger," mahnt er in den theol. Bedenken 1, 706, „soll Fleiß und Sorgfalt anwenden, seine Predigten so deutlich und einfältig zu halten, als es seiner Gemeinde Nothdurft und Begriff mit sich bringet und erfordert, hingegen sich alles dessen zu entschlagen, was nicht der höchsten Nothwendigkeit ist, ob es auch bei andern Gemeinden, da man mehr und mehrerer Art Gelegenheit hat, nützlich sein möchte." „Wenn Paulus Gal. 5, 16 spricht: Ich sage aber, wandelt im Geiste, so werdet ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringen," lesen wir in dem ersten Theile der erbaulichen epistolischen Sonntagsandachten S. 486, „so setzet er voran: ich sage aber, und gibt zu verstehen, daß er dasselbe, was er zuvor geredet, in eine kurze Summa bringen und den Einfältigen zum Besten erklären wolle. Leuchtet dießfalls den Predigern vor, daß sie der lieben Einfalt zu gut verständlich predigen und, wenn etwas schweres vorfallen möchte, mit hellen, klaren Worten durch Sprüche, Exempel und Gleichnisse erklären sollen. Wie wollen wir den ungelehrten Haufen zum Himmel bringen, so wir in unsren Predigten mehr auf Kunst als Erbauung sehen? Schlecht und recht ist das Allerbeste und Festeste, ohne Geblümel und menschliche Weisheit. Gottes Wort bedarf ja unsres elenden Wortschmuckes nicht, es hat seinen eigenen Schmuck und Kraft bei sich." „Das halte man," erinnert er in den theol. Bedenken 1, 690 vgl. 4, 453, „sein Lebtag für seine größte Kunst, wo man ohne einige menschliche Kunst in einer göttlichen Einfalt diejenigen Wahrheiten vorträgt, welche Alle, die in der Furcht des Herrn Acht geben wollen, wohl fassen können und daß man ja sein Lebelang keine Zeit ihm selbst oder seinen Zuhörern verderbe mit Einführung solcher Dinge, welche allein ad ostentationem eruditionis oder eine Verwunderung des Volkes zu erwecken dienen und dahin gemeinet sind, hingegen keinen Nutzen einer Stärkung des Glaubens oder Beförderung dessen Früchte mit sich bringen. Denn solche Sachen sind nicht nur

unnütz, sondern bei recht christlichen Seelen erwecken sie eine herzliche Betrübniß, solche Dinge an des Herrn Stätte zu hören, welche nicht aus Gott oder zu seiner Ehre gerichtet sind. Daher bei ihnen auch das übrige nützlich Vorgetragene fast etwas Nachtheil leidet und nicht sowohl erbauet, weil es von einem Menschen kommt, dessen eitlen Sinn sie auch aus anderm haben kennen lernen." Erbauen soll die Predigt, daher ist Alles, was die Erbauung nicht wesentlich fördert, aus ihr zu entfernen. In dem zweiten Theile der schon angezogenen epistolischen Sonntagsandachten S. 157 äußert er hierüber: „Sagt Paulus Gal. 3, 15: Liebe Brüder, ich will nach menschlicher Weisheit reden, so heißt menschlich reden, sich, da man von hohen Geheimnissen und schweren Dingen redet, also herablassen, daß man sich dahin bequeme, daß auch Einfältige es verstehen möchten, indem man von solchen Dingen mit ihnen redet in der Art und Weise, wie die Menschen im gemeinen Leben unter einander reden, auch von dem Gleichniß nehmen, was in dem gemeinen Leben gebräuchlich ist und uns täglich vorkommt, wie er also redet Röm. 6, 19: Ich muß menschlich mit euch reden um der Schwachheit willen eures Fleisches. Lehrer haben sich auch in diesem Stück nach Pauli Exempel zu bequemen, welches ihnen nicht nur anzusehen, sondern nachzuahmen vorgestellet ist, dieweil Paulus hierinnen nichts absonderliches gethan, aus sonderbaren und andern nicht angehenden Ursachen, sondern es ist ein Werk, so aus der Regel des Gewissens fließet, die bei einem Prediger diese soll sein: auf die Weise und Manier mit seinen Zuhörern zu handeln, wie er nach seinem besten Wissen befindet, daß es werde am allererbaulichsten sein, indem er nicht dastehet, seine Kunst zu merzen, sondern die Gemeinde zu bessern. Wenn er nur einige Art findet, daß er sich am allerbesten, auch von den Einfältigsten mag verstehen machen, ist er zu solchem verbunden, sollte es einfältig lauten bei denen, die da allein hohe Subtilitäten liebten. Thut er's nicht nach seinem besten Vermögen, denn über das ist er nicht verbunden, so gehört er unter die, so Gott verflucht, weil sie das Werk des Herrn nachlässig treiben, Jerem. 48, 10, und ist schuldig am Versäumniß alles Guten, so sonst fromme Herzen von ihm hätten lernen mögen, wo er sich besser beflissen, mit ihnen nach ihrem Verstand umzugehen." „In den Predigten," bekennt er in den theol. Bedenken 3, 751, „ist mein Zweck die Erbauung allerlei

lrt, sowohl insgemein als nach Erforderung jeglichen Textes. Daher
h zwei Stücke der Predigt nöthig finde und also einen doppelten
weck habe bei jeglicher Predigt, nemlich 1) daß der eigentliche
erstand des Textes aus demselben selbst und Gegenhaltung andrer
tellen auf's gründlichste und deutlichste den Zuhörern vorgestellt,
dann 2) desselben Früchte gewiesen werden, theils sofern solche
rüchte darinnen bestehen, eine göttliche Wahrheit, die zu unserer
laubensstärkung nöthig ist, deutlicher vorzutragen, und also eine
lche Lehre mit Zuziehung anderer Sprüche auszuführen, oder auch
nigen Irrthum zu widerlegen, theils sofern sie in Einrichtung
er Besserung des Lebens bestehen, theils sofern dadurch das Herz
tröstet werden solle, daher zu solchen Früchten die Unterrichte,
e Bestrafungen und Vermahnungen und die Vorstellungen des
rostes gehören. Davon hat nun die Erklärung des Textes und
e Glaubenslehren meistentheils mit dem Verstand des Menschen
ı thun. Die andern Früchte berühren mehr den Willen; welches
ier unter allen ausgelassen wird, wird der Erbauung dadurch
was abgehen. Wohingegen diese Dinge recht, wie sich's geziemet,
trieben werden, mag man erst sagen, daß die Predigten zur Er-
auung eingerichtet seien."

„Der Grund," so dürfen wir mit Speners Worten aus den
onsiliis theol. latinis 3, 16 fortfahren, „alles Desjenigen, was in
en heiligen Reden vorgetragen wird, liegt in dem gepredigten
Worte Gottes, und zwar in dessen eigentlichen und vom heiligen
Geist als dem wahren Urheber dabei intentirten Verstande. Sollte
un dieser Verstand oder zum wenigsten einige Umstände nicht so-
leich jedermann in die Augen fallen, daß man es, wenn man es
um ersten Male liest oder höret, verstünde, so ist es allerdings
höchst nöthig, zuerst dahin bedacht zu sein, daß man eine jede
chwere Schriftstelle erkläre und faßlich mache, zu welcher Absicht
dann die Grundsprachen, gleichlautende Stellen und andere Hülfs-
mittel einer guten Auslegung dienen. Sind also die Schwierig-
keiten, die sich bei dem Sinne des Textes finden, gehoben, so hat
damit ein Prediger seinem Amte noch lange nicht genug gethan
nd das ist die wahre Meinung derer, welche diejenige Lehrart
mißbilligen, da man in Erklärung der biblischen Stellen zu weit-
äufig ist. Man hat einen fruchtbaren Baum nicht allein anzusehen,
ondern man muß dessen Früchte auch sammeln und genießen.

Erinnert man dagegen, solches sei dem Zuhörer zu überlassen gebe ich es zwar einiger Maßen zu, glaube aber, daß es viel le und schneller geschehen werde, wenn des Lehrers Treue und : dazu kommt. Es kann nicht jedermann von einem Baume Früchte abbrechen, besonders wenn sie zu hoch hängen oder Laub bedeckt sind, daß er sie nicht mit der Hand erreichen sondern sie müssen Einigen in die Hand, Andern in den A gegeben, noch Andern gar vorgekaut werden, wenn sie diese gen sollen. Auf eben solche Art muß man der Schwachheit der anvertrauten Seelen zu Hülfe kommen und mit Geduld nach schaffenheit ihrer Kräfte urtheilen, wie wir unsren Vortrag zurichten haben. Man sammelt aber die Früchte des gepred Wortes, wenn man mittelst der aus dem Text gefolgerten L sich bemühet, durch die Vorstellung der göttlichen Gerichte Sünder zur Erkenntniß und Reue; der in Christo uns gesche Heilsgüter aber den erschrockenen Sünder zum Glauben an Chr zu bringen. So hat man seine Zuhörer aus dem Text selb strafen, zu ermahnen, zu trösten, wie es der Inhalt des Textes sich bringt; das erstere aber mit einem sanftmüthigen Eifer eifrigen Sanftmuth." Daher bringt er in der schon erwä in Leipzig gehaltenen Predigt vor allen Dingen auf ein er anhaltendes Studium der heiligen Schrift. „Weil der h Geist," lesen wir in der Glaubenslehre S. 588, „in allem s Amte, darinnen sie ihm ein Mal dienen wollen, durch das Gottes handelt, daß ihr Hauptstudium sei die heilige Schrift, selbige gründlich verstehen zu lernen. Sie seien versichert, daß alle andere Studia, philosophica und dergleichen, auch s andere Materien in theologicis ihren großen Nutzen haben, daß gleichwohl, wo einer nichts von allen andern studiis w wäre aber mächtig in der Schrift, derselbe dennoch ein krä Werkzeug Gottes und erbaulicher Lehrer würde werden kön wer aber hingegen von der Schrift wenig weiß, wäre er a den übrigen studiis, sogar auch in denen, die man zur theo zählet, zur höchsten Vollkommenheit gelanget, ist kein der Ge nützlicher theologus, oder von ihm zu hoffen, daß er ein gesegnetes Werkzeug des heiligen Geistes werde werden. So m sie ja die heilige Bibel das erste und letzte in ihren studiis

lassen, auch alle andere studia so viel mehr oder weniger ihnen selbst nöthig achten, als sie zu der Schrift führen oder nicht."

Gesetz und Evangelium sind auch nach Spener die beiden Hauptstücke der ganzen heiligen Schrift: der Prediger hat also beides, das Gesetz ebenso gut wie das Evangelium zu verkündigen, doch ist er nicht ein Diener Mosis, sondern ein Knecht des Herrn. Das Gesetz wird nur wegen des Evangeliums getrieben. „Wo der praxeos gedacht wird," sagt Spener in den theol. Bedenken 1, 690 vgl. 4, 454, „ist nicht die Meinung, daß man alleine bei den Moralien bleiben solle. Sondern das Erste in der praxi ist selbst die praxis fidei, und am allermeisten dahin zu trachten, daß durch die Predigt des heiligen Evangelii und die theuren Schätze der göttlichen Gnaden und Heilsgüter, wie sie gründlich und beweglich vorgelegt, die Herzen der Zuhörer zu einem rechtschaffnen Glauben und Vertrauen gegen den himmlischen Vater gebracht werden mögen, daraus sobald eine herzliche Liebe gegen denselben, folglich auch ein ernster Fleiß zu den übrigen Geboten des Herrn aus Liebe zu wandeln, nothwendig entstehen wird. Da haben alsdann, wo dieses zu Grund gelegt wird, die eigentlich so genannten Moralien auch ihren Nutzen. Also lasse man sich dieses sein Lebenlang eine Regel sein, seinen Hauptzweck darein zu setzen, daß man einen guten Baum setzen, das ist, den Glauben vermittelst des heiligen Geistes Wirkung in die Herzen bringen: daraus eine Liebe gegen Gott erwecken, und dadurch das übrige gottselige Leben zuwege bringen möge. Dieses wird das Amt eines rechten evangelischen Predigers sein. Geschieht es aber nicht auf die Weise und suchet man nicht den Glauben einzupredigen, so ist das Meiste vergebens, was von den Moralien gehandelt wird, welches auch daraus klar wird, weil wir alle bekennen, daß die guten Werke Früchte des Glaubens und Geistes sind, daher ja ohne den Glauben nicht zuwege gebracht werden mögen. Je öfter und je deutlicher man also die Güter des Evangelii, die Schätze unsres Heiles seinen Zuhörern anrühmen wird, so viel bessern Grund, sei man gewiß, daß man legen werde; damit auch die Gesetzpredigten nicht ohne Frucht bleiben." Reine Gesetzespredigten mag Spener nicht, um den Stab Mosis ist das süße Evangelium von der Gnade Gottes in Christo zu wickeln. „Ich lasse mir ernstlich angelegen sein," sagt er in den theol. Bedenken 3, 102, „vermittelst göttlicher Gnade neben den herrlichen Gnaden-

schätzen des Evangelii und was wir in Christo haben, auch sobald anzuzeigen, wie solche allein mit der Glaubenshand mögen gefasst werden und wie ohne diese nicht möglich sei zu jener wirklichem Genuß zu gelangen: sodann wie solcher Glaube das Herz einnehme, erneure und ändere, damit ein ganz anderes Leben daraus entstehe: wie nicht möglich sei, daß in einem solchen Herzen der Glaube wohnen könne, welches sich in die Lüste dieser Welt und deren Güter also verliebet, daß es um derselben willen seines Heilandes Regeln zuwider lebt: wie nicht möglich sei, daß derjenige das unschuldige Leben und Leiden seines Jesu mit wahrem Glauben gefasset habe, der nicht auch auf dem Wege, den er vorausgegangen, ihm nachzufolgen trachte: wie nicht möglich sei, daß derjenige von Grund der Seelen glaube, daß er von den Sünden und der Welt Dienst erlöst sei, welcher denselbigen so angelegentlich annoch dienet, und also insgesammt, wie in Christo Jesu eine neue Creatur und ein rechtschaffen Wesen sei. Daher treibe ich gern den herzlichen Eifer der wahren Gottseligkeit nicht eigentlich mit den bloßen Geboten oder Drohen, sondern Erweisthum, wie solche aus dem seligmachenden Glauben fließen müsse. Hingegen eifre ich gegen das gottlose Leben vornehmlich aus dem Grunde, weil solches klar zu erkennen gebe, daß kein Glaube bei solchen Leuten sei, und also die lieben Schätze des Evangelii wieder von ihnen entfernt seien, auch sie sich, wo sie in solchem Unglauben bleiben, ihrer nicht zu getrösten, sondern wegen derselben Vortrefflichkeit nur ein so viel schrecklicheres Gericht zu erwarten haben. Also zeige ich gern den Zuhörern den schönen Garten Gottes und die trefflichen Früchte darinnen, zeige aber, daß nur Eine Thür in denselbigen sei und verzäune auf der andern Seite denselben, daß nicht die Schweine ungehindert hineinlaufen und denselben umwühlen mögen. Und so mag alsdann solche Lehre des Evangelii recht ihren Nutzen haben, dazu sie geordnet ist, und hören die Verächter göttlicher Gnade alle Mal, daß sie dieselbe nicht eher angehe, bis sie mit wahrem Glauben zu dem Besitz und Genuß ihrer Güter wieder gelangen, damit sie nach solchem auch eifrig trachten mögen." „Wir müssen Gesetz und Evangelium," sagt Spener in seiner Investiturpredigt zu Chemnitz (Erste geistl. Schriften S. 1262 f.), „weder mit einander vermischen, noch sie von einander trennen. Wir bedürfen das Gesetz zu treiben, sowohl die rohen und sicheren Herzen dadurch zu erschrecken und

rkenntniß der Sünden zu bringen (wie wir denn auch des
mtes nicht vergessen müssen), als auch allen Menschen die
deutlich vor Augen zu legen, nach welcher Gott haben will,
e leben sollen. Sonderlich aber was das Strafamt anlangt,
wir gar sorgfältig sein mit demselben umzugehen und immer
n, es sei wie gewisse starke chemische Arzneien, die, wo man
t gar wohl gebraucht und nur etwas in der dosi fehlet, den
en eher tödten als gesund machen. Wir müssen also trachten,
so zu strafen, daß jedermann, wo er nur will, auch die
ten selbst sehen können, wir strafen in und aus herzlicher
es sei keine natürliche oder angewohnte Zornmüthigkeit noch
eit bei uns, sondern wie ein heiliger Eifer für Gottes Ehre,
ne reine und brennende Liebe für den Nächsten, den man
damit wir ihn bessern. Daher müssen wir uns aller allzu
groben und Scheltworte enthalten, damit wir sonst mehr er-
als erbauen, auch die Leute, wenn sie es gewohnt, nachmals
ehr achten, hingegen das Strafen vielmehr führen zur rechten
it einer nachdrücklichen Ueberzeugung der Gewissen, daß sie
nüssen das Unrecht erkennen und dessen Schwere fühlen.
üssen uns sonderlich hüten, unsre eignen Sachen nicht auf
nzel zu bringen, oder einige eigene und fleischliche Affekte
hören zu lassen, denn die Kanzel ist für Gottes und nicht
Sachen, und wer darin sein Amt mißbraucht, daß er Privat-
einmischt, der verdirbt gemeiniglich die Frucht alles übrigen,
: sonst hätte fruchten können. Denn man nimmt nachmal
für Affekte auf, was es nicht ist, weil man dergleichen an
bereits gewohnt ist. Am allermeisten aber haben wir zu er-
, daß wir zur Predigt des Evangelii berufen seien. Denn
n Gesetz allein, das uns weder den Geist geben noch lebendig
kann, Gal. 3, 2, 21, werden wir unser Lebtag nicht einen
Menschen bekehren, sondern sein Amt ist nur, zu der wahren
ung die Herzen vorzubereiten; aber die deutliche Vorstellung
tlichen Liebe gegen uns, der Gnade, so uns in Christo Jesu
hren ist, des Todes, Verdienstes und Auferstehung desselben,
chen Schätze der Seligkeit, die er uns erworben hat, und
der heiligen Taufe geschenkt sind (wie wir nämlich in der-
Gottes Gnadenkinder, Brüder Jesu Christi und seiner Gerech-
theilhaftig, des heiligen Geistes Tempel und Werkstätte und

Erben des ewigen Lebens, folgens schon bereits in dieser Zeit wirklich selig, aber in der Hoffnung Röm. 8, 14, der künftigen Offenbarung und vollkommenen Genusses worden seien), und also aller evangelischen Trostmaterien, sind das rechte Mittel, dadurch wir die Leute wiedergebären können." Wiederholt schärft Spener ein, daß die Predigt die Gewissen zu treffen suchen müsse, daß, wie er sich gelegentlich ausdrückt, er sich in allen wichtigen Materien gern an der Zuhörer Gewissen zu addressiren habe. „Darauf," sagt er in den ersten theol. Bedenken 1, 706, „ist aber sonderlich zu sehen, daß die Vermahnungen beweglich und die Bestrafungen auch durchdringend, aber beide also abgefasst sind, daß die Zuhörer selbst sehen, daß sie aus Wehmuth des Herzens und erbarmender Liebe ausgegossen werden und ja weder einige Bitterkeit gegen sie, noch Begierde über sie zu herrschen, darunter stecke, damit aus der Ueberzeugung, aus welcherlei Herzen alles komme, alle Worte einen viel tieferen Eindruck in dieselben erlangen."

Erbaut sich die Predigt auch nur auf dem Grunde des Wortes Gottes, des Textes, so braucht dieselbe doch nicht auf dem ganzen Texte zu ruhen; es genügt, ja es ist bisweilen geboten, daß man aus dem Texte nur dieß und das verwerthet, daß man an den Text seine Gedanken nur lose anknüpft. „Die Methode zu predigen anlangend," so erklärt er sich in den ersten theol. Bedenken 4, 210, „so mache ich einen Unterschied unter den ordentlichen Predigten, wie dieselben insgemein beschaffen sollen sein, und den außerordentlichen, die aus gewissen Ursachen so oder so gehalten werden. Was die erste Art anlangt, zu welcher gleichwohl die meisten sollen gehören, geziemt sich's, daß man eigentlich bei dem Texte bleibe und solchen die Norm lasse sein seiner Traktation, wo freilich nichts hineingebracht, sondern alles daraus genommen und gesucht werden soll. Es ist aber nicht nur allein nicht ungewöhnlich, sondern auch der Erbauung nicht entgegen, daß zuweilen einige andere Predigten werden gehalten, so sich eben nach jener Regel nicht ganz richten, daß nämlich zwar nichts wider die Schrift, welches niemals zu dulden, angeführt, aber doch auch nicht bloß bei dem Texte geblieben, sondern dasjenige, was man vorzutragen nützlich erachtet hat, zu demselben gezogen wird. Die Ursache ist diese, weil man oft an gewisse Texte durch die Gewohnheit gebunden ist, wie z. E. an sonntägliche Evangelia, so kann's zuweilen geschehen, daß ein Prediger

on einer gewissen Materie vor seiner Gemeinde zu handeln nöthig
kennet, hat aber oft lange Zeit keine Gelegenheit dazu: daher
mmt er bei einem Evangelio Anlaß, dasjenige zu handeln, nicht
is ihm dasselbige an die Hand gegeben hätte, sondern was er
ısten der Gemeinde erbaulich erachtet hat. Da läugne ich nicht,
ı man die accuratesten Regeln der Methode zu Rath zeucht, daß
ıe solche Predigt einigerlei Maßen mag gezwungen geachtet werden,
er es gehet die Liebe der Kunst und methodi regulis vor, und
ıg dasjenige, was wider diese etwas anstößt, etlicher Maßen ver-
:idigt werden, weil die Erbauung der Gemeinde etwas dergleichen
ben will. Zwar wo einer dergleichen wollte bei der freien Wahl
ıes Textes thun, so wollte ich solches nicht billigen. Denn wo
ın's frei hat, so nehme man solche Texte, welche die Sache, die
r lehren wollen, selbst uns vorlegen und keines Zwanges bedürfen.
ıer ein anderes ist es mit denen ex lege oder ex consuetudine
rgeschriebenen Texten. Das ist wahrhaftig nicht allemal dasjenige,
ıs aus dem vorkommenden Evangelio fließt, auch das für solches
ıal der Kirche nöthigste, auf welches wir aber insgemein meistens
sehen haben. Ja ich kann wohl sagen, daß es ohne dergleichen
vang oder illationem kaum möglich ist, allen Rath Gottes, wie
ir doch thun sollen, einer christlichen Gemeinde zu offenbaren, wie
h's zeiget, der die Materien erwägt, die er etwa zu treiben nöthig
ıdet und hält sie nachmals gegen die Evangelia. In welchem
ıll ich alsdann für viel nöthiger halte, bei einigen Evangelien die-
ıigen Dinge zu traktiren, die nicht ebenselbst daraus fließen, aber
r Gemeinde für die damalige Predigt mögen das auferbaulichste
wesen sein, als diese versäumen und allzu scrupulös bei dem
:xt und dessen natürlicher Ordnung, welche sonst freilich den Vorzug
ıben sollen, verharren."

Auf das Eindringlichste mahnt Spener zu gewissenhafter Aus-
beitung der Predigt. Oefters erinnert er an das Wort seines
efflichen Lehrers Joh. Schmidt, daß junge Blättler alte Bettler
ürden. „Also wiederum," sagt Spener in seiner Antrittspredigt
ı Frankfurt a. M., „die das Evangelium predigen, sollen gedenken,
ıß sie nicht Menschenwort reden, sondern Gotteskraft. Daher sie
h wohl vorzusehen, daß sie nicht irgend eigne Gedanken und
infälle darin mischen und also durch solche Vermischung es ver-
:rben, daß sie auch ehrerbietig und sorgsam damit umgehen und

es reden als Gottes Wort, daß sie nicht eine Ehre darin suchen, die Predigten, wie man sagt, aus dem Aermel herauszuschütteln, sondern so viel möglich ist, wegen anderer Geschäfte, fleißig darauf studiren. Sonst heißt's, große Schande dem Wort Gottes angethan und nicht betrachtet, wie solches göttliche Kraft sei."

Der Prediger muß die göttliche Kraft des Wortes an seinem eigenen Herzen erfahren haben, er soll nur davon reden, wovon sein Herz voll ist: doch ist Spener weit von der Behauptung späterer Pietisten entfernt, daß der nichtwiedergeborne Verkündiger des Wortes gar keinen Segen schaffen könne. „Der rechtschaffene Prediger muß auch ein guter Baum sein," lesen wir in der Colditzer Investiturpredigt (Erste geistl. Schriften 1316 f.). „Das ist, er muß nicht nur die Erkenntniß des Christenthums und der Heilslehre, dazu er Andre führen sollte, haben, sondern rechtswegen soll er auch ein guter Christ und wahrhaftig wiedergeboren sein. Ich sage zwar nicht, daß ein solcher Prediger, der nicht auch zugleich ein wahrer oder wiedergeborener Christ ist, gar nichts erbauen könne, indem das Wort Gottes, wo es nicht selbst verfälschet wird, seine Kraft in sich selbst hat, und nicht erst von dem Prediger bekommen darf, viel weniger sage ich, daß die Sakramente, von einem solchen gereicht, unkräftig seien, denn auch derselben Kraft hängt nicht an dem Diener, sondern an göttlicher Einsetzung; sondern soviel sage ich nur, daß ein Prediger, der nicht auch ein wiedergeborener, rechtschaffner Christ ist, nicht alles dasjenige auszurichten vermöge, was er billig Amts halben sollte, sondern weil es ihm an der göttlichen Weisheit mangelt, die zu dem Amte und dessen Verrichtungen nothwendig ist, so kann er diese nicht also in's Werk setzen, daß alle Zeit derjenige Nutzen, welchen man erlangen sollte, von ihm erreicht würde. Indem es in dem Amte nicht alle mal mit dem bloßen Gewissen genug ist, sondern es gehöret auch die rechte Klugheit der Gerechten dazu, wie man das Wort insgemein und absonderlich vortrage, wie man den Gewissen rathe und bei jedermann absonderlich Gesetz und Evangelium recht theile. Es gehöret dazu ein eifriges und in dem Geiste thuendes Gebet, die nöthige Gnade Gottes ihm selbst und den Zuhörern zur Handlung und Anhörung göttlichen Worts zu erlangen. Alles dieses aber findet sich nicht bei denjenigen Predigern, so nicht rechtschaffene Christen

ind, daher es nicht anders sein kann, als daß die Frucht ihres
Amtes aus solcher Ursach sehr geschwächt wird."

Wir besitzen von Spener eine nicht unbeträchtliche Anzahl von
Predigten: wundern uns aber doch, daß nicht mehr von ihnen im
Druck erschienen sind. Denn Spener war der Hauptzeuge des
Herrn zu seiner Zeit, das Haupt der Pietisten, welche sich damals
m ganzen Reiche mehrten, dessen Wort man gern hörte und dessen
Rath man so häufig einholte, und, was die Hauptsache ist, die
Herausgabe von weiteren Predigtsammlungen hätte ihm nicht die
geringste Mühe gemacht. Er arbeitete seine Predigten mit pein-
licher Gewissenhaftigkeit aus, nur ein Mal ein einziges Jahr hin-
durch predigte er auf den Rath mehrerer Freunde ohne vollständiges
Concept nach einer Skizze, und seine Aengstlichkeit ging so weit, daß,
wenn er auf der Kanzel auch nur ein anderes Wort statt des in
dem Concepte stehenden gebraucht hatte, er gleich nach der Predigt
daheim die Verbesserung nachtrug. Die uns im Druck vorliegenden
Predigten sind gerade so, wie sie gedruckt vorliegen, auch gehalten
worden: ich zweifle gar nicht daran, daß selbst die griechischen
Worte und kleinen Sätze, welche uns in ihnen hin und wieder be-
gegnen, mitgesprochen sind. Sie sind also ein treuer Spiegel von
Speners ganzer Predigtweise.

Speners Predigten sind keine kurzen Herzensergüsse, keine
donnernden Bußpredigten, keine Psalmen aus höherem Chore: sie
sind über alle Begriffe einfach, verständlich, klar, nüchtern, trocken
und lang, wofür Manche gewiß gern langweilig setzen möchten.
Höchst verständlich ist schon der Eingang, die Auslegung des Textes
ist ebenso breit, die Nutzanwendungen wollen oft kein Ende nehmen.
Aus einer Spener'schen Predigt müßte man jetzt, um nicht den Ueber-
druß der Zuhörer zu erwecken, wenigstens drei bis vier Predigten
machen: es ließe sich diese Zerschneidung ganz leicht vollziehen,
manche Einleitung gälte jetzt schon für eine vollständige Predigt;
ebenso auch manche Auslegung des Textes. Breit angelegte und
breit ausgeführte Abhandlungen sind alle Predigten. Hat Spener
sich keiner von den damals herrschenden Methoden sich unterworfen,
so herrscht doch strenge Ordnung, Methode in allen seinen Predigten.
Es scheint diese Behauptung mit seinen eigenen Auslassungen in
dem 4. Theile der ersten Bedenken S. 228 ff. sich nicht zu ver-
tragen. Er sagt hier: „Ich habe von der Zeit an, da ich etlicher

Maßen die Realien habe fassen lernen, alle die **technica** oder **oratoria praecepta** so gar bei Seite gesetzt, daß ich kaum etwas mehr von solchen **artificialibus** mich erinnere, mich auch also gewöhnet, daß, ob ich eine Predigt höre, ich doch auf nichts dergleichen, was das **artificium** darin sein möchte, Acht zu geben weiß, sondern allein auf die Sache selbst und wie es zu Herzen gedrungen. Daher unter den ziemlich vielen Leuten, die ich gleichwohl mein Lebtag gehöret, nicht von einem einigen sagen kann, diesen oder diesen **methodum** hätte er gehabt. Also für mich selbst habe ich auch allerdings keinen gewissen **methodum**, sondern es muß mir alle Mal die Materie selbst den **methodum** an die Hand geben, der sich, so zu reden, alle Mal ändert, wie die Materien unterschiedlich sind, daß also ich den **methodum** nach diesen, nicht aber leicht dieselbe nach dem **methodo** einrichte." Allein Spener hat bei diesen Erklärungen mehr den Ausbau der Predigt, als den Grundbau derselben in das Auge gefasst. Sämmtliche Predigten sind über einen Leisten geschlagen, haben eine und dieselbe Gestalt.

Ein förmlicher Eingang findet sich aller Wegen; ja mehrfach genügt dem gewissenhaften Prediger nicht e i n Eingang, wir treten durch zwei Eingänge in die Predigt ein. So gleich in der dritten Predigt der evangelischen Glaubenslehre, wo dem allgemeinen Eingang noch ein absonderlicher Eingang nachgesandt wird, in welchem zuerst über Johannes Zeugniß von dem Herrn und zwar über die Gelegenheit und den Inhalt desselben und dann über des Herrn Zeugniß von Johannes, was er nicht und was er gewesen sei, gehandelt wird. Die Eingänge stehen mit dem Gegenstande der Predigt vielfach in dem innigsten Zusammenhange, ebenso oft aber auch nicht in dem mindesten. Dieß letztere erklärt sich daraus, daß der Prediger es für heilsam und nothwendig hielt, in den Eingängen für solche Stoffe und Stücke sich einen Platz zu erobern, welche er bei dem damals in der lutherischen Kirche noch allgemein waltenden Perikopenzwange sonst nicht hätte der Gemeinde nahe legen können. Spener löste deßhalb den Zusammenhang des Eingangs mit dem Mittelpunkte der Rede, machte ihn unabhängig und vollständig selbstständig, wodurch naturnothwendig die Einheit der Rede zertrümmert werden mußte, und behandelte in ihm mehrfach den kleinen lutherischen Katechismus, Hauptstück für Hauptstück, Frage für Frage, und ganze Bücher der Schrift, einen Abschnitt nach dem

andern, so die Briefe an die Römer, an die Korinther, des Johannes u. s. w. Wo solche Rücksichten wegfallen, sind die Eingänge trefflich. Sie halten sich nicht in den Vorhöfen des Hauses Gottes auf, sondern führen gleich so in das Heiligthum hinein, daß jedermann sich überzeugen muß, es handle sich hier um Leben und Seligkeit. Die Ursach der Verdammniß derjenigen, die verdammt werden, wird so in der ersten Predigt über Joh. 3, 16 (Erste geistl. Schriften) mit heiligem Ernste aufgedeckt; was der Glaube sei, und zwar womit der Glaube umgehe und worauf er sehe, seinen Nutzen, seine Nothwendigkeit, seine edlen Früchte gibt die Einleitung zu der zweiten Predigt über denselben Text zu bedenken; der Eingang der dritten Predigt über denselben Vers legt den Spruch Eph. 2, 8 höchst erbaulich aus: die vierte bahnt sich durch Auslegung der Worte: Predigt von den Gerechten, daß sie es gut haben, Jesaj. 3, 10, den Weg zum Texte. Den Unterschied von Gesetz und Evangelium legt die erste Predigt über Joh. 3, 17 klar. Oefters, wie Spener dieß selbst in der Vorrede zu den Predigten über die evangelische Glaubenslehre angibt, beschäftigt sich der Eingang mit der Erklärung des ganzen Evangeliums; dieß geschieht, wann der zum Gegenstande des Vortrags erwählte Glaubenspunkt „das Wenigste des Evangeliums berührt," also nicht aus dem Evangelium sich von selbst ergibt, sondern durch Kunst in dasselbe hineingetragen werden muß, und zwar gern, vgl. evang. Glaubenslehre der zweiten Osterpredigt, durch den „absonderlichen Eingang".

Diese Eingänge bieten im Kleinen ein Bild der ganzen Predigt; sie haben alle ein bestimmtes Thema und dieses ist immer in besondere Theile zerlegt: sie nehmen keinen gewaltigen Anlauf, einen hohen Aufschwung, sie sind alle ohne Ausnahme höchst ruhig gehalten, sehr lehrhaft und in hohem Grade weitspurig. Man denke nur an das „Laubacher Denkmahl," welches unter anderm eine Gastpredigt enthält, welche Spener während eines Erholungsaufenthaltes auf Ersuchen der gräflich Solmsischen Familie dort 1682 gehalten hat. In dem allgemeinen Eingange bespricht er hier die Gastpredigt des Apostels Paulus zu Antiochien in Pisidien, er heißt da achten 1) auf die vocantes oder die Berufenden, diese waren die archisynagogi oder Obersten der Schule, 2) auf die vocati oder die Berufenen, diese waren Paulus und Barnabas, 3) auf die vocatio oder den Beruf, die Obersten der Schule über-

gaben nicht ihr ganzes Amt den Berufenen, sondern ertheilten
nur die Erlaubniß, aus dem Gesetz und den Propheten etwa
zulesen und eine erbauliche Ansprache daran zu knüpfen, und
auf den vocationis successus, den Erfolg des Berufes. S
kommt Spener in dem absonderlichen Eingang nun darauf zu
wie es komme, daß er hier in Laubach heute am 8. Sonnta
Trinitatis auf der Kanzel stehe. Er hat das Recht, zu pr
denn er ist ein ordinirter Geistlicher und wohlbestallter Pf
zu Frankfurt, und er hat die Macht, hier zu predigen, de
Laubacher Pfarrherr und Seelsorger hat ihn, der sich einige
schon dort aufgehalten hat, ersucht, zu seiner Gemeinde an
Statt zu reden.

Der Text, zu welchem der Eingang hinführen soll, ha
stens nicht in der freien Wahl des Predigers gestanden: die
täglichen Texte sind vorgeschrieben, es sind die altherkömm
Perikopen, nur bei den Wochenpredigten hatte Spener volle F
er benutzt sie weiter, als es nach meiner Ueberzeugung recht
hat nämlich Jahre lang seinen Wochenpredigten kein Wo
Schrift zu Grunde gelegt, sondern einen Abschnitt aus
wahrem Christenthum. Wie ausgezeichnet dieses Werk au
mag, es ist doch nicht die reine, lautere Quelle, aus weld
christliche Lehre fließt, sondern nur ein abgeleitetes Bächlein
christliche Predigt aber hat das Christenvolk nicht zu solchen K
heranzuführen, sondern zu der ursprünglichen Quelle. Jene
kopen sind dem armen Spener eine schlimme Auflage, ein sc
Joch gewesen: er hat sein ganzes Leben in den Bedenken
den Predigten über diesen Zwang geseufzt, den er und alle
rischen Prediger mit ihm erlitten. „Ich leugne nicht," sagt
der Vorrede zu dem thätigen Christenthume, „daß ich solch
wohnheit eben nicht hoch loben kann, daß das ganze Jahr i
fort in den Hauptpredigten (ohne welche etwa die Meisten
oder gar keine andern hören) nichts anders als diese Texte geh
werden, in denen etliche Materien so gar oft vorkommen, a
aber viel nothwendigere, kaum ein Mal berührt werden, als
ein Prediger, wo er anders seinem Gewissen ein Genüge thu
dasjenige bei seiner Gemeinde handeln will, was ihr nöth
öfters nur aus solchen Evangelien Gelegenheit suchen muß u
von weitem herbeiziehen, was in andern Orten der heiligen S

gehandelt wird, weßwegen ich sorge, daß auch dieses eine nicht geringe Ursache sei, daß so viel Unwissenheit bei vielen Leuten ist und das Christenthum nicht fort will, daß das meiste Volk sein Lebetag etwa wenig andere Texte höret, als die Sonntagsevangelia, und noch viel profitirt zu haben meinet, wenn es die Worte und Historie ziemlich behalten hat.“ In der Vorrede zu der evang. Glaubenslehre hören wir wieder dieselbe Klage: „Wie ich mir vorgenommen, die ganze evangelische Glaubenslehre hier vorzutragen, also hoffe ich auch, ich werde meine christliche Intention sofern erreicht haben, daß nämlich kein einiger zu wissen nothwendiger Glaubenspunkt sei, welcher nicht in solchem Jahrgang vorgekommen und hier enthalten wäre, ob ich wohl nicht in Abrede bin, daß unterschiedliche Male solche Glaubenslehren nicht eben in den Evangelien, dabei ich sie abgehandelt, eigentlich seien gegründet gewesen, sondern ich allein Gelegenheit dazu bei unterschiedlichen habe nehmen müssen. Woraus wir aber sehen mögen, wie so gar unsre sonn- und feiertäglichen Evangelia nicht zulänglich seien, alles dasjenige der Gemeinde Gottes, was dessen Rath und zur Erbauung nothwendig ist, daraus herzunehmen; es sei denn Sache, daß man oft weit von dem Evangelio abgehe, wie ich hier oftmal thun müssen, aber sonsten lieber wünschte, daß man allezeit genau bei dem Texte und was derselbe allein mit sich bringet, zu bleiben vermöchte und also jener allemal so eigentlich dazu bequem wäre. Daher wir unsre Evangelia als eine solche Ordnung ansehen, die man nicht sowohl für die besten loben, als vielmehr ihrer Aelte wegen dulden und nachmal sich die Freiheit nehmen müßte, anderwärtlich her dasselbe zu ersetzen, was solche Evangelia nicht für sich selbst mitbringen.“ „Wie herzlich,“ bemerkt er in seinen ersten Bedenken 3, 178, „wünschte ich, daß wir in unsren Kirchen niemals den Gebrauch der pericoparum evangelicarum angenommen hätten, sondern freie Wahl gelassen, oder aber die epistolas vor die evangelia zu Haupttexten genommen hätten. Indem einmal nicht zu leugnen steht, wo man die Hauptsache vortragen will, so geben uns die evangelischen Texte sehr wenig Anlaß, sondern muß fast alles bei Gelegenheit eingeschoben oder bei den Haaren herbeigezogen werden, welches bei den Episteln nicht so wäre.“

Spener fühlte sich aber nicht berufen, eine Reformation hinsichtlich des Perikopenzwanges zu versuchen: er unterwarf sich dem

Herkommen und suchte sich, so gut es ging, mit den Perikopen aus einander zu setzen. Er nimmt seinem Texte gegenüber eine freie Stellung ein: er hält es nicht für seine Pflicht, den ganzen Text für seine Predigt fruchtbar zu machen oder den Gegenstand seiner Rede aus demselben zu entnehmen: in den wenigsten Predigten Speners ist das punctum saliens des Evangeliums, die den Text durchdringende Idee, der Mittelpunkt, die lebendige Seele der Rede. Es konnte dieß schon um deßwillen bei ihm nicht Statt haben, weil er es liebte, das ganze Kirchenjahr hindurch bei seinen Predigten ein Hauptstück der christlichen Lehre zu treiben. So behandelte er schon in Frankfurt vom 1. Advent 1679 an die Glaubenslehre — er hat die Abrisse dieser Predigten seiner evangelischen Glaubenslehre angehängt; in Dresden that er vom 1. Advent 1686 an dasselbe und in dem darauf folgenden Kirchenjahre besprach er in seinen Predigten die evangelischen Lebenspflichten, später veröffentlichte er noch einen dritten Jahrgang unter dem Titel: „Evangelischer Glaubenstrost aus den göttlichen Wohlthaten und Schätzen der Seligkeit in Christo." Wagte Spener auch nicht nach den Paragraphen einer Glaubens- und Sittenlehre in diesen Predigten einen Lehrpunkt nach dem andern in systematischer Reihenfolge zu behandeln, so mußte er, wie er selbst offen und ehrlich eingesteht, manchem Evangelium doch Zwang anthun, um aus ihm die zu seinem Zwecke passende Lehre zu gewinnen. Er läßt aber auch in solchen Predigten, welche nicht Bestandtheile eines zusammenhängenden Jahrganges sind, den Text im Großen und Ganzen vielfach ganz liegen und behandelt nur einen Vers desselben, ja nur einen Satz, ob Haupt- oder Nebensatz, ist ihm ganz gleichgültig; dieß letztere Verfahren scheint er in der ersten Hälfte seiner Predigerwirksamkeit mehr als in der spätern, Dresdner und Berliner, Periode befolgt zu haben. So hat er in Frankfurt über den einen Vers Joh. 3, 16 vier Jahre hinter einander gepredigt: in dem ersten Jahre beschränkte er sich auf die Worte: also hat Gott die Welt geliebt; in dem zweiten auf die folgenden: daß er seinen eingebornen Sohn gab; in dem dritten auf die nächsten: auf daß Alle, die an ihn glauben, und in dem vierten endlich auf den Schluß dieses Verses: nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. (Vgl. Erste geistl. Schriften. S. 373 ff.)

Kunstlos wie die Eingänge sind auch die Themata der Predigten

istens sind es ganz allgemein gehaltene Ueberschriften, wie sie
nso gut in einem theologischen Lehrbuche stehen könnten; daß sie
r Brennpunkt einer **Rede** sind, merkt man ihnen nicht an. In
r evangelischen Glaubenslehre hat die erste Adventspredigt den
auptsatz: von dem königlichen Amte Jesu Christi; die zweite: von
hristi Zukunft zum Gericht; die dritte: daß Jesus der rechte
lessias sei; die vierte: von der Taufe. An dem ersten Christtage
det er: von der Geburt Jesu Christi; am Stephanustage: von
m göttlichen Gnadenberuf.

Nachdem das Thema angekündigt worden ist, spricht der Pre-
ger ein Gebet oder die Gemeinde singt ein Lied und betet ein
aterunser: hierauf beginnt die Erklärung des Textes in den aller-
eisten Predigten. Diese Erklärung wird mit allen Mitteln der
issenschaftlichen Exegese, mit ganz vorzüglicher Rücksichtnahme auf
thers Auslegung, welche Spener ungemein hochstellte, sehr gründ-
h dargeboten: der Redner fährt aber nicht hin und her, sondern
ilt den logischen Faden fest in der Hand. Fast ohne Aus-
ahme gibt er in den Worten, mit welchen er in die Erklärung
nführt, die Punkte an, um welche sich der Text gruppirt. So
ginnt er in der ersten Predigt über Joh. 3, 17 die Erklärung
so: „Unsere Worte lauten also: denn Gott hat seinen Sohn nicht
sandt in die Welt, daß er die Welt richte. Wir sehen hierin
if zwei Theile; 1) die Wohlthat, daß Gott seinen Sohn gesandt
ibe, 2) die Absicht, warum er ihn gesandt habe. Beneficium
issi filii, Missionis intentio.“ Ganz ähnlich heißt es in der
angelischen Glaubenslehre bei dem Eingang in die Erklärung des
vangeliums von den drei Königen: „Wo wir die in dem Evan-
lio enthaltene Historie unsrer Absicht von der Erleuchtung gemäß
handeln sollen, mögen wir sagen, daß uns eine fünffache Er-
uchtung der Weisen aus Morgenland beschrieben wird. 1) Durch
n Stern. 2) Durch die Schrift. 3) Durch Ueberzeugung der
rzen. 4) Durch die Erfahrung und 5) durch den Traum.“
der dieser Theile der Erklärung ist in sich wieder streng geordnet
d gegliedert. An diese Texterklärung schließt sich in allen Pre-
ten noch ein besonderer Theil an, welcher die Nutzanwendung
fert, die Hauptlehre, die Lehrpunkte sauber und reinlich, erwecklich
d eindringlich darlegt. Mit einem Gebet, welches auf den Inhalt

der Predigt sich bezieht, gelangt der Vortrag, welcher meist nahe an anderthalb bis zwei Stunden gedauert haben muß, zum End

Um das Formale der Spener'schen Predigten zu veranschaulichen, will ich einen von ihm selbst angefertigten Abriß seiner Investitur predigt zu Chemnitz, 1689 gehalten, mittheilen. (Erste geistl. Schriften 1293 f.)

„Ordnung der Materien.

Eingang. Gottes Bild und unsre Seligkeit vor dem Fall. Dur den Fall verloren. Wird ersetzt durch die Wiedergeburt. Der und dero Erkenntniß Nothwendigkeit. Ursach der Zusammenkunft Wunsch.

Text. Gal. 4, 19.

Erklärung. I. Wer wiedergebäre. Gott der Vater. Sohn. H. Geist Die Mittel: das Wort, die Taufe, ob das h. Abendmahl, wi Paulus und die Prediger wiedergebären. II. Die wiedergebore werden sollen. Die Galater. Dero erste Wiedergeburt. Abfall III. Die Wiedergeburt selbst. I. Eine wahre Geburt. Nic leiblich. Es gehört dazu: 1) die Anzündung des Glaubens, 2) Recht fertigung und Annehmung an Kindes statt, 3) Schaffung des neuen Menschen. Der einer göttlichen Natur ist. II. Eine wiederholte Wiedergeburt. Abermal. Die Wiedergeburt kann verloren, wieder um erlangt werden. Der Reformirten Meinung. III. Eine ängstliche Geburt. Natürliche Kindsschmerzen. Geistliche der Pre diger. IV. Zweck der Wiedergeburt. Christi Gestalt gewinnen. Erneuerung göttlichen Bildes. In dem Verstand und Willen. Gestaltet werde. Christus, nicht Paulus. Redensart von der geist lichen Geburt Christi in uns. Joh. Arnd.

Hauptlehr.

Pflichten der Prediger und Zuhörer. I. Der Prediger unter dem Bilde der Mütter; wird erfordert 1) Liebe. Die Liebe Pauli. Der Liebe Nothdurft. Absicht der studiosorum theologiae und Prediger. Reinigung von der Selbstliebe. II. Treue und Fleiß 1) in dem Lehren. Lehren des Gesetzes. Strafamt. Lehr des Evangelii. Verhütung des Mißbrauchs desselben. Absonderliches Lehren. Katechetische Unterrichtung. Ausspendung der Sakramente. Abso lution. 2) In dem Beten, 3) in dem h. Leben. Dessen Noth wendigkeit erwiesen. Wie weit es sich erstrecke. III. Geduld.

II. Der Zuhörer an dem Bilde der Kinder. 1) Liebe. Aus derselben Gebet. Sanftmuth. Ehre. Unterhalt. 2) Annehmung eines Amtes. Gemeiner Irrthum von einem bloß äußerlichen Christenthum. Was und wiefern das Aeußerliche thun. Nothwendigkeit der Wiedergeburt. Wie dazu zu kommen. Buße. Aus dem Evangelio Glaube. Aenderung des ganzen Menschen. Doch ist auch der alte Mensch noch übrig. Art der Wiedergeborenen. Prüfung. Ob diese Lehre die Leute auf die Gerechtigkeit der Werke weise? Vermahnung an die Prediger. An die Zuhörer. Trost der Prediger. Der Zuhörer. Gebet."

Ist die Anlage der Predigten Speners auch durchaus dieselbe, so gestattet er sich in die Ausarbeitung derselben doch Mannichfaltigkeit. Er spricht sich darüber selbst in seinen ersten theologischen Bedenken 1, 229 also aus: „Meine allgemeinen Regeln sind, alles entweder aus dem Texte selbst (wie ich allezeit thue, wo ich einen freien Text habe, denn nach so oftmaliger Traktirung der Evangelien, ich mußte etwas von der Regel abweichen, da ich sonst allezeit die meiste Arbeit an die Erklärung des Textes selbst anzusetzen pflegte) oder aus andern dazu anführenden und etwas vorlegenden Sprüchen zu erweisen, damit die Zuhörer sich gewöhnen, nichts anzunehmen auf meinen Credit, oder mir zu Gefallen zu glauben, sondern allezeit, wie sie aus dem klaren göttlichen Wort sehen und in ihren Herzen überzeugt werden, daß es die Wahrheit sei, welches ich nicht leugne, daß es eine gewaltige Kraft alsdann in den Herzen hat; ferner nichts anzuführen in den Predigten, was nur ad ornatum gehörte und nicht mittelbar zu einigem Stück der Erbauung dienlich sein möchte, sondern allein die Erudition zeigen sollte oder ad amplificationem gehörte, und in bloßen Worten bestünde; es sei denn, daß die crebrior repetitio und einiger Maßen anstellende Variation nöthig, die Sache so viel tiefer einzudrücken und die Gemüther kräftiger zu bewegen, sodann die Zuhörer öfters und fast stetig zu der Prüfung über diejenigen Dinge, die sie jetzt angehöret, zu weisen, daß sie allemal selbst in sich gehen, wie sie dieses oder jenes bei sich selbst finden und was ihnen ihr Herz davon Zeugniß gebe, worin wohl der größte Nutzen der Predigt bestehet, da die Leute gewöhnt werden in ihr Herz zu gehen, als welches die rechte Officin ist, worinnen der heilige Geist durch das Wort wirken will."

Am Liebsten legt Spener in seiner oft höchst ausführlichen Erklärung des Textes, welche in der Nutzanwendung darauf vielfach nach einer bestimmten Seite noch weiter ausgeführt, gelegentlich auch bloß zusammengefaßt wird, die Schrift durch die Schrift aus, hin und wieder wird die Richtigkeit der Auffassung durch ihre Uebereinstimmung mit der christlichen Lebenserfahrung bestätigt. Bisweilen geht die Erklärung über den Horizont des größten Theils der Gemeinde hinaus; Spener denkt gelegentlich, er schreibe einen Traktat für Gelehrte und nicht eine Predigt für das Christenvolk: so macht er in der ersten Predigt über Joh. 3, 16 darauf aufmerksam, daß im griechischen Texte „nicht ἐφίλησε, sondern ἠγάπησε" steht, „daher es nicht wohl durch dilexit gegeben werden mag." (Erste geistl. Schr. S. 21.) So erinnert er in der andern Predigt über Röm. 8, 3 (l. c. S. 691), daß „es heiße in der Schrift, der Herr sei gekommen ἐν σαρκί, nicht eigentlich in das Fleisch, sondern in dem Fleisch." „So ist's auch nicht vergebens," sagt er in der fünften Predigt über 1. Joh. 2, 29 (l. c. S. 153 f.), „daß es heißt, wer recht thut, ποιῶν, das heißt, nicht nur einmal etwas thun, sondern der modus participii deutet an ein stetes Thun, dessen Gewohnheit und Leben nichts anders ist, als solches recht thun."

Bei den Lehrpunkten wird bald das ganze biblische Beweismaterial zur Stelle geschafft und so die Lehre auf die unerschütterliche Grundfeste des Glaubens neu und fest auferbaut, bald wird die Bedeutung dieser Lehre für das Leben zu Gemüthe geführt, zur christlichen Vollkommenheit gemahnt, oder der Trost, welcher aus dem aufgedeckten Heilsbrunnen hervorquillt, dargereicht. Wo es Noth zu thun scheint, wird die Meinung der Widersacher widerlegt und die vorgetragene Lehre als die Lehre der Kirche, des Dr. Luthers, seiner Vorgänger und seiner Nachfolger, erwiesen. Gelegentlich wird auch ein Sprichwort, ein Bild, ein Beispiel, eine Sentenz eines alten Vaters, ein Lied der Kirche zur Veranschaulichung und Bekräftigung beigebracht.

Spener ist keine polemische Natur — er vermeidet es deßhalb, die Gegner aufzusuchen, um mit ihnen zu streiten, nur dann, wenn sich die gegentheilige Lehre nicht gut umgehen läßt, weist er sie ab. Dieß geschieht in allen gedruckten Predigten mit Milde und Sanftmuth: er hat nur ein einzig Mal in Frankfurt 1667 bei dem Evangelium von den falschen Propheten in seinem Eifer gegen die Re-

formirten das rechte Maß überschritten und dieß hat ihm so leid gethan, daß er diese heftige Predigt ganz unterdrückt hat. Man sieht es allen seinen Besprechungen der streitigen Lehren an, daß er ein Mann des Friedens ist, welcher den Gegner nicht verdammen, sondern mit stillem und sanftem Geiste überzeugen möchte. Gegen die Reformirten spricht er in der evangelischen Glaubenslehre hin und wieder, so am Sonntag Septuagesimä in Bezug auf die Gnadenwahl und am Gründonnerstag über ihre Ansicht vom heiligen Abendmahle. Die Socinianer werden in der ersten und zweiten Predigt über Joh. 3, 16 zurechtgewiesen. Am Schärfsten spricht Spener gegen die Katholiken; daß die Jungfrau Maria nicht Gegenstand der Anbetung sein darf, zeigt die Predigt an Mariä Heimsuchung, daß der Papst der Antichrist ist, beweist eingehend die Predigt auf das Fest der Reformation in derselben evangelischen Glaubenslehre.

Gern hebt Spener hervor, daß er mit den Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche und mit den Zeugen der evangelischen Wahrheit alter und neuer Zeit sich in dem vollsten Einklange befindet. „Die Materien und Lehren selbst betreffend," versichert er in der Vorrede zu der evangelischen Glaubenslehre, „halte ich mich versichert, daß ich die göttliche Wahrheit der heiligen Schrift gemäß vorgetragen habe, daher sie auch mit unsren symbolischen Büchern übereinstimmen und nichts denselben in der That entgegenlaufendes darin wird angetroffen werden; sollte auch jemand etwas mit gefärbten Augen anders ansehen und einige Widrigkeit gegen dieselbe irgend zu finden vermeinen, so halte ich mich für gewiß versichert, daß bei bedächtlicher Betrachtung aller Worte sich ein Anderes ergeben und die richtige Uebereinstimmung deutlich hervorkommen werde; daher etwa unterschiedliches, was ich anderwärtig geschrieben habe, hieraus deutlicher verstanden werden mag." Es will mir scheinen, als ob Spener in den Predigten der zweiten Periode weniger oft auf die Bekenntnißschriften und Lehrer der Kirche sich beruft; in den Predigten der früheren Zeit bekräftigt er die Rede seines Mundes viel häufiger durch dergleichen Autoritäten. In der vierten Predigt über Röm. 8, 4 führt er (Erste geistl. Schr. S. 738) einen Abschnitt aus den schmalkaldischen Artikeln an. Aus Luthers Schriften werden sehr oft kürzere und längere Stellen mitgetheilt, so eine Stelle aus der Vorrede zu der Epistel an die Römer in der dritten Predigt über Joh. 3, 16, welcher er die kräftigen Worte nachschickt: „Das

ist lutherisch, und das ist unsre Lehre, die auch in allen
symbolischen Büchern gegründet ist." In der dritten Predig
Joh. 1, 20 (l. c. S. 184) leitet er ein Citat aus der Aus
des Galaterbriefes mit folgenden Worten ein: „Unser seliger Lu
als ein theurer Glaubensheld, welchem Gott mehr Licht in de
tikel von der Rechtfertigung und Kraft des Glaubens als i
hundert Jahren einigem andern Lehrer gegeben, gehet uns mit e
Worten vor." In der ausgezeichneten Predigt über Luc. 1
(l. c. S. 276 ff.), in welcher die zwei Fragen erörtert werden: 1
sich ein Mensch verhalten solle, wenn ihn der Teufel aus
Verhängniß mit gottlosen und gotteslästerlichen Gedanken
und 2) wessen er sich getrösten oder ob ein solcher Mensch na
Seligkeit möge versichert sein, wird Luther wiederholt angezog
„ein in dieser Schule wohlgeübter Meister". Diese in die P
eingewobenen Aussprüche Luthers thaten aber dem Verehre
Reformators noch kein volles Genüge; er fügte in einem An
noch andre einschlägliche Stellen aus den Werken desselbe
Unter den Vätern wird Augustinus am Meisten erwähnt, do
diese Erwähnungen außerordentlich selten, viel seltener als bei
selbst; Spener trägt kein Bedenken, die Worte des großen Ki
vaters in lateinischer Sprache neben der deutschen zu citiren
die Predigt über Luc. 11, 14 (l. c. S. 286 und die evang
Glaubenslehre S. 688 und 885). Unter den Lutheranern
Weller (z. B. Erste geistl. Schr. S. 268) und Dannhauer (
Ev. Glaub. 679) am Liebsten erwähnt und benutzt.

Sprichwörter werden im Ganzen sehr selten zum Bewei
Wahrheit verwandt, gelegentlich begegnen wir ein Mal, wie i
evangelischen Glaubenslehre S. 1181, dem Worte des alten Ki
vaters Augustinus, es sei an dem Sonntage noch besser pflüge
tanzen. Bilder sind eine große Seltenheit: in 20 Predigten k
wenn es viel ist, ein Mal eins vor. Spener ist keine fi
poetische Natur, trotzdem daß er kein unfruchtbarer Dichter
Zeit war (vgl. unter Anderm Erste geistl. Schr. S. 769 s
versificirte „Betrachtung der Gewißheit und festen Grundes u
Seligkeit"), er ist ein Verstandesmensch, nüchtern und prosaisch
der Glaubenslehre S. 1356 versteigt er sich ein Mal zu
Bilde, wie hölzern und plump ist das aber! „Weil wir auch
daß unser Fleisch nicht nur zu dem Guten untüchtig, sondern

zu dem Bösen geneigt ist, sollen wir fleißig wachen und Acht auf uns geben, damit uns dasselbe nicht auch unversehens in Sünden stürze. Wer ein Pferd reitet, das ungewisse Füße hat, und leicht stürzet, der gibt so viel mehr Acht darauf, sonderlich auf einem stolperichten und gefährlichen Wege und hält es so viel fleißiger in dem Zaum." Ein ander Mal will er dort S. 923 zur Veranschaulichung wieder im Bilde reden, aber das Bild will unter seinen ungeübten Händen nicht recht gerathen. „Nun hat das Fleisch," lesen wir hier, „nicht eigentlich das Gesetz selbst in sich geschwächt, indem es in seiner Natur unveränderlich ist, sondern an uns, weil es uns die Kräfte genommen hat, da wir es hätten halten sollen: wie eines medici Kunst an einem solchen Patienten geschwächet wird, der die Arznei nicht einnehmen und also davon nicht gesund werden kann, obwohl der medicus so geschickt darnach bleibet, als er zuvor gewesen, aber deßwegen an dem Kranken nichts ausrichten kann." Ein hübsches Bild finden wir in der zweiten Predigt über Joh. 3, 16 (Erste geistl. Schr. S. 44). „Wer Christum mit wahrem Glauben annimmt," heißt es hier, „der hat die höchste Freude in der Welt an ihm. Es geschicht ja in der Welt, wo ein großer Herr Einem eine goldene Kette, Bildniß, Gnadenpfennig oder etwas dergleichen geschenkt hat, daß derselbe darin pranget, er freuet sich desselben, zeiget es gern, redet gern davon, hört gern davon reden und trägt solches in seinen größten Ehren, und wenn er es nicht thäte, sondern achtete es nicht und legte es dahin, so würde es solchen Herrn verdrießen, er würde ihn der empfangenen Gnade nicht werth halten. Uns ist in Christo viel mehr geschenkt, als alle Kaiser schenken können. Daher will es sich erfordern, daß wir oft daran gedenken und bei uns betrachten, wie wir vor Gott so hoch geachtet seien." Auch mit Beispielen ist Spener außerordentlich zurückhaltend; was uns wundert, da er in der Geschichte sowohl der Völker als auch der adeligen Geschlechter — er war ja einer der ersten Heraldiker seiner Zeit — sehr wohl bewandert war. Nur gelegentlich kommt etwas derartiges vor; so in der ersten Predigt über Matth. 4, 1 (Erste geistl. Schr. S. 247), wo er an Alexander's Wort erinnert: „Alexander de paupertate securus sum, weil er Alexander sei, fürchte er sich nicht vor Armuth, er sei allzeit reich. Ist fast zu hochmüthig, indem er allerhand Unglück so wohl als ein gemeiner Mann unterworfen war. Jeglicher Christ aber kann billiger sagen:

Christianus de paupertate securus sum, weil ich ein Christ bin, kann ich nicht arm werden, ich hab viel oder wenig, bin ich allzeit reich." In der Glaubenslehre S. 847 erwähnt er den alten Juden Antigonus von Socho, welcher seinen Jüngern vorgehalten hat, „sie sollten sein wie die Knechte, die ihrem Herrn dienten, nicht daß sie etwas dafür empfangen würden, sondern als ob sie nichts dafür erwarteten, und sich allein die Furcht Gottes regiren lassen." Hin und wieder in den früheren Predigten, wie in der zweiten über Joh. 3, 16, in der ersten über Matth. 4, 3, in der andern über Matth. 15, 22 (Erste geistl. Schr. S. 84, 247 und 251) wird auf ein bekanntes Kirchenlied hingewiesen: in den späteren Predigten ist mir dergleichen nicht wieder vorgekommen.

Die Sprache in Speners Predigten ist nicht ganz rein von gelehrten, aus fremden Sprachen entlehnten Ausdrücken und von elsäßischen Eigenthümlichkeiten, sie ist ohne Reiz und Schmuck, ohne Schwung und Kraft. Die Sätze sind zu langathmig und werden durch Parenthesen noch mehr erbreitet, schleppend und einförmig. Eine Monotonie geht durch alle Predigten, eine trockne Verständlichkeit, eine langweilige Umständlichkeit. Spener hat diesen Mangel selbst tief gefühlt, aber er war unfähig sich in diesem Punkte zu verbessern. „Ich befleißige mich," schreibt er in den theologischen Bedenken 3, 656, „nach aller Möglichkeit, alles, was ich vortrage, deutlich, verständlich und einfältig vorzutragen, damit der Zweck möchte erhalten werden, und also, weil mein natürlicher stilus mit meinem Mißfallen etwas schwer, ich aber denselben leider nicht ändern kann, auf's wenigste ich immer mehr nach niederer Redensart als nach höherer zu bestreben, deßwegen niemal auf einige elegantias in phrasi nachzusinnen, sondern allemal zu concipiren, wie conceptus mentis es ungesucht mir suggerirte, obschon sahe, wie es elegantius und nach den Regeln oratoriae eingerichtet und mit dero floribus ausgezieret werden könnte." Wenn trotz dieser unbeholfenen und unschönen Sprache und Darstellung seine Predigten dennoch einen so tiefen Eindruck auf die Gemüther hervorbrachten und einen so großen Segen der evangelischen Kirche zuführten, so lag dieses ein Mal darin, daß das Geschlecht seiner Zeit die übertriebene Kunst in der Predigt, welche vielfach zur vollen Narrheit geworden war, endlich satt bekommen hatte und sich nach einem schlichten und klaren Vortrage mit Schmerzen sehnte, und zum andern darin, daß Spener

vas seinen Predigten an formeller Vollendung abging, reich=
berflüssig durch die Gediegenheit des Inhaltes derselben er=
Die biblische Lehre trug er, das muß selbst der Feind ihm
ide zugeben, rein und lauter vor; wenn wir jetzt auch an
Vortrage das schulmeisterliche Wesen, den Scholasticismus
echt rügen und zumal in der Glaubenslehre einer in's Popu-
bersetzten Dogmatik begegnen, wie z. B. die Predigt zu Judika
ottheit Christi regelrecht aus seinen göttlichen Namen, Eigen-
n, Werken und aus der göttlichen Verehrung erweist, die ihm
eil wird, so widersprach dieses doch weniger dem Geschmacke
Zeitgenossen. Die lutherische Kirchenlehre will Spener ver-
en: man wird ihm auch zugestehen müssen, daß er sich nirgends
Widerspruch, einen Abfall von der symbolischen Kirchenlehre zu
en kommen läßt: er glaubt Alles, was in den Bekenntniß-
n steht, und hält fest an dem Grundartikel von der Recht-
ng allein durch den Glauben. In der dritten Predigt über
8, 4 (Erste geistl. Schr. S. 711) beantwortet er die Frage:
mit der Rechtfertigung vor Gott hergehe, ganz korrekt: „sie
ht durch eine Zurechnung der Gerechtigkeit Christi", und fügt
„welches fleißig in Acht genommen werden muß, als das Herz
ihren Glaubens." Er unterscheidet dort (S. 712) auch ganz
echtfertigen und Heiligung von einander. „Rechtfertigen heißet
Menschen in den Stand stellen, daß, da er sonst seiner Sünden
verdammt sein müßte, er nun vor Gott bestehen, selig werden
n seinem Gericht losgesprochen werden kann. Solches Recht-
n ist nun gar etwas anderes als Heiligmachen oder Reinigen.
nachen heißt eigentlich im Gegensatz der Rechtfertigung, wo
durch den heiligen Geist einen Menschen mit einer solchen
erfüllet, daß er nun von Sinn und Herzen Lust zu heiligen
n hat, heilig ist und heilig thut: wo also die Heiligkeit eine
Tugend, Kraft und Wirkung ist, die in dem Menschen ist und
unimmt durch tägliche mehrere Schwächung der bei ihm noch
ichen Sünden und Wachsthum des in ihm gewirkten Guten."
reibt den guten Werken auch gut lutherisch keine rechtfertigende
zu, ausdrücklich erklärt er sich in der evangelischen Glaubens-
in der Predigt am elften Sonntag nach Trinitatis im Gegen-
u dem Papisten also S. 1043: „Wir Evangelische hingegen
aus göttlichem Wort, der Glaube mache uns so gar allein

vor Gott gerecht, daß alle guten Werke vor Gottes Gericht, ob sie wohl sonst ihre Gnadenbelohnung haben, dennoch nicht als eine solche Gerechtigkeit angenommen werden, daraus wir vor seinem Richterstuhl bestehen und selig werden müßten oder könnten. Wie wir denn sehen, daß alle guten Werke nicht dasjenige seien, woraus wir gerecht werden“ u. s. w. Nichts desto weniger aber können wir den orthodoxen Zeitgenossen Speners das feine, das Richtige treffende Gefühl nicht absprechen: Spener betont offenbar in seinen Predigten nicht so, wie es bei den Predigern in der lutherischen Kirche bis dahin die Sitte war, den hohen Artikel von der Rechtfertigung, die Heiligung ist der Kernpunkt in allen seinen öffentlichen Reden. Es ist somit durch ihn ganz sicher der Schwerpunkt der Predigt verlegt worden: es war nur ein sehr bedauerlicher Irrthum der Gegner dieses Mannes, daß sie in dieser Verlegung ein Attentat gegen den Artikel der Rechtfertigung anerkannten, mit welchem die lutherische Confession steht und fällt, und nicht einsehen wollten, daß eine alte, aber zum größten Schaden des christlichen Lebens so lange Zeit hintenangesetzte Wahrheit endlich ein Mal wieder zu ihrem vollen Rechte kam. Die bloße Predigt von der Rechtfertigung allein durch den Glauben bleibt, wenn sie mit Engelzungen auch geschieht, ohne Saft und Kraft, ohne Einfluß und Wirkung auf das Leben; wenn nicht die Predigt von der Heiligung hinzutritt, herrscht bei jener ausschließlichen Predigt der Tod in den Herzen und in den Gemeinden. Spener durchschaute den Zusammenhang und drang desto energischer, je mehr diese Mahnung verstummt war, auf die Heiligung, auf die Wiedergeburt des Herzens und des Lebens. „Eine gemeine Ursache,“ sagt er 1687 in der Vorrede zu der: Des thätigen Christenthums Nothwendigkeit und Möglichkeit: betitelten Predigtsammlung, „daß das Christenthum so rar ist, ist gewiß auch diese, daß die meisten Leute es entweder für nicht nothwendig oder nicht möglich achten: durch welche beiderlei Ursachen die Freudigkeit, sich nach demselben zu bestreben, schrecklich geschlagen wird. Was ist fast gemeiner, als daß man höret, wo man die Leute ihrer christlichen Pflicht und was dieselbe von ihnen fordert, erinnerte, daß sie entweder sich darauf berufen, es sei nicht eben nöthig also zu leben, sondern man könne vor Gott doch gerecht sein und bleiben und also selig werden, ob man schon nicht also lebe, denn sonst derjenigen, die selig würden, allzuwenig sein würden; oder daß man sich auf die

nöglichkeit bezeucht und wie wir Menschen wegen unserer Schwach-
: nicht vermöchten also zu leben, wie man das Christenthum be-
:eibe. Beide diese Entschuldigungen aber machen nicht nur allein
: Menschen zu dem Guten träge, sondern heben gar allen Fleiß
Guten mit einander auf, wie man in der Erfahrung genug
ht. Hingegen, wofern diese beiden Schlafkissen, die eingebildete
möglichkeit und daß es nicht ebenso nothwendig sei, den Leuten
zogen werden, so muß entweder ein mehrerer Eifer erweckt werden,
3 für nothwendig und möglich erkannte Gute auch wirklich zu thun,
:r aber man muß sich schlechterdings aller Hoffnung der Seligkeit
jeben." Spener wendet sich aber in seinen Predigten nicht nur
jen diese, welche die Heiligung für überflüssig und für unmöglich
jahen, sondern auch gegen die, welche in dem Wahne standen, daß
schon geheiligt seien, und, weil sie die äußeren Formen des Christen-
ms beobachteten, sich für wahrhaft wiedergeborene Christen hielten.
versäumt es in keiner Predigt diesen Sichern den Puls zu fühlen
d jenen Thoren den Staar zu stechen. Er stellt fort und fort
3 Gebot hin: du mußt dich heiligen! und dringt fort und fort
t der Frage auf die Gewissen ein: hast du dich geheiligt? Ein
ßprediger nach dem gewöhnlichen Zuschnitt ist Spener durchaus
ht: ihm fehlt Alles, um Massen in Bewegung zu setzen, um die
antasie zu erhitzen, um die Gemüther zu erschüttern. Mosheim
:eibt in seiner Anweisung, erbaulich zu predigen, Erlangen 1763,
84 ganz richtig von ihm: „Er war kein Redner, welches alle die
ugen, so ihn gehört haben; aber weil er erbaulich redete, leicht,
lich und ordentlich die Wahrheiten erklärte, und sie recht an das
:z der Menschen zu legen suchte, so waren seine ungekünstelten
:digten doch beliebt, so trocken und unangenehm auch sein Vortrag
:." Speners äußerer Vortrag ließ also viel zu wünschen übrig,
sprach ruhig und gemessen; sein Gedächtniß war ungemein stark,
brauchte das längste Predigtconcept nur drei Mal durchzulesen
hielt dann die Predigt wörtlich genau; seine Einbildungskraft
: unfruchtbar, sie schmückt seine Rede nicht mit lebhaften Schil-
ungen, mit anmuthigen Bildern, mit veranschaulichenden Gleich-
en; sein Geist war nicht tief angelegt und zu geistvollen, umfassenden
erblicken befähigt; er war ängstlich, kleinlich von Haus aus. Er
te nie mit großen, mächtigen, überwältigenden Gedankenreihen auf
Schlachtfeld und ließ nie den Himmel mit der Hölle sich um die

Seele des Menschen streiten, er rechnete in seinen Predigten nur mit kleinen Zahlen, löste die großen Wahrheiten, mit denen die Schrift handelt und wirkt, mit kaltem, scheidendem Verstande in ihre Elemente auf, er zersetzte und legte gern Alles mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, um ja recht klar und deutlich zu sein, aus einander, wodurch so leicht die Kraft der Rede und die Wirksamkeit der Wahrheit den Todesstoß erhält und der Hörer auf die schrecklichste Weise hingehalten wird: ich erinnere nur daran, daß er in nicht weniger, als sage, sechsundsechszig Predigten „Den hochwichtigen Artikel von der Wiedergeburt, dero Ursachen, Mittel, Art, Pflichten, Würden, Kennzeichen und übrigen dahingehörigen Materien“ — das Werk erschien Frankfurt 1695 im Druck — auf die Folterbank spannte. Allein man merkte unter diesem so wenig schönen Gewande ein Herz schlagen, welches mit dem eigenen christlichen Glauben und Leben Ernst machte und welches um das Seelenheil seiner Nächsten in treuer Liebe auf das Höchste besorgt war. Spener war kein geborner Redner, kein mit hervorstechenden Naturanlagen begabter Prediger, und doch nimmt er in der Geschichte der Predigt eine hervorragende Stellung ein: wenn irgend einer, so hat er den alten Spruch als Wahrheit erwiesen: pectus est, quod facit disertos.

Johann Lorenz von Mosheim.

So trefflich in ihrer Art auch die Predigtweise Speners war, so ließ sie doch schon zu ihrer Zeit manches zu wünschen übrig, nd in der Folge ward das Gefühl und die Erkenntniß immer all- meiner und tiefer, daß es so nicht mehr weiter gehen könne. An m Inhalte der Spener'schen Predigten fand der Freund des Evan- liums und der Kirche nichts auszusetzen; nach dieser Seite waren ohne Tadel: aber die Form derselben genügte je länger desto niger. Diese Predigten ermangelten der inneren Einheit wegen s selbstständig gemachten Eingangs, den man exordium fixum nnte, bildeten kein abgeschlossenes, abgerundetes Ganze; die Sprache ar nicht rein und schmuck, nicht glatt und gewandt, die Darstellung ar monoton und schleppend, ohne Feuer und Leben. Unter den änden der Schüler Speners, der Pietisten, ward die Predigt im roßen und Ganzen nicht besser: A. H. Francke, G. Arnold, . J. Rambach hatten wirklich rednerische Begabung und übertrafen ren Meister, aber die Mehrzahl der pietistischen Prediger verwandte uf die Predigt keinen besonderen Fleiß, sie ließ sich von dem Geiste eiben, d. h. sie ließ sich form- und regellos gehen und betrachtete ie Predigt als eine Herzenserleichterung, als einen Gefühlserguß. Seelenzustände wurden am Liebsten dargestellt und ausgemalt: die roßen Heilsthaten, die ewigen, objektiven Grundwahrheiten mehr nd mehr hintenangesetzt. Der Pietismus half dadurch wider Willen em Deismus und dem Materialismus, mit einem Worte dem anti- hristlichen Geiste eine Bahn brechen. Von England kam der Deis- mus herüber, jene Anschauung, welche der wahren Religiosität den odesstoß unvermerkt versetzt, denn mit einem Gotte, welcher ab-

gewandt von dieser Erde, unbekümmert um die Geschicke seiner, auf eigene Beine gestellten, Geschöpfe lebt, kann der Mensch unmöglich eine herzinnige Gemeinschaft, einen lebendigen, persönlichen Verkehr pflegen. Wie eine Seuche griff dieser Deismus in den anständigen Kreisen der Gelehrten und Gebildeten um sich. Der Materialismus hält von Frankreich her seinen siegreichen, mit blendendem Witze und geschmackvollem Geistreichthume prunkenden Einzug in Deutschland. Von den Höfen aus verbreitete sich diese Stickluft in den hohen, vornehmen Kreisen der Gesellschaft. Dieser Materialismus, welcher die Grundvoraussetzungen aller Gottesfurcht, selbst der deistischen, über den Haufen stößt, hatte das Gespött über alle Wahrheit und den Hohn über alle gute Sitte in seinem Gefolge. Diesen Mächten, welche mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in unser Vaterland eindrangen, mußte die Predigt entgegentreten, wenn die Kirche nicht das Christenvolk in die Hände dieser Feinde des Glaubens verrathen wollte. Allein die Predigt hatte neben dieser materiellen Aufgabe auch noch eine formale zu lösen. Der Genius der deutschen Sprache, welcher das siebzehnte Säkulum hindurch in Sack und Asche hatte trauern müssen, daß der mächtige Aufschwung, welcher im Reformationszeitalter erfolgt war, so spurlos vorübergegangen sei, regte um jene Zeit wieder merklich seine Schwingen. Man mag über den alten Gottsched als einen Schulpedanten lachen, den unbestrittenen Verdienst hat er doch, daß er die Sprache säuberte und reinigte; fehlte es ihm auch noch sehr an dem feinen Geschmack wie an der originellen Fülle des Geistes, so kündigte sich doch schon in Lessing's ersten Schriften die neue klassische Periode unsrer Litteratur an. Die Predigt, welche bei Spener noch das geschmacklose Gewand ihrer Zeit getragen hatte, mußte, wenn sie nicht dem allgemeinen Gelächter anheimfallen wollte, diesen Fortschritt mitmachen, sie mußte alle Culturelemente in sich aufnehmen. Der Mann, welcher nach Gottes Rath die Predigt in der evangelischen Kirche auf die Höhe seiner Zeit und gegen die feindlichen Mächte seiner Zeit erfolgreich führen sollte, ist Mosheim gewesen.

Mosheim wurde 1693 oder 1694 den 9. Oktober zu Lübeck geboren. Sein Vater hieß Ferdinand Sigismund Freiherr von Mosheim, er war katholisch und hatte nach einem wechselvollen Leben als englischer Offizier in der alten Hansestadt sich niedergelassen, ließ aber den Sohn in dem Glauben seiner Mutter, in der lutherischen

Lehre, erziehen. Ueber der Jugend dieses großen Mannes liegt ein Schleier, den auch Lücke (vgl. dessen narratio de J. L. Moshemio. 1837) nicht mehr hat lüften können; er redete nicht gern in seinem Alter von ihr. Wir wissen nur, daß er in Lübeck das Gymnasium durchmachte, hernach in Holstein bei adeligen Herrschaften hofmeisterte und endlich die Universität Kiel bezog. Zu schriftstellern und zwar in lateinischer und deutscher Sprache begann er schon 1716, 1718 ward er Magister, 1719 Assessor in der philosophischen Facultät; er las über Logik und Metaphysik. Sowohl durch seine akademischen Vorträge, als auch durch die Predigten, welche er für seinen väterlichen Freund und Lehrer, den bejahrten Kieler Pastor und Professor zum Felde, erst freiwillig, dann von der Gemeinde zum ständigen Vikar erwählt, hielt, lenkte er die Augen auf sich. Einem Rufe nach Duisburg als Professor der Geschichte und Beredsamkeit konnte er nicht folgen, da er nicht reformirt war; einen Ruf nach Upsala als Professor der alten Sprachen und der Geschichte mochte er nicht annehmen; einem Rufe zur dänischen Gesandtschaftspredigerstelle zu Wien wollte er eben nachkommen, als er am Abend vor seiner Abreise eine Berufung zu einer theologischen Professur in Helmstädt erhielt. Freudig nahm er an: er brachte diese ehrwürdige Stiftung des Herzogs Julius von Braunschweig zu neuer, nie dagewesener Blüthe. Seine Vorlesungen, welche sich nicht bloß auf die Kirchengeschichte — er heißt nicht mit Unrecht der Vater der neueren Kirchengeschichtsschreibung — beschränkten, sondern sich fast über alle Felder der Theologie — neutestamentliche Exegese, Dogmatik, Polemik, Moral, praktische Theologie — erstreckten, zogen Studenten aus allen Ländern nach dem kleinen Helmstädt, ubi Moshemius, hieß es allgemein, ibi et academia. Zum Predigen*) war er nicht verpflichtet, er wollte es auch, wie er selbst in der Vorrede zum letzten Bande seiner heiligen Reden S. 6 sagt, in seinem neuen Amte ganz unterlassen, „überzeuget, daß die geistliche Beredsamkeit zu dem Pfunde, das mir der Herr anvertrauet, nicht gehörete.“ Allein die braunschweigischen Herrschaften, welche ihn mit Ehren und

---

*) Ich citire Mosheim's Predigten, die in sechs Theilen erschienen sind, so: Bd. 1 in der fünften 1734 erschienenen Auflage; Bd. 2 nach der vierten Auflage von 1735; Bd. 3 nach der dritten von 1737; Bd. 4 von 1736; Bd. 5 und 6 von 1739.

Würden überhäuften — 1726 ward er zum Kirchen- und Consistorialrathe und zum Abte des Klosters Marienthal, 1727 dazu noch zum Abte des Klosters Michaelstein, 1729 zum Oberaufseher sämmtlicher Schulen und später zum Generalsuperintendenten des Fürstenthums Blankenburg ernannt — drängten ihn, er mußte, trotzdem, daß seine Stimme von einer jüngst erst überstandenen Krankheit noch „unrein und rauh" war und „das Feuer der Natur" eben nur noch „glimmte", die Kanzel wieder besteigen und erntete bei hoch und niedrig einen ganz außerordentlichen Beifall. Die verschiedenen Glieder des Hauses Braunschweig entboten den Kanzelredner, welchem in ganz Deutschland kein Gleicher zur Seite stand, gern zu ihrem Hoflager: so predigte er immer unter dem größten Zulaufe des Volkes, so daß man, wie erzählt wird, Militair an den Kirchthüren aufzustellen sich mehrfach genöthigt sah, wiederholt zu Braunschweig, zu Bechelde, Blankenburg, Wolfenbüttel. Er hielt auch öfters in Helmstädt einen akademischen Gottesdienst. Mosheim war also recht eigentlich ein Gelegenheitsprediger, ein Hofprediger, was bei der Beurtheilung seiner heiligen Reden nicht außer Acht zu lassen ist. Der berühmte Mann erhielt manchen lockenden Ruf, aber er mochte von Helmstädt nicht abziehen: schließlich entschloß er sich doch als Professor der Theologie und Kanzler der Universität 1747 nach Göttingen überzusiedeln. Er wurde hier aber seines Lebens nie recht froh; er war mit Geschäften so überhäuft, mit wissenschaftlichen Arbeiten so überladen, daß er die Kanzel in Göttingen nicht wieder betreten zu haben scheint. Er starb dort nach langer, schmerzlicher Krankheit, aber heiter und geduldig, 1755 den 9. September.

Mosheim*) begnügte sich nicht, die Predigtkunst durch sein Vorbild zu lehren, er hat „Anweisung erbaulich zu predigen" in vielfältigen Vorlesungen gegeben. Er selbst kam nicht mehr dazu, diese Vorlesungen herauszugeben; sein Schwiegersohn, der Professor von Windheim zu Erlangen, hat dieses 1763 gethan. Ich stelle nach dieser Schrift, deren Authentie sich durch die Vorreden und Briefe controliren läßt, die Mosheim seinen heiligen Reden einverleibt hat,

---

*) Vgl. über Mosheim im Allgemeinen Henke's schönen Artikel in Herzog's Realencyklopädie, über ihn als Prediger Sack's Geschichte der Predigt, Hagenbach's Vortrag in Gelzer's Monatsblättern. 1865. Bd. 2, 228 ff.

e Grundanschauungen dieses größten Kanzelredners seiner Zeit kurz
sammen.

„Eine Predigt ist eine Rede, worin nach Anleitung eines Stückes
er heiligen Schrift eine Versammlung solcher Christen, die schon
t den Gründen der Religion unterwiesen ist, theils in der Erkennt-
iß soll befestigt, theils zum Fleiße in der Gottseligkeit erwecket und
rmuntert werden.“ (S. 1.) „Diese Absichten einer Predigt nennen
ir in der gemeinen Sprache mit einem Worte die Erbauung.“
(S. 13.) „Hieraus fließt zuerst die Hauptregel: es müssen keine
ndern Sachen auf der Kanzel vorgetragen werden, als solche, die
ur Erbauung etwas beitragen können, und alles dasjenige, was zur
Erbauung dienen kann, muß auf eine solche Art und Weise vor-
etragen werden, wie es der Zustand der Personen zugibet, die da
ollen erbaut werden.“ (S. 109 f.) „Die Erbauung gehet beide
kräfte der Seele an, den Verstand und den Willen. Die Wahr-
eiten der Gottseligkeit gehören zusammen und der Wille kann un-
töglich gewonnen werden, wenn der Verstand nicht vorher ist er-
uchtet worden. Hieraus folgt diese unwidersprechliche Regel: ein
nger Prediger muß seine Predigt auf eine solche Weise einrichten,
aß sowohl der Verstand erleuchtet, als der Wille erweckt und ge-
ührt werde. Es ist also unrecht, ob es gleich gewöhnlich ist, daß
iner dem Verstand allein, oder dem Willen allein prediget.“
S. 114 f.) „Dem Verstande predigen begreifet aber zweierlei:
) dem Verstand einen vollständigen und reinen Begriff beibringen
nd ihn unterrichten; 2) den Verstand überzeugen oder ihn durch
üchtige Beweisthümer überführen, daß der Unterricht wahr sei, den
nan ihm gegeben hat.“ (S. 120.) „Wir müssen und können nur
ine oder etliche Wahrheiten in einer Predigt vortragen und ab-
handeln, damit wir den Verstand auf etwas Gewisses richten.“
(S. 127.) „Die Lehren, wovon der Verstand unterrichtet und über-
eugt werden soll, sind die Wahrheiten, die zur Seligkeit zu wissen
öthig sind. Die übrigen Dinge also, die keinen Einfluß in die
Erbauung haben, bleiben weg. Allein, da wir oft vermuthen können,
aß in den Gemüthern derer, die uns hören, Hindernisse vorhanden
nd, die dem Unterrichte in der Glaubens- und Lebenslehre im
Wege stehen, so ist es auch nicht verboten, zu gewissen Zeiten die
Wahrheiten der natürlichen Religion abzuhandeln, und die Wahr-
eiten der Religion selber mit guten Gründen zu beweisen.“ (S. 130 f.)

„Die Form des Unterrichtes theilt sich ein in die äußerliche und innerliche. Jene, oder die äußerliche, ist die Schreibart oder der Stil, in dem wir reden. Diese, oder die innerliche, ist die Erklärung der Sachen selbst. Da wir nun durch unsre Reden unterrichten wollen, so folgt, 1) daß die Schreibart der Prediger klar, deutlich und verständlich sein müsse; 2) anständig und der Hoheit und Wichtigkeit der Sache gemäß; 3) lebhaft und so vielen Zierrath an sich habend, als die Klarheit und Deutlichkeit vertragen und dulden kann. — Man sieht hieraus also, 4) daß man in derjenigen Schreibart reden müsse, die in dem gemeinen Leben unter den Vernünftigen und Klugen gebräuchlich ist und daß diese Schreibart in so weit ausgeschmückt werden müsse, als es die Absicht unserer Predigt und der Zustand der Zuhörer leiden kann.“ (S. 137 f.) „Zu der innerlichen Form der Unterweisung gehören zwei Dinge: I. Die Erklärung der Wahrheiten, die dem Verstande der Zuhörer sollen einverleibt werden; II. die Erläuterung derselben. Bei der Erklärung muß auf zwei Dinge gesehen werden: 1) auf die Ordnung des Vortrags; 2) auf den Vortrag selbst. — Der Vortrag selbst muß viel freier und weitläuftiger sein als derjenige, dessen man sich in den Lehrbüchern bedient.“ (S. 148 f.) „Die Erläuterung der vorgetragenen Wahrheiten geschiehet theils durch Gleichnisse, theils durch Exempel, theils durch anderer Gelehrten und Verständigen Aussprüche. Die letztere Art der Erläuterungen haben wir in unsern Zeiten von den Kanzeln weggeschafft. Die beiden ersten sind schriftmäßig.“ (S. 156.) „Die Ueberzeugung des Verstandes ist das andre Stück der Erbauung desselben. Es ist allerdings auf der Kanzel eine Ueberzeugung nöthig und diese Ueberzeugung muß durch gute Gründe und unumstößliche Beweisthümer geschehen. Diejenigen, welche meinen, daß es nicht nöthig sei, auf der Kanzel zu beweisen, oder welche dafür halten, daß es gleichviel sei, was man für Gründe und Beweisthümer gebrauche, verstehen weder die Natur der Religion noch die Beschaffenheit des menschlichen Verstandes. Unter den Beweisthümern aber, die auf der Kanzel theils aus der Schrift, theils aus der Vernunft hergenommen und gebraucht werden, stehen die Schriftstellen obenan. Bei diesen muß man merken: 1) daß nicht gar zu viele müssen gebraucht werden; 2) daß man diejenigen wählen müsse, die vor andern klar und wichtig sind; 3) daß man kurz dasjenige, was etwa in den Schriftstellen dunkel ist, erklären müsse.

Die Vernunftbeweise sind nicht ganz und gar untersagt, allein man muß erstlich solche Vernunftbeweise wählen, die den Begriffen ungelehrter Leute gemäß sind; zweitens diese Vernunftbeweise müssen nicht nach den Regeln und in der Form der philosophischen Demonstrationen, sondern auf eine solche Art vorgetragen werden, wie es die Natur einer Rede verstattet und mit sich bringt.“ (S. 163 f.)

„Der andere Hauptzweck der Predigt ist, den Willen zu erbauen und zu bessern. Der Wille wird erbaut, wenn entweder in demselben ein guter Vorsatz aufgerichtet oder der gute Vorsatz, der bereits vorhanden ist, gestärkt wird. Der Vorsatz, den ein Prediger aufrichten will, ist die Bekehrung, oder der Entschluß, sich bekehren zu lassen; und der Vorsatz, den er stärken will, ist die Heiligung, oder der Entschluß, sich immer eine größere Fertigkeit zu erwerben, Gott zu lieben und ihm zu gehorsamen. — Eine blinde Bewegung des Willens ist von keiner Dauer und ist ein Kunststück der Gaukler und Komödianten. Eine vernünftige Bewegung des Willens geschieht durch Gründe und Ursachen, die der Verstand begreift und für gültig erkennet. Diese ist ein Kunststück einer weisen und verständigen Beredsamkeit, und die Bewegung ist dauerhaft und bleibet, so lange der Verstand die Wahrheiten behält, wodurch der Wille ist bewogen worden.“ (S. 176 ff.) „Aus den allgemeinen Erfahrungen fließen die folgenden Regeln: 1) Ein Prediger, der den Willen erbauen will, muß bei sich selber sein, alle Kräfte seines Geistes sammeln und so lebhaft, als es ihm möglich ist, diejenigen Wahrheiten vorstellen, wodurch er in dem Willen einen guten Schluß aufrichten will. 2) Da diejenigen, die selber bewegt sind, am allerlebhaftesten zu reden pflegen, so muß derjenige, der den Willen erbauen will, selber bewegt und gerühret sein. 3) Der Prediger, der den Willen erbauen soll, muß sich bemühen, diejenigen Dinge, die da rühren und bewegen sollen, gleichsam abzumalen, oder durch deutliche Beschreibungen und Abbildungen vorzustellen, damit er eine Gemüthsbewegung oder einen Affekt erregen möge. 4) Da alle besonderen guten Entschließungen des Willens in den allgemeinen Schlüssen der Buße, des Glaubens und der Heiligung ihren Grund haben, so müssen alle besonderen Schlüsse zu den Hauptschlüssen Buße und Liebe zurückgeführt werden, oder es muß stets Buße, Glaube und Heiligung bei allen besonderen Ermahnungen gepredigt und verkündigt werden.“ (S. 182 f.) „Die Bewegungsgründe,

wodurch der Wille erbaut werden soll und muß, sind entweder Wahrheiten der Schrift oder der Vernunft, die auf unser Glück und Unglück zielen, oder es sind Exempel und Beispiele." (S. 188.) „Ein Prediger muß alle diejenigen Mittel anwenden, die dem schwachen und blöden Verstande der meisten Zuhörer, die ihrer natürlichen Unachtsamkeit, die ihrem schwachen Gedächtniß und die ihrer natürlichen Trägheit und Schläfrigkeit auf eine geschickte Weise zu Hülfe kommen können." (S. 194 f.)

Mosheim hat bekanntlich seine Predigten unter dem Titel: „Heilige Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Jesu Christi" herausgegeben: er hat diese Bezeichnung „Heilige Reden" nicht um deßwillen gewählt, daß er in diese Sammlung einige Einführungsreden aufgenommen hat, sondern um gleich von vornherein jedermann kund zu thun, daß er die Predigt als ein Kunstwerk, als ein Produkt der geschulten Beredsamkeit sich denkt. Hauptsächlich den Pietisten gegenüber verficht er seine Ansicht, wie umgekehrt auch von diesen die Anklage gegen ihn ausging, daß er fremdes Feuer auf dem Altare des Herrn entzünde. Schon in der Vorrede zu dem ersten Theile der heiligen Reden kommt Mosheim auf diesen Punkt zu sprechen. „Ich bin überführt," schreibt er hier, „daß man nirgends mehr Ursache habe, die Kräfte des Geistes anzuwenden, als in den Dingen, die zur Ermunterung in der Gottseligkeit gehören. Ich nehme die Schriften aus, die zum Unterrichte der Einfältigen verfertigt werden. Unser Verderben treibt uns ohnedem genug, die Sachen zu lesen, die die Thorheit und die Geschäfte dieser Erden vorstellen, wenn ihnen gleich Ordnung und Zierrath fehlt. Ein Buch, das die Händel und Vortheile der Welt abbildet, findet immer seine Liebhaber, es mag wohl oder übel geschrieben sein. Die Wege des Heils haben so viel angenehmes für die Natur nicht. Der größte Haufe sieht die Betrachtung derselben als ein Joch an, welches man nicht ganz abwerfen, doch auch nicht beständig tragen darf. Die Klugen dieser Erden urtheilen oft so einfältig, daß sie den Werth der Sachen nach dem Vortrag abmessen, und die edelsten Lehren verachten, weil sie übel eingekleidet sind. Sind wir nicht schuldig, die wir Wahrheit und Gottseligkeit unterhalten sollen, dieser Unart, so viel möglich zu begegnen und dahin zu sehen, daß unsre Reden lieblich und mit Salz gewürzt seien? (Col. 4, 6.) Es ist wahr, das Wort Gottes hat stets eine lebendige Kraft, die Herzen zu

rühren. Aber diese Kraft kann doch da nicht wirken, wo die Unachtsamkeit ihre Wohnung hat. Und was ist denn geschickter, diesen Fehler wegzunehmen, als ein Unterricht, der zierlich, geschickt und vernünftig abgefasst wird? Paulus sagt, seine Predigt sei nicht gewesen in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, 1. Cor. 2, 4. Ich will zugeben, daß diese Worte den Verstand haben, Paulus habe in seinen Reden auf nichts weniger denn Beredsamkeit gesehen. Aber man unterscheidet die Zeiten nicht, wenn man daraus schließen will, es sei nicht erlaubet, geistliche Sachen auf eine muntere und beredte Weise vorzutragen. Ich rede von der wahren und ungeschminkten Beredsamkeit, die mit der Einfalt in Christo bestehen kann. Paulus hat eine größere Gabe, die Schläfrigen zu erwecken, als wir alle. Das war die Gabe Wunder zu thun, die er gleich darauf den Beweis des Geistes und der Kraft nennet. Wir würden ebenfalls auf keine Kunst und Ordnung denken dürfen, wenn es Gott gefallen hätte, diese Kraft auf uns fortzupflanzen. Jetzt sind wir schuldig, mehr die Oerter Pauli uns zur Richtschnur vorzustellen, da er sagt, er sei allen allerlei geworden, auf daß er alle gewinnen möchte (1. Cor. 9, 19), als diejenigen, da er die außerordentliche Gnade beschreibt, die seinem Amte beigelegt war."

Trotz dieser Vorrede blieb die böse Nachrede nicht aus. Mosheim fand sich veranlaßt, dem zweiten Bande seiner heiligen Reden einen Brief anzuhängen, in welchem er sich unter Anderm über den Vorwurf ausläßt, den man ihm gemacht hatte, daß seine „Gedanken nach oratorischer Gelehrsamkeit wahrscheinlich genug abgefasset" seien. Er entgegnet: „Ich weiß von keiner oratorischen Gelehrsamkeit in den oft benannten Gedanken. Ich habe geschrieben, wie sich die Gedanken natürlich meinem Verstand vorgestellt haben. Die mich kennen, wissen, daß ich nicht geschickt bin, lange auf Schmuck und Zierrath zu denken, wenn ich sagen soll, was ich glaube oder denke. Mein Fleiß hat nicht mehr Theil daran, als daß ich mich von Jugend auf durch eine stetige Uebung beflissen, ohne Verwirrung zu denken und ordentlich meine Meinungen vorzutragen. Ich glaube, daß dieß die Pflicht aller Menschen und insonderheit derjenigen sei, die sich zu Lehrern wollen gebrauchen lassen." (S. 251 f.) „Ich bin überführet," spricht er weiterhin (S. 252 f.), „daß die meisten Menschen, die für und wider die Beredsamkeit reden, nicht eigentlich die Bedeutung von diesem Worte verstehen. Man lobt an der

einen Seite den großen Nutzen der Beredsamkeit: und man wirft durch seinen Unterricht zuweilen das Lob selbst um, welches man der Beredsamkeit gegeben. Man häuft eine Menge von mageren Befehlen, die nichts weiter lehren, als wie man mit Unverstand für verständig könne gehalten werden und deutliche Lehren in dunkle Sprichwörter und hochtrabende Redensarten einhüllen möge. Man heißt beredt sein, wenn man Räthsel spricht und hält's für schön, wenn der Zuhörer am Ende gesteht, daß er den Redner nicht verstanden habe. Man schmählet an der andern Seite auf die Beredsamkeit und hat keine andre Beschreibung davon in dem Kopfe, als die man aus dem Gehör und Lesen etlicher ungerathener Reden gesammelt hat. Man sagt, Jesus und die Apostel hätten die Beredsamkeit vermieden. Ein Knecht Christi müsse den Fußtapfen seines Meisters folgen. Es sei daher nicht erlaubt, die Wahrheiten des Glaubens beredt vorzutragen. Und man unterscheidet weder die Zeiten noch die Arten der Beredsamkeit. Große Uebereilung, die man mehr bewundern würde, wenn man's nicht gewohnt wäre, daß die Menschen zuweilen große Anklagen auf einen Mißverstand gründeten und Sachen bestritten, die sie nicht kennen. Beredsamkeit ist eine Gabe, seine Gedanken klar, ordentlich und mit solchen Worten vorzutragen, die sich zu der Sache schicken, davon man schreibet oder redet. Man kann diese Gabe von Natur haben. Man kann viel davon durch Fleiß und Uebung erlangen. Alle Menschen aber sind verbunden darnach zu streben. Denn ein dunkler und unrichtiger Vortrag verwirret die Gemüther und stiftet Unruhe und Unglück in der Welt. Die Lehrer müssen insonderheit bedacht sein, nach dem Maß, das der Herr ihnen verliehen, zu dieser Geschicklichkeit zu gelangen."

Mosheim weiß recht gut, daß es eine falsche und eine wahre Kunst der Rede gibt: jene verwirft er unbedingt, diese kann er nur den Freunden und Vertheidigern der Wahrheit auf das Wärmste anempfehlen. „Was sind Künste der Redner?" So heißt es in dem eben schon angezogenen Sendschreiben 2, 262, weiter unten. „Das Wort ist weitläufig und die Frage kann viel oder wenig bedeuten, nach dem dasselbe genommen wird. Ich denke nicht, daß man durch diese Künste, die Arten sich auszudrücken, die man Figuren nennt, Bilder, Gleichnisse, Redensarten und dergleichen Dinge versteht. Man kann nichts von dergleichen Dingen nennen, davon man nicht

liche Exempel aus den Schriften der Propheten und Apostel
vorbringen kann. Und wer sieht nicht, daß der Sache damit
ts abgehe, ob man schlechtweg sagt: ihr müßt eure Lüste tödten,
: ob man diese Erinnerung in eine Frage bringet und nach Pauli
mit einem Gleichniß auszieret? Künste der Redner werden
nach gewisse Wege sein, deren man sich zuweilen bedient, kleine
hen zu vergrößern und große zu verkleinern und den Zuhörer durch
che Schlüsse und unnütze Worte einzunehmen. Alle unnöthige
schweife, alle hohe und unverständliche Worte, so die Sachen
echt vorstellen, alle unrichtige Schlüsse, alles unverständliche
ielwerk der Worte und Gedanken wird zu diesen Künsten gehören.
m ist überführt, daß dergleichen Dinge die Einfalt Jesu Christi
etzen und den Knechten des Heilandes nicht geziemen. Die Redner
er Erden müssen oft an diese Thorheiten gedenken, um Menschen
h Wind und Rauch zu gewinnen, die sie durch Beweisthümer
t einnehmen können. Wir können diese Künste verachten, weil
ein Wort verkündigen, welches ohnedem Kraft genug hat, in
len zu bringen, die den Eigensinn niederlegen wollen. Und man
diget, wenn man den Kindern der Welt Gelegenheit gibt, die
re unseres Heilandes mit einer weltlichen Wissenschaft zu ver-
chen." Alle Ziererei ist dem heiligen Redner auf den Tod zu-
er, jeder soll reden so, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, keiner
er Natur Gewalt anthun, jeder soll mit seinem eigenen Vermögen
e Rede schmücken, keiner schmücke sie und sich mit fremden Federn.
der langen, lesenswerthen Vorrede zu dem sechsten Bande der
igen Reden lesen wir also (S. 44 f.): „Es ist erlaubt, das Feuer
es Geistes durch das Lesen solcher Leute, die zierlich, lebhaft und
enehm geschrieben, zu erwecken: allein es ist böse und unver-
ftig, die Geschicklichkeit eines Anderen zu seinem Gesetz zu machen
seine eigene Natur zu plagen, daß sie der Natur und der Fertig-
eines Andern gehorche. Und noch thörichter ist es, aus der
e eines Andern allerhand Wörter und Redensarten, die Zeichen
s reinen und fähigen Geistes sind, zu sammeln, um seine eigene
e damit aufzuputzen. Eine Rede, die mit solchen geborgten
rathen geschmückt ist, siehet in den Augen der Verständigen einem
tlermantel gleich, den man hie und da mit güldenem Stücke
: einem feinen und schönen Tuche besetzt hat. Unter allen Arten

der Dienstbarkeit ist keine einem Menschen unanständiger, als die Knechtschaft des Verstandes und des Witzes."

Wer die Gabe der Rede hat, der bediene sich ihrer zur Ehre des Herrn in der rechten Weise. „Ein Diener des Heilandes," heißt es 2, 264 f., „der die Gabe hat, deutlich und ordentlich seine Gedanken vorzutragen, hat nicht Ursache, auf mehr Zierrath zu denken. Man ist nie beredter, als wenn man den Spuren einer Natur folget, die ohne besondere Fehler ist. Der Herr hat andere Knechte, die von ihm das Pfund einer größeren Beredsamkeit empfangen haben. Man thut genug, wenn man mit seiner eigenen Gabe wuchert. Sind Fehler da, weiß man seinen eigenen Gedanken nicht die rechte Stellung zu geben, ist man nicht geschickt, die nöthigen Worte zu finden, kann man keine leichte und angenehme Ordnung treffen, so muß Fleiß und Uebung der Schwäche der Natur zu Hülfe kommen. Sollten wir nicht, die wir unseren Heiland lieben, uns auf's Aeußerste befleißen, seine Befehle so abzufassen, daß sie den Unbekehrten keinen Ekel erwecken, da man so viel Sorgfalt braucht, die Lehren der Welt nach dem Begriff und Geschmack eines Jeden vorzustellen? Wie ein unverständiger Koch die schönsten Speisen durch eine abgeschmackte Brühe verderben kann, also kann ein ungeschliffener und übelgerathener Vortrag der edelsten Wahrheit die Kraft benehmen. Der schärffste Pfeil wird unnütz, wenn man die Spitzen in Lumpen wickelt. Und der heiligste Satz kann unkräftig werden, wenn man ihn in Redensarten hüllet, die halbe Räthsel bedeuten können, und in einer Ordnung vorträgt, die der Natur der Sache entgegen ist. Aber wehe uns, wenn die Gerechtigkeit des Höchsten uns einmal beschuldigen kann, daß durch unseren Unverstand der Lauf des Evangeliums gehemmt und durch unser ungeschicktes Wesen die heiligste Lehre in den Seelen der Ungläubigen verfinstert worden! Keine Zeiten erfordern mehr Behutsamkeit und Klugheit in geistlichen Schriften und Reden, als die unsrigen."

Mosheim ist ein Kirchenhistoriker erster Größe: sein scharfes Auge durchdringt aber nicht bloß die Zeiträume, welche hinter ihm liegen, er kennt auch die Zeit, in welcher er lebt und nach Gottes Ordnung wirken soll, sehr genau. Hören wir, wie er sie in seinen heiligen Reden darstellt.

„Ich weiß nicht, meine Brüder," spricht er 1, 197, „wenn ich unsere Tage betrachte, ob ich sie Tage des Lichtes oder der Finster-

ß nennen soll. Wir glauben weit schärfer zu sehen, als unsere
orfahren. Wir meinen allen Wissenschaften ein weit größer Licht
geben zu haben. Wir bilden uns ein, die Vernunft sei zu keiner
eit mehr gereinigt worden, als zu der unsrigen. Dieser Ort ist
cht dazu gewidmet, daß wir diese Meinung bestreiten. Laßt es
in, daß wir uns in einigen Dingen vom Aberglauben befreit, in
deren richtigere Wege getroffen. Allein auf der anderen Seite
ıt sich unter dem Vorwande des Lichtes und der Vernunft der
nglaube in die Seelen Vieler gedrungen. Man meint, es sei
harfsinnig und weise, alles das zu bestreiten, was den Namen vom
bottesdienste hat. Man ist so kühn, die allerheiligsten Wahrheiten
ı den Dingen zu rechnen, die vielleicht gar zu leichtsinnig vordem
eglaubt worden. Man ersinnet Einwürfe, die, so schwach sie in sich
elbst sind, dennoch einen Theil der Einfältigen blenden. Man
pottet der Knechte Christi, die auf eine inwendige Aenderung des
Herzens dringen, und macht sich wohl selbst eine Art der Sittenlehre,
ie dem Fleisch nicht unangenehm. Und was das Meiste. Man
erhehlet diese Unart nicht. Man deckt ungescheut den Unglauben
eines Herzens auf. Was vordem dieser oder jener Gottlose seines
Gleichen in's Ohr sagt, das predigt man jetzt, um mit dem Heiland zu
reden (Matth. 10, 27), auf den Dächern. Man macht sich eine Ehre
daraus, wenn man eine Stelle unter den starken Geistern durch eine un-
mäßige Freiheit im Reden sich erworben und bei der Welt für
einen Menschen, der frei und ungezwungen denkt, gehalten werden
kann. Laßt uns nicht der Juden und Heiden spotten, denen Jesus
Aergerniß und Thorheit verkündigt ward. Unter uns gibt's Viele,
die an Bosheit jenen nichts nachgeben wollen. Der Jude ärgerte
sich und verlangte Wunder. Müssen wir nicht oft eben diese Sprache
hören: wenn jetzt Wunder geschähen, so würden wir glauben? Der
Grieche hing an seiner Weisheit und setzte dieselbe den klarsten
Gründen entgegen. Macht's der Unglaube jetzund anders? Prüft
man nicht den Grund der Lehre Jesu nach den Regeln einer selbst-
gemachten Weisheit, die auf Sand und Muthmaßungen gebauet
ist?" „Es gibt Leute," heißt es an einer andern Stelle (1, 153),
„denen alles verdächtig vorkommt, was mit ihren Gedanken streitet.
Man macht sich beinahe selbst zur Regel der Wahrheit und seinen
Verstand zur Quelle aller richtigen Lehren. Man hat diesen
wunderlichen Schluß sich eingebildet: ich fasse dieses oder jenes nicht,

daher ist's falsch. Und nach diesem misst man auch die Offenbarung und die Lehren ab, die zum Gottesdienst gehören. Daher haben wir Leute, die sich allein für Meister des Glaubens aufwerfen und die Uebrigen als betrogen und blind betrachten. Daher haben wir Andere, die die Lehre Jesu selbst angreifen und lieber sich selbst elend machen, als ihrem Verstande Schranken setzen wollen. Elende Thorheit der Menschen, die allein aus dem Hochmuth entsteht, der den Kindern Adams nach dem Fall ihres Vaters angeboren ist." „Es scheint," sagt Mosheim tief bewegt (2, 145 f.) „daß ein Geist der Lästerung und des Spottens ausgegangen sei, um den Samen der Wahrheit durch Spöttereien auf dem Erdboden zu tilgen, den man mit Gründen nicht ausrotten kann: das ernsthafte Wesen, welches unsere Vorfahren annahmen, wenn sie von Gott und göttlichen Dingen reden sollten, wird beinahe von denen, die sich weise dünken, unter die Schwachheiten des Alterthums gerechnet. Ein trockner Verstand, der sonst kaum der geringsten Sache eine Farbe geben kann, wird mit einmal lebendig, wenn das Gespräch etwa auf die Religion fällt. Er muß zeigen, daß er einige halbgelehrte Bücher, die eine verkehrte Seele aufgesetzet, nicht umsonst gelesen. Er hat einige Redensarten eingesammelt, die seinem Bedünken nach geistreich sind, und meinet, er müsse sie hervorstoßen, um der Welt ein Zeugniß zu geben, daß er ein starker Geist und frei von Aberglauben sei. Ein Wollüstiger, der seine Zeiten nach den Unordnungen eintheilen kann, in die er sich gestürzt, und den wenigen Witz, den er in die Welt gebracht, unter Wein und Speisen vergraben hat, weiß dennoch alsdann allerhand Spottworte hervorzubringen und den Dienst des Höchsten lächerlich zu machen, wenn er am wenigsten geschickt ist, seine Gedanken zu sammeln. Ein einfältiger Kopf, der durch Wissenschaft und Vernunft so weit nicht kommen kann, daß man ihn für klug und scharfsinnig hält, nimmt seine Zuflucht zu seinem ungereimten Scherz über die allerheiligsten Dinge. Die Welt glaubt, der sei ziemlich hoch gestiegen, der am wenigsten an die ordentlichen Meinungen sich kehre. Er bedient sich dieser Einbildung und will wenigstens durch seine Freiheit im Reden zeigen, daß er sich an nichts, als neue Einfälle und außerordentliche Dinge, binde. Die Thorheit ist nicht bloß bei denen geblieben, die alle Religion verwerfen. Sie hat sich auch unter die ordentlichen Leute gemenget, die man eben des Unglaubens nicht beschuldigen

kann. Man spricht vom Krieg und Frieden, von Geld und Gewinn, von Heirathen und Verträgen auf eine bescheidene und vernünftige Art. Kein Mensch trägt eine Sache, die nur zu seiner Haushaltung gehöret, lächerlich und spöttisch vor. Aber Ernst und Vernunft hört auf bei Vielen, wenn man von Gott, von seinen Wegen und Willen urtheilen soll. Es scheint, man schäme sich, von der allerernsthaftesten Sache, wie ein Mensch und ernsthaft, zu reden. Man sucht Umwege, man lacht, man sucht Worte, die niederträchtig sind, man weiß selbst nicht, wie unverständig man zuweilen sprechen will. In Schriften und Büchern macht man's ebenso. Und ich glaube, daß eine gewisse Frechheit oder Freiheit im Schreiben, die in unsren Zeiten zur Gewohnheit worden ist, kein geringes zu diesem verächtlichen Verfahren gegen die Religion beigetragen hat." „Die Jugend," heißt es später S. 148, „liest diese Bücher. Und sie merkt auf nichts so leicht, als auf Dinge, die sich von dem Zwang der Religion, die den Begierden ein fremdes Joch ist, losmachen können. Sie sucht unter ihres gleichen für sinnreich gehalten zu werden und geschickt zu sein, eine Gesellschaft zu erlustigen. Sie merkt daher dergleichen Ausdrücke. Ein wilder Verstand steckt den andern an. Und so plagen wir uns denn mit einer Anzahl von Leuten, die zuweilen im Herzen den Aberglauben hegen, aber mit dem Munde den Unglauben bekennen und sich selbst und andern an der wahren Bekehrung hinderlich sind."

Mosheim kennt seine Zeit gut: er weiß, daß ein Geist des Spottes, ein Geist der Verneinung aller religiösen und nicht bloß aller christlichen Grundwahrheiten, ein Geist der Fleischeslust, mit einem Worte der Geist religiöser und sittlicher Frivolität sie durchweht. Sein heiliger Wille ist es, mit allen Kräften diesem Geiste entgegenzutreten, entgegenzuwirken. Er weiß es aber, daß dieser Geist sich nicht beschwören und bannen läßt durch ein Machtgebot, durch die Predigt in der alten Weise. Die Zeit jetzt ist aufgeklärt und gebildet, ist witzig und geistreich, ist sprachgewandt und formgeübt; die alte Wahrheit, an welcher kein Mangel und Fehl ist, muß daher in neuer Gewandung, in neuer Zunge und Weise dem Geschlechte der Zeit dargeboten werden. Den Glauben der Väter will Mosheim auch nicht im Geringsten aufgeben: er denkt keinen Augenblick daran, mit dem Geiste der Zeit einen Akkord, gar eine Capitulation abzuschließen. Die Bibel ist ihm Gottes wahres,

ewiges Wort: das Bekenntniß der lutherischen Kirche ist ihm unantastbar, heilig. „Mein Herz," versichert er in der Vorrede zum ersten Bande der heiligen Reden, „weiß von keiner unartigen Begierde, Neuerungen in der Lehre unsrer Kirche zu stiften. Ich folge auf's heiligste dem Glauben unsrer Vorfahren und verehre den Staub der theuren Männer, die durch Gottes Gnade die alte Reinigkeit der Lehre wieder an's Licht gebracht. Mir ist's nie beigefallen, ein Wort zu setzen, das mit dieser Regung meiner Seele streitet. So theuer mir die Gottseligkeit ist, so sehr liebe ich die Wahrheit. Und ich hoffe, daß die Gnade Gottes in der Meinung mich bis an's Ende meiner Tage erhalten werde. Wer Frieden und Liebe in der Seele hat, der nehme diese Betheuerung zur Vorschrift seines Urtheils über diese Reden und die Lehre derselben an. Niemand ist so glücklich, daß er kein Wort setzen sollte, das ein Anderer nicht übel deuten könne. Unser Geist verliert unter einer Menge von Arbeiten unvermerkt oft etwas von seiner Schärfe. Und daher sieht man zuweilen nicht, daß eine Redensart, die man glaubt, unschuldig zu sein, einer üblen Auslegung unterworfen sei. Man ist auch zu allen Zeiten nicht gleich geschickt, seine Meinung deutlich und ohne Zweideutigkeit auszudrücken." Diese Betheurung in der Vorrede wird durch die Reden als Wahrheit bestätigt. Zur Lehre von der Erbsünde bekennt sich Mosheim mehrmals sehr bestimmt. „Das Verderben der Menschen wird durch die fleischliche Zeugung fortgepflanzt," heißt es 1, 66. „Der Grieche," sagt er 1, 187, „wußte von keiner Erbsünde und Verlust des freien Willens. Er meinte die Natur durch die Natur zu bessern. Die Apostel zeigten den elenden Fall der Natur und ihr verderbtes Wesen." Christi Tod ist versöhnend, genugthuend, stellvertretend: „Wenn nur bloß der Tod Jesu ein Exempel der Geduld und des Gehorsams wäre," heißt es 2, 222, „wenn er nicht als das Mittel unserer Versöhnung mit Gott müßte betrachtet werden, so wäre er dennoch stark genug, uns zum Leiden mit Christo zu erwecken." „Weder unser Vorhaben," lesen wir auf der folgenden Seite, „meine Brüder, noch die Zeit, die uns vorgeschrieben, vergönnen uns, die Lehre von der Genugthuung Jesu Christi, die in diesen Worten enthalten ist, zu beweisen und zu vertheidigen." „Die Unart und Schuld, die auf uns liegt," steht 6, 110, „hat nicht anders als durch den Sohn Gottes können getilgt werden. Gott hat in Christo leiden müssen, damit das elende

eschlecht der Menschen mit ihm versöhnet würde." Auch daran
ill ich noch erinnern, daß dem ersten Bande angehängt sind „Ge-
nken über die Lehre derer, welche die Ewigkeit der Höllenstrafen
ugnen".

Für die Wahrheit der Lehre Jesu Christi tritt Mosheim ganz
d voll ein und, damit seine Stimme nicht wie eine Propheten-
imme in der Wüste verschalle, verleiht er seiner Rede so viel äußeren
chmuck und so viel liebliches, gefälliges Wesen, daß sie Niemanden,
r sie vernimmt, abstößt und fortschreckt, sondern im Gegentheile
zieht und fesselt. Er ist der Ueberzeugung, daß man den Leuten
it der Wahrheit nicht nahe kommen kann, wenn man sie nicht mit
eredsamkeit vorträgt. Die Redekunst hat in seinen Augen an
d für sich keinen oder höchstens nur einen sehr geringen Werth,
e erhält nur dadurch Werth, daß sie jetzt das unentbehrliche Mittel
, die Wahrheit auszubreiten und zu erhalten. Jede Predigt Mos-
ims ist daher ein Kunstwerk, eine Rede nach bestimmtem Zuschnitt
d festen Regeln.

Jede heilige Rede hat einen Text aus der h. Schrift: dieser
ext ist nicht immer die Perikope des Tages. Mosheim war kein
rediger von Amts wegen, sondern nach Gelegenheit, und darum
lte er aus dem Neuen und auch aus dem Alten Testamente ein
ort, welches ihm zur Ausführung des Gegenstandes geeignet
hien, welchen er zu behandeln sich vorgenommen hatte. Geschicht-
che, parabolische, nackte Lehrtexte sind ihm gleich lieb. „Eine Pre-
gt," so sagt er in seiner Homiletik S. 116, „wie sie jetzt in unsren
irchen beschaffen ist, besteht aus drei Theilen: 1) aus dem Ein-
ang oder der Vorbereitung; 2) aus der Abhandlung, worin ent-
eder der Text erklärt wird, oder eine Glaubenswahrheit ausgeführt
ird; 3) aus dem sogenannten Usu oder der Nutzanwendung, worin
e vorgetragenen Wahrheiten auf die gegenwärtigen Zuhörer an-
ewendet werden."

Einen Eingang hält Mosheim nicht für schlechterdings noth-
endig: in seinen Reden ist eine, eine Predigt auf Palmarum über
. Cor. 1, 23 u. 24, wo ohne längere Vorrede sofort in die Be-
prechung des Schriftwortes eingetreten wird. „Ich bin nicht ge-
onnen," heißt es hier, 1, 166 ff., „euch und mich mit einem Eingange
der Vorbereitung aufzuhalten, geliebte Freunde in Jesu. Man
at den Gebrauch der Vorreden in die öffentlichen Reden großen-

theils zu dem Ende eingeführt, um die Zuhörer zu einer größern
Aufmerksamkeit zu erwecken. Allein ist dieser Tag nicht gesch
der den Anfang von der Woche macht, in der wir das Gedächt
des Leidens Jesu begehen, und an dem ihr bereits durch A
zur Andacht ermuntert seid. Sind die großen Wahrheiten, die
den Worten Pauli enthalten sind, welche wir jetzt hergelesen,
sich nicht kräftig genug, eure Geister von fremden Gedanken a
zuziehen, so wird eine Anzahl von andern Worten noch weit weni
dazu geschickt sein. Ich will ohne Umschweif zu den Worten schrei
die wir zur Betrachtung ausgesetzt haben. Die uns vorgeschrieb
Zeit wird kaum zureichen, Alles, was zum völligen Verstande d
selben gehöret, recht auszuführen." Die Eingänge sind nicht all
sehr ausgesponnen und allzu weit hergeholt, sie bereiten sämmtl
zweckmäßig auf die folgende Abhandlung vor. Oefters geht d
Eingang von einem verwandten Schriftworte aus, wie gleich in d
ersten Rede des ersten Bandes; gelegentlich von dem Tag, an d
die Predigt gehalten wird, so die Charfreitagsrede über 1. Petri 4
in dem zweiten Theile; vielfach von einer allgemeinen Wahrh
wie z. B. die erste Rede des dritten Bandes über Luk. 18, 31—3
da sie die selige Erinnerung der Leiden Jesu Christi behandeln w
sehr gut davon ausgeht, daß „unser ganzer Wandel ein Abdruck d
Lebens und des Wandelns sein (soll), den unser heiliger Erlöser a
Erden geführt hat." Der Eingang — ich bemerke ausdrücklich, d
Mosheim sich sehr bestimmt gegen eine Mehrzahl von Eingän
ausgesprochen hat, was der Spenerschen Weise das Garaus machte —
leistet in allen heiligen Reden, was er soll, er ermuntert, erwec
spannt den Zuhörer und geleitet ihn, indem er ihn schon ahn
läßt, was es drinnen zu schauen gibt, bis an die Pforte des n
verschlossenen Heiligthums. Ehe Mosheim die Pforten aufth
liest er dem Zuhörer die Ueberschrift des Portales vor, woran e
die Ankündigung der Theile der nun anhebenden Abhandlung, des
zweiten normalen Theiles der ganzen Predigt, knüpft.

Die Themata der Reden sind textgemäß, kurz, bestimmt, und
vielfach überraschend, spannend, wie das der ersten Rede des ersten
Bandes: Beweis des Lebens Jesu aus dem Tode der Apostel. Die
Gleichheit aller Menschen bei ihrer äußerlichen Ungleichheit: die
letzte Rede im vierten Bande. Daß die Gottseligen klüger seien
als die Sünder; das väterliche Herz Gottes gegen seine abtrünnigen

der, Rede 1 und 4 in Band 6. Die Disposition des Themas nicht immer so wohl gelungen, als die Fixirung des Themas: elbe ist bisweilen zu steif, zu wortreich, zu unsymmetrisch, öfters h leidet sie an logischen Fehlern. „Den Sieg der Heiligen über Welt" erwägt Mosheim in der Predigt über die Weisen aus t Morgenland. „Wir wollen," kündigt er nun 2, 56 an, „zuerst m Sieg über die Welt, bevor sie ihre Reise angetreten, vor-len. Dieser soll uns zum Bilde desjenigen dienen, was bei uns gehet, ehe wir uns bekehren. Wir wollen für's andre ihren g über die Welt nach zurückgelegter Reise betrachten. Dieser d uns ein Abriß von demjenigen sein, was wir empfinden, wenn uns vom Verderben losgerissen und durch die Wiedergeburt in Wege des Heiles getreten." „Die Gerechtigkeit der Langmuth ttes gegen die ruchlosen Verächter seiner Gnade" wird in der iten Predigt über das Gleichniß vom Unkraut unter dem Weizen besprochen: „Wir wollen auch," lesen wir 4, 188 ff., „1) das eichniß Jesu Christi in so weit, als es zu unsrem Vorhaben dient, ären, damit wir euch ein Bild der göttlichen Geduld gegen die nder darlegen und zeigen mögen, daß der Herr den Zustand dieser lt kenne und durch seine Allmacht nicht ändern wolle. Wir wollen h 2) darthun, daß uns diese Geduld des Herrn gegen die muth-ligen Sünder gar keinen Anstoß geben könne, an seiner Vor-ung und Gerechtigkeit zu zweifeln, wenn wir gleich keine Ursache von anzeigen könnten. Wir wollen uns 3) bemühen zu zeigen, ; diese Langmuth des Herrn keineswegs mit seinen großen und ndlichen Vollkommenheiten streite, sondern mit denselben ver-hen werden könne. Wir wollen endlich, 4) damit nichts an unsrem weise fehlen möge, so weit, als es der kleine Verstand der Men-n erlaubet, in das Heiligthum des Herrn selbst hineindringen) euch kund machen, daß die weisen Absichten des Herrn und die schaffenheit der Welt, in der wir leben, eine solche Sanftmuth) Geduld gegen die Sünder fordere." Wer kann eine solche Dis-ition in sein Gedächtniß einprägen! Sie ist viel zu umfangreich) dazu so ungelenk und zopfig, daß sie von der glatten, modernen de wie die Nacht von dem Tage absticht. Wie leicht hätte sich ht die Disposition des Themas der zweiten Rede im ersten Bande, e elenden Früchte einer unordentlichen und wollüstigen Lebensart", „eine Vergessenheit der nöthigsten Pflichten, die Gott von uns

fordert; 2) eine verstockte und harte Seele; 3) ein völliger Unglaube; so zurechtstellen lassen, daß die einzelnen Theile mit einander auch nach dem Satzbau harmonirten! Mosheim disponirt wiederholt seine heiligen Reden also, daß der erste Theil der Abhandlung ganz außerhalb der Proposition liegt und das ganze Thema in dem zweiten Theile noch ein Mal erscheint. So liefert er den „Beweis des Lebens Jesu aus dem Tode der Apostel" der Gestalt, daß er sich vorsetzt, 1) „das Leiden der Apostel in sich zu betrachten, 2) der Beweis des Lebens Jesu aus diesem Leiden wird den andern Theil unserer Betrachtung ausmachen." (1, 6.) „Das sicherste Mittel die Leiden dieser Zeit zu besiegen," ist der Gegenstand der zweiten Predigt im vierten Theile. Die Abhandlung zerfällt in diese beiden Theile (S. 105). „Der Apostel benennet 1) die Hauptursache, woraus alle Qual und Unruhe der Menschen entstehet, welche die Leiden dieser Zeiten fühlen. Er setzet dieser Ursache 2) ein unfehlbares Mittel entgegen, die Leiden dieser Zeit zu besiegen oder vielmehr den Kummer und die Traurigkeit, welche diese Leiden mit sich bringen, zu besänftigen." Vgl. die vierte Predigt des letzten Theiles. Zu tadeln ist ferner, daß er gelegentlich, wie in der fünften Predigt desselben Bandes, das zweitheilige Thema: „den falschen Schein und die Wahrheit des Christenthums", welches man sich gefallen lassen kann, wenn in jedem Theile der Rede der falsche Schein und die Wahrheit nach verschiedenen Hauptgesichtspunkten einander gegenübergestellt werden, so ausführt, „daß er zuerst den falschen Schein, den Viele für das Christenthum ansehen, beschreiben", „und für's andre die wahre Natur des Christenthums nach Anleitung der Worte Christi erklären" will. Endlich ist auch das nicht mustergiltig, daß, wie in der fünften Rede des ersten Bandes, „über die Einfalt der Kinder des Lichts in den Sachen der Seligkeit" ein Theil eingeschwärzt wird, welcher mit den beiden andern Theilen sich nicht verträgt. „Wir wollen 1) das Exempel der Pharisäer betrachten," heißt es hier 1, 213, „welches der Grund unsrer Andacht ist. Wir wollen 2) die Einfalt der Kinder des Lichts in den Sachen des Glaubens darthun. Wir wollen 3) diese Einfalt in den Sachen des Lebens und der Heiligung beweisen." Wollte Mosheim die beiden letzten Theile beibehalten, so mußte er den ersten streichen, wollte er aber den ersten beibehalten, was sich sehr empfahl, so mußte er die beiden letzten Redetheile in einen verschmelzen; der

Zuhörer erfuhr dann zuerst, was die Einfalt nicht ist, und sodann, was sie ist.

Nach wenigen Worten, welche in ein kurzes, kräftiges Gebet an den Herrn auslaufen, daß er dem Prediger seiner Wahrheit kräftig zur Seite stehen wolle, tritt der heilige Redner nun in die Abhandlung ein. Der Text ist nie Motto der Predigt, sondern der Quellpunkt aller Hauptgedanken, die Fundgrube der Wahrheit, für welche die Predigt eintritt. Mosheim behält den Text in der Abhandlung stets im Auge, aber, das ist ein großer Vorzug seiner Rede, er verliert auch nie den Gegenstand, über welchen er sprechen will, dabei aus dem Auge: der Mensch hat zwei Augen und so forscht das eine Auge des Redners in der Schrift, das andre Auge aber sieht unverwandt auf dem proponirten Thema und weist Alles unerbittlich ab, was das erste Auge in der Schrift sonst noch bemerkt, weil es als nicht zur Sache gehörig und dienlich erscheint. Der Text wird nur auf den Punkt hin angesehen und durchmustert, um welchen sich die Rede bewegt: Alles, was nicht zur Erklärung, zur Beweisung des Thema's verwandt werden kann, wird bei Seite gestellt. Der Redner sagt selbst an verschiedenen Stellen, daß er den vorliegenden Text nur nach dieser Hinsicht behandelt, so z. B. 2, 223. 3, 195: „Die Weissagung Jesu (im Evangelium über die Zerstörung Jerusalems) selbst nach allen Worten zu erwägen und mit der Erfüllung zu vergleichen, gibt unsre jetzige Absicht nicht zu." „Wir wollen heute," sagt er 3, 360, „diese Gleichnißrede Jesu nach dieser allgemeinen Absicht uns zu Nutze machen. Was zu der besonderen Erklärung derselben gehöret, haben wir bereits ehedem vorgetragen." Die Verwerthung des Textes ist ausgezeichnet, ich stelle ihn hier unbedingt über Spener. Derselbe legt die Schrift in seinen Predigten auch aus, aber er beutet doch nicht in der Weise wie Mosheim seinen Text aus: Spener hat nicht dieses scharfe, feine, geistvolle Auge, welches aus einem Worte, aus einem Zuge eine ganze Reihe großer, wahrer, fruchtbarer Gedanken hervortreten sieht. Ich will nur auf ein Beispiel hinweisen. In dem zweiten Bande der heiligen Reden befindet sich eine ausgezeichnete Rede über (2. Sam. 19, 34 und 35) „Barsillai's Verachtung der Wollüste des Hofes". Aus den Worten des alten Freundes von David, der ihm wie ein Helfer in großer Noth erschien: was ist es noch, das ich zu leben habe, daß ich mit dem Könige sollte hinauf gen Jerusalem ziehen? Ich bin

heute achtzig Jahre alt: hört er mit feinem Ohre, wie er erstlich sein hohes Alter vorschützt, welches forderte, daß er sich zum Tode bereitete; und wie er sich sodann mit seiner Unempfindlichkeit entschuldigt, die ihn außer Stand gesetzet, Süßigkeit in den Wollüsten zu finden, die man bei Hofe hoch hält (2, 105 f.), wird mit Re[illegible] aus den folgenden Worten erschlossen: wie sollte ich kennen, was gut und böse ist? (was schön und häßlich ist?) oder schmecken, was ich esse und trinke? oder hören, was die Sänger und Sängerinnen singen? Auf zwei Wahrheiten gründet Barsillai seine Entschuldigung, dem Hofe zu folgen. „Die erste ist diese: der beständige Genuß der Wollüste hindert an der Betrachtung des Todes und der Ewigkeit. — Was ist's, daß ich noch zu leben habe, laß mich umkehren, daß ich sterbe. — Sein anderer Grund ist dieser: das Alter, die Zeit, die Vernunft, die gesetzten Jahre benehmen uns die angenehme Empfindung, die aus den Ergötzlichkeiten zu entstehen pflegt. Siebenzig, achtzig Jahre tilgen den Geschmack der Wollüste. Ich bin heute achtzig Jahre."

„Bei der Erklärung der Stellen der Schrift," sagt Mosheim in der langen Vorrede zu dem letzten Bande der heiligen Reden (S. 24 ff.), „halte ich nun diese Ordnung: ich setze die darin enthaltenen Lehren und Wahrheiten deutlich aus einander, sie mögen entweder klar vorgetragen oder nur in wenigen Wörtern und Redensarten verborgen liegen. Ich gebe einem jeden dieser so verschiedenen Stücke den Namen, der ihm gebühret, und allzeit, so viel es möglich, einen leichten und nicht unbekannten Namen. Ich bemühe mich darauf, den Begriff, der unter einem jeden Worte stecket, auf eine Art zu erforschen und aufzuklären, die sich zu der Fähigkeit meiner Zuhörer schicket. Ich spare, wenn dieses geschieht, keine Worte, und werde der Deutlichkeit zu Gefallen oft weitläuftiger, als es den Scharfsinnigen und Geübten nöthig zu sein scheint. Ich ermuntere die Kräfte meiner Einbildung, um eine Sache auf unterschiedene Weise und doch so vorzustellen, daß ich keinen Ekel und Widerwillen durch unangenehme Wiederholungen erwecke. Ich erweitere die Bilder und Gleichnisse, die uns der Geist Gottes selbst oft in einem einigen Worte oder in einer Redensart an die Hand gibt, und bezeichne mit aller Vorsichtigkeit die Grenzen derselben. Ich befestige die Wahrheit der Lehren, die ich in den Worten der Werkzeuge, wodurch Gott zu uns geredet hat, antreffe, und zeige die Kraft und die Ge-

it der Schlüsse und Gründe, womit sie entweder den Verstand
as Herz überwinden wollen. Ich nehme endlich alles zusam-
nd stelle denen, die ich lehren soll, die Meinung der Zeugen
errn mit leichten und verständlichen Worten vor. Was kann
niger? oder was muß ich mehr thun, wenn ich Andern den
nd der Worte der heiligen Schrift aufdecken und die Stelle
weisen Auslegers vertreten will? Die Schrift erklären heißet
r nichts anders, als die Gedanken, die der Geist des Herrn
ropheten und Aposteln eingegeben, aus den Schalen der Worte,
sie liegen, hervorziehen und in ihr völliges Licht setzen, damit
ie Beschaffenheit derselben klar sehen und ihre Schönheit be-
rn könne. Eine kraftlose Brühe von Worten, die gottselig
und doch weder den Verstand noch das Herz treffen, über
rüche der heiligen Bücher gießen, die verschiedenen Meinungen
usleger erzählen, zwanzig Stellen der Schrift nach einander
en, die entweder den Worten oder dem Verstande nach mit
Orte, den man erklären soll, übereinstimmen, die Beiwörter,
e und da in der Schrift den Sachen, wovon die Rede ist, ge-
worden, durch die Hülfe eines biblischen Wortregisters samm-
ind meines Erachtens leichte und unnütze Kunstgriffe, die keine
gewinnen und erleuchten werden. Ist der Spruch, den ich zu
e meines Unterrichtes lege, klar und deutlich, und deren sind
iele in der Schrift, so halte ich mich allein bei den Sachen
hren auf, die darin enthalten sind. Man verfinstert insgemein
as für sich leicht und ganz verständlich ist, wenn man es noch
her und verständlicher machen will. Und es ist ein Irrthum,
iemand behalten muß, der die Würde der Offenbarung nicht
nern, noch denen beifallen will, die die Schrift für ein ganz
s Buch ausgeben, daß ein jeder Ort der Schrift einen Aus-
brauche."

„Bei der Abhandlung der Wahrheiten selbst," fährt er S. 27 fort,
um Glauben und zur Gottseligkeit gehören, beachte ich dieses:
stimme die Natur und den Sinn derselben so deutlich, als es
hen kann, und weise die falschen Begriffe ab, die der größte
n der Menschen mit sehr vielen Redensarten, die zu der Re-
gehören, zu verbinden pfleget. Wie nöthig dieses sei, kann
nd von denen unbekannt sein, die sich um die Meinungen der
chen nur mäßig bekümmert haben. Wie unrein und verkehrt

denken unzählige Christen von den allerheiligsten Stücken unsres Glaubens und den wichtigsten Pflichten der Gottseligkeit? Ich nehme die Dinge, die zusammen gehören, mit aller Vorsichtigkeit aus einander und erläutere ein jedes insonderheit, damit dem Verstande sowohl, als dem Gedächtnisse die Last, die ich ihm auflegen muß, erleichtert, und der Unordnung gewehret werde, worin die Gedanken der allermeisten Menschen, die vieles zugleich in einer Frist fassen sollen, zu gerathen pflegen. Ich bestätige Alles, was ich so erkläret und geordnet habe, theils durch unleugbare Beweisthümer, theils durch solche Bewegungsgründe, die das Herz, wo es nicht ganz unempfindlich worden, nicht ausschlagen und verwerfen kann. Und da ich weiß, daß der Verstand der Allermeisten seine Freiheit verloren und von der Einbildung beherrscht wird, so kläre ich endlich die Dinge, die einem trägen Geiste etwas Mühe verursachen können, durch irdische Bilder auf. Ich nehme diese Bilder nach dem Exempel Jesu Christi und der Apostel von solchen Sachen her, womit die Menschen sich am meisten beschäftigen. Niemand vergleichet nützlicher und glücklicher, als derjenige, der durch die Arbeiten, Gewohnheiten und Sitten des gemeinen Lebens die Wege des Herrn und die Schuldigkeit seiner erlösten Geschöpfe bekannter, als sie insgemein sind, zu machen sucht."

„Ich urtheile anders," sagt er daselbst S. 34 ff., „von der Ausführung der Wahrheiten, die in meinen heiligen Reden abgehandelt werden, als von der allgemeinen Einrichtung derselben. Diese kann, wo ich mich nicht sehr betrüge, von allen, die erbaulich reden wollen, ohne Schaden zur Regel und Richtschnur angenommen werden; jene nicht. Ich habe mich sehr gehütet, daß ich meinen Vortrag nicht durch gelehrte Kunstwörter verdunkelte, deren Bedeutung den Ungelehrten selten recht bekannt ist. Alle Redensarten, zum allerwenigsten die meisten, sind aus der Sprache genommen, die im gemeinen Leben unter Leuten, die nicht zu den niedrigsten Ordnungen der Welt gehören, gebräuchlich ist. Und es ist, wie ich hoffe, bekannt genug, daß wir in dieser Sprache predigen und predigen müssen. Ich habe mich aller künstlichen und genau abgemessenen Erklärungen und Beschreibungen der Wörter und Sachen mit Fleiß enthalten. Man muß freier und weitläuftiger auf der Kanzel erklären und beschreiben, als es in den Schulen und Büchern der Gelehrten zu geschehen pflegt, weil sehr wenige in allen Gemeinen so geübt und erfahren sind, daß sie eine solche Beschreibung recht

nützen und anwenden können, die ganz verloren ist, sobald nur ein Wort oder die eigentliche Bedeutung eines Wortes aus dem Gedächtnisse verloren werden. Meine Beweise beziehen sich meistentheils auf die Worte und Lehren des Geistes Gottes. Nehme ich die Vernunft zu Hülfe, so ist es nicht, wenn ich so reden darf, die hochgespannete und tiefsinnige Vernunft der Leute, die die Wissenschaften mit Fleiß treiben, sondern die ordentliche und gemeine, die bei dem größten Haufen der Menschen wohnet. Ich hole nie aus dem innersten Grund aller menschlichen Weisheit und Wissenschaft das Licht, dessen ich zur Erklärung und Befestigung der Lehren bedarf, die ich vortrage. Wie viele meiner Zuhörer würden mir in diese abgelegene Gegend folgen können? Ich leite vielmehr meine Schlüsse aus bekannten oder aus solchen Wahrheiten her, die ein jeder billiget, sobald als er sie nur verstehet, und die ein jeder ohne sonderbare Mühe verstehen kann, weil das Gewissen, die Erfahrung und die allgemeine Uebereinstimmung aller Menschen sie bestätigen und aufklären. Ich menge noch dazu leichte und ganz einfältige Beweise, Beweise, die fast die Einbildung allein rühren, unter diejenigen, die den Verstand näher angehen und ein Vermögen, über seine Gedanken und Sinnen zu herrschen, erfordern. Finde ich es für rathsam, eine Zeitlang mit denen zu reden, die sich ihres Witzes rühmen und aus einem eingewurzelten Hochmuthe des Herzens sogleich ekel werden, wenn man sie mit ganz bekannten und gemeinen Dingen unterhält, so lasse ich mich bald hernach zu denen hernieder, die fast allein an dem Sichtbaren kleben und eine fremde und neue Welt zu sehen vermeinen, wenn sie sich mit ihrem Verstande ein wenig davon entfernen sollen. Diese Abwechselung hat mir die kleine und unansehnliche Anzahl der schlechten und geringen Leute gerathen, die ich in den Gemeinen erblicket, zu denen ich reden müssen. Meine Art zu lehren und zu beweisen hat endlich gar nichts mit der Lehrweise gemein, die bei den Schulgelehrten der alten und neuern Zeit gewisser Ursachen halber eingeführt worden. Sie ist viel freier und ungebundener und eben deßwegen dem Begriff der Ungelehrten viel gemäßer. Die Natur der Beredsamkeit und die Beschaffenheit der Zuhörer widersetzen sich mit gleichen Kräften der bösen Gewohnheit vieler geistlicher Redner, die entweder nach den Regeln der alten Kunst die Lehre, die sie vortragen wollen, zuerst mit einer weitläuftigen Mauer umziehen und hernach den umzogenen Platz in viele

kleine Felder eintheilen, oder nach der neuen Art ihre Zuhörer durch viele enge Wege und Abschnitte, durch eine lange Reihe verschiedener Erklärungen, Folgen und Schlüsse, zu einer Wahrheit führen, die viel kürzer und leichter kann erkläret und dargethan werden."

Mosheim charakterisirt seine Predigtweise ganz richtig. Es kommt ihm vor allen Dingen auf klare Begriffe, deutliche Vorstellungen, richtige Erkenntniß an. So bestimmt er gleich in dem Eingange der dritten Predigt des ersten Bandes (S. 120), was unter Geheimniß und Gottseligkeit zu verstehen ist. So legt er die einzelnen Worte des Textes, wie in der angezogenen Predigt: kindlich groß: eingehend aus und ebenso erklärt er das Bild, auf welches der Text nur eben mit einem Worte hindeutet, sehr ausführlich. Geschickt fängt er es immer an und, wenn die Erläuterung auch etwas zu wortreich wird, die Aufmerksamkeit leidet doch nie. In dem Texte der ersten Rede des zweiten Bandes, Eph. 4, 30, ist von dem heiligen Geiste die Rede, mit welchem ihr versiegelt seid. Was sollen sich die Leute bei dieser Versiegelung denken: Mosheim muß natürlich dieses verblümte Wort erklären. „Griechenland," sagt er S. 13 f., „hatte keine andern als leibeigene Knechte, die wir Sklaven nennen. Man ging ordentlich übel mit diesen Leuten um, die die Grausamkeit ihrer Eltern, oder das Glück des Krieges oder andere Umstände unter das Joch dieser Knechtschaft geliefert hatten. Und der Tod war der gewöhnliche Weg, der die meisten von diesem Jammer befreite. Indeß gab's doch allerhand Ursachen, die zuweilen die Herrn bewogen, ihren Knechten die Freiheit zu schenken. Eine von den vornehmsten derselben war der Fleiß, die Treue, die Redlichkeit, die sie in Verwaltung der Geschäfte ihrer Herrn bewiesen. Man gab den Knechten, die es den andern hierin zuvorthaten, zuerst die Hoffnung befreiet oder erlöst zu werden. Man versiegelte ihnen nachmals, wenn ihr Eifer nicht laulicht ward, diese Hoffnung. Das heißt so viel: man hing ihnen ein gewiß Siegel oder Zeichen an die Stirne, welches gleichsam ein Pfand war, daß sie den Tag der Erlösung nicht nur zu hoffen, sondern gewiß zu erwarten hätten. Dieß Siegel hatte einen zwiefachen Nutzen. Es erinnerte einmal die Oberaufseher der Knechte, die die Arbeit täglich austheilten, diese versiegelten Knechte zu verschonen und entweder mit keiner oder einer geringen und anständigen Mühe zu beschweren. Der Geist Gottes zielt an einem andern Orte deutlich auf diese Gewohnheit. Da

ine Art der göttlichen Rache über den Erdboden ergehen soll, sieht Johannes vorher einen Engel, der die Knechte Gottes an ihren Stirnen versiegelt. Off. 7, 3 ff., Hesek. 9, 4. Es ist klar, daß dieses Gesicht bedeute, daß die wahren Anbeter des Höchsten an den Plagen und Arbeiten der übrigen Menschen kein Theil nehmen sollten. Dieß Siegel stärkte für's andre die Knechte in ihrer Treue. Es war ihnen ein gewisses Zeichen, daß ihre Erlösung beschlossen wäre, daß der Tag der Befreiung gewiß kommen würde, wenn sie fortfahren würden, ihr Leben dem Dienste ihrer Herren zu widmen."

Die Lehre und die Ermahnung der erklärten Schrift wird nun meistens in der Predigt so vertheilt, daß die Lehre in die Abhandlung, die Vermahnung aber in den Schlußtheil der heiligen Rede zu stehen kommt. Hat Mosheim auch die vielfachen Nutzanwendungen beseitigt, so schließt er doch nicht leicht eine Rede ohne diesen Theil. Absolut nothwendig hält er ihn nicht, wie wir aus folgenden Worten der letzten Rede im vierten Bande ersehen. „Wir könnten eurem Verstand so viel trauen, geliebte Freunde in Jesu, daß ihr von euch selber erkennen würdet, wohin euch dieses, was wir von der Gleichheit aller Menschen geredet, weise und was es von euch fordere. Doch die Gewohnheit will, daß wir euch eine Anweisung am Schlusse unserer öffentlichen Reden geben, wie der Unterricht genützet werden müsse. Und wir wollen uns derselben nicht widersetzen." Eine einzige Rede, die erste in dem fünften Bande, hat keinen solchen abgesonderten Schlußtheil: der dritte Theil ersetzt ihn hier in der besten Weise. Die unerforschlichen Wege der göttlichen Regierung werden dort besprochen: der Prediger zeigt da nun zuerst die unerforschlichen Wege selber, sodann weist er auf die unrichtigen und übereilten Urtheile der Menschen über diese Wege hin. „Wir wollen euch 3) zeigen," sagt er, „was eure Pflicht in Absehen dieser göttlichen Wege sei, oder wie ein wahrer Christ dieselben ansehen und betrachten müsse. Dieses letzte Stück unsrer Andacht soll anstatt der Ermahnung und Ermunterung dienen, die unsren öffentlichen Reden pflegt angehängt zu werden." Es wundert uns, daß Mosheim nicht gänzlich diese Mauer niedergelegt hat, welche die Nutzanwendung von der Abhandlung trennt, denn nie ist die Abhandlung bei ihm abstrakt, doktrinär, trocken, sondern alle Zeit ist sie konkret, praktisch, die Person des Zuhörers anredend und unterweisend. Das erbauliche Element, ich verstehe darunter vor allen Dingen das den

Willen erregende und richtende, ist allemal eng mit dem belehrenden verbunden, es durchdringt dasselbe schon vollständig bei ihm; Mosheim belehrt nicht ohne zu erbauen und umgekehrt erbaut er nicht ohne zu belehren. In dem Theile der Abhandlung wiegt darum nur die Unterweisung in der Wahrheit vor, wie in dem Theile der Nutzanwendung die Ermahnung zur Gottseligkeit den Vorrang hat. Es versteht sich hiernach von selbst, daß die Rede in der sogenannten Abhandlung ruhiger und gehaltener, schmuckloser und figurenärmer, reicher an Begründungen und Beweisungen ist, und daß sie in dem Schlußtheile geweckter und lebhafter, zierlicher und kunstvoller, reicher an Zurechtsetzungen, Mahnungen und Tröstungen, überhaupt pathetischer wird.

Mosheim beweist gern, er entwickelt darin eine große Geschicklichkeit. Er thut dieß nicht durch einen Haufen von Schriftstellen, sondern durch Gedankenreihen, durch Beispiele, denn er redet zu einem Geschlechte, welches an der Wahrheit der Schriftlehre irre geworden ist, ja alle religiösen Wahrheiten am Liebsten verspottet. Der Redner ist sich seiner Ueberlegenheit über die Widersacher bewußt, er kann das Gefühl, daß er sie an Tiefe und Umfang des Wissens weit übertrifft, an mehreren Stellen nicht zurückhalten, aber nie bringt er dieses schwere Geschütz auf den Kampfplatz. Zu den letzten Gründen aller Wissenschaft steigt er nie hinab und zu den höchsten Höhen des Wissens nie hinauf, er will in seinen heiligen Reden nicht ein tief- und scharfsinniger Gelehrter sein, dem die Zuhörer bewundernd nachschauen, wie er in den Himmel auffährt und dort vor ihnen verschwindet, sondern sich zu dem Volke herablassen, daß jedermänniglich ihn verstehe und seine Rede fasse. Er operirt deßhalb vielfach mit dem gesunden Menschenverstande: mit diesem schon macht er die Gegner zu Schanden. „Wäre es uns erlaubt,“ sagt er 4, 141, „in einer solchen Versammlung als diese ist, die Schätze der menschlichen Weisheit aufzudecken, so könnten wir euch aus der Natur unsrer Seele, aus den Eigenschaften unsres Verstandes und der Einbildungskraft, aus der genauen Uebereinstimmung der Wirkungen des Leibes und des Geistes und aus andern Gründen die Gewißheit und zugleich die Ursachen dieser Wahrheit, worauf der Apostel bauet, darthun. Wir müssen der Schwachen unter euch schonen, denen die Lehren der Weisen, die unsere Natur erforschet haben, unbegreifliche Geheimnisse sind.

ir wollen nur bei den Dingen bleiben, die ihr selbst erfahren ibt und noch täglich erfahret.“ Er weist deßhalb mit ganz ge- ndem Mutterwitze, der alle Gelehrsamkeit verschmäht, gern den verstand zurecht. So viele wollen von der Offenbarung deßhalb ichts wissen, weil sie nicht alle Geheimnisse des Glaubens verstehen innen. Was ist das doch für ein Unverstand! „Alle Menschen mmen darin überein,“ spricht er 1, 225 f., „daß ihr Verstand icht alles begreifen könne. Man gestehet überall, daß es ein hlechtes Zeichen der Klugheit sei, wenn man sagt: dieses oder nes ist nicht wahr, denn ich sehe nicht, auf was Weise dasselbe eschehen könne. Niemand würde den für klug im gemeinen Leben alten, der sich unterstehen würde, zu sagen: es gibt keine Uhren, enn ich weiß nicht, wie es zugehe, daß man dergleichen künstliche Stücke verfertigen könne. Man würde ihn fragen, ob er denn egreife, wie es zugehe, daß die Sonne das Wachsthum der Pflanzen eförderé? Und ob er denn deßwegen, weil er dieses nicht begriffe, ie Sache leugnen müßte? Wo bleibt diese klare Wahrheit in den Sachen des Heils und der Seligkeit? Zieht man nicht deßwegen klar geoffenbarte Lehren in Zweifel, weil man nicht weiß, wie es mit denselben zugehe? Schließt man nicht so: diese oder jene Lehre ist nicht richtig, denn, wenn ich meinen Verstand darüber zu Rathe ziehe, so gestehet er seine Unwissenheit.“

Vortrefflich ist die Art und Weise, mustergiltig und beherzigens- werth noch in unsren Tagen, wie er mit vernünftigen Gründen die abführt, welche die Auferstehung des Herrn als eine geschichtliche Thatsache leugnen und sie in das Gebiet der Vision verweisen. „Die Apostel,“ sagt er 1, 30 ff., „sind überzeugt gewesen von dem Leben Jesu. Aber vielleicht war ein Traum, eine Einbildung, eine Phantasie die Ursache von dieser Ueberzeugung? Vielleicht hat eine Art einer Krankheit der Seele diesen Eindruck in ihr Gemüth gemacht? Vielleicht hat's den Aposteln gedeucht, daß sie Jesum gesehen, den sie nicht gesehen? Weiß man doch, wie viele ine falsche Vorstellung betrogen hat? Ach, elende Ausflucht! Wer ich mit dergleichen Gedanken schleppt, der hat weder sich noch ndere Menschen kennen lernen. Man wird ebenso geschickt be- aupten können, daß die Wunden, die an dem Leibe dieses oder nes sind, blos daher entstanden, weil es ihm im Schlaf gedeucht, ls wenn er von jemand verwundet würde. Wir sind nicht gesonnen,

alles zu sagen, was man vorbringen kann, die Schwäche dieses Einwurfs zu zeigen. Wir bleiben bei unsrem Vorhaben und bei dem, Beweise Pauli. Wir ziehen nichts, denn diese Folge, aus dem, was wir bewiesen: es ist unmöglich, wenn man auf das Leiden der Apostel sieht, zu glauben, daß ihre Ueberzeugung von dem Leben Jesu eine Einbildung gewesen. Es ist wahr, tausend Menschen haben sich eingebildet, daß sie dieses oder jenes gesehen, und man hat gefunden, daß ihre Einbildung falsch gewesen. Aber kann denn eine solche falsche Einbildung der Zeit den Zufällen des Lebens und den Veränderungen der Menschen widerstehen? Pflegt man denn nach dem Verlauf von zwanzig, dreißig und mehr Jahren eine ebenso lebhafte Ueberzeugung von dergleichen Sachen zu haben, als gleich damals, da man sich einbildete, daß man sie gesehen? Geliebte Freunde, auch die wahrhaftigsten Geschichten, davon wir wirklich Zeugen gewesen, lassen keinen so großen Eindruck in unsrem Gemüthe zurück, daß eine lange Zeit keine Veränderung von der Ueberzeugung und der Wirkung derselben in uns erwecken sollte. Wir vergessen bald dieses, bald jenes. Es sei Freude, es sei Schrecken, es sei Traurigkeit, die man bei diesem oder jenem Anblick empfunden, so nimmt die Zeit diese Bewegungen hin. Es bleibt uns ein Gedächtniß der Sachen übrig: die Kraft und die Wirkung verschwinden. Und noch mehr geschieht dieß bei den Sachen, die nichts denn ein Spiel der Einbildung sind. Die Fußtapfen, die von solchen Dingen zurückbleiben, verlieren sich, ehe man's meint. Und der geschwinde Verlust der Bewegungen des Gemüthes ist gemeiniglich ein Beweis von der Falschheit der Einbildung. Die sich heute einbilden, daß ihnen ein Verstorbener erschienen und eine Lehre gegeben, die ihren Neigungen entgegen, wie lange behalten diese den daher empfangenen Eindruck? Wie lange richten sie sich nach den Befehlen dieses vermeinten Geistes? Einige Monate besiegen die Angst des Gemüthes: die alte Gewohnheit nimmt ihre Stelle wieder ein: zuletzt zweifelt man gar, ob die Augen uns nicht betrogen. Wie weit unterschieden ist die Ueberzeugung der Knechte Jesu von dem Leben ihres Heilandes von einer solchen ungegründeten Meinung? Sie sagen, der gekreuzigte Jesus sei ihnen mehr denn ein Mal lebendig erschienen! Sie gestehen, dieser Heiland habe ihnen einen Befehl gegeben, der mit allen ordentlichen Neigungen des Menschen stritt! Er habe ihnen befohlen,

Ruhe, Haus, Güter, Vergnügen, Verwandte, Alles zu verlassen, in der Welt herumzuirren, den Einwohnern des Erdbodens eine verhaßte Lehre zu verkündigen, bis an's Ende Leiden, Jammer und Schmach zu erdulden. Die Gewißheit von dieser Erscheinung bleibt ebenso lebendig nach vierzig und mehr Jahren bei ihnen, als sie beim ersten Anfang ihres Amts gewesen. Zeit, Reisen, Veränderungen, Zufälle, Verfolgungen verlieren ihre gewöhnliche Kraft bei ihnen. Der Gehorsam, welchen sie den Befehlen des erweckten Jesu erweisen, ist ein stetiger Zeuge von ihrer ganz besonderen Ueberzeugung. Sie ruhen nirgends, sie wandeln von einem Volk zum andern: Einöden und Städte sind ihnen eins, wenn Jesus nur gepredigt wird: hungern und satt sein gilt ihnen gleich: der Tod, ein grausamer Tod ist das Siegel ihres Gehorsams und das letzte Zeugniß von der Gewißheit ihrer Seelen. Wer bei solchen Umständen sich bereden kann, daß ihr Glaube von dem Leben Jesu aus einer Einbildung entstanden, der wird ebenso leicht glauben können, daß Jerusalem geträumet, da es gemeinet, Jesum an dem Kreuze zu sehen. Es ist unerhört, daß man seine Freiheit auf ewig um einen Traum verkauft und daß eine Phantasie die Kraft hat, eine Anzahl von Menschen über den Verlust alles Vergnügens auf viele Jahre zu trösten."

Hin und wieder wird auch ein Beispiel zur Erläuterung in der Abhandlung, wie z. E. 1, 218. 5, 29 ff. beigebracht, sonst finden Beispiele, Gleichnisse, ausführliche, ergreifende Schilderungen in dem Schlußtheile der Rede, in der Nutzanwendung, ihre Stätte. „Geliebte Freunde in Jesu," ruft Mosheim ein Mal 1, 14 aus, „lasst uns hie der Einbildungskraft unsrer Seelen etwas Raum lassen! So geneigt diese Kraft sonst zum Irrthum ist, so wenig dürfen wir hie deswegen Sorge tragen." Er wendet sich nicht umsonst an sie, seine Rede empfängt durch diesen Appell Anschaulichkeit, Eindringlichkeit, die Kraft zu rühren, zu ergreifen, zu fesseln. Er wählt seine Beispiele meist nicht aus den Geschichten der Schrift und der Kirche, viel weniger aus der Weltgeschichte, am Liebsten bringt er ein Beispiel aus dem gewöhnlichen Leben. Bilder und Gleichnisse kommen nicht allzu häufig vor, nur in einer Rede, in der ersten des zweiten Bandes, drängen sie sich gegen das Ende hin stark zusammen. „Wir wollen euch mit keiner längern Erinnerung aufhalten," heißt es hier nämlich S. 42. „Wenig Worte werden euch alles erklären, was

wir sagen könnten, und in den Stand setzen, ohne Schwierigkeit zu urtheilen. Stellt euch zwei Reisende vor! Beide haben einen Weg zurückzulegen. Beide haben gleiche Mühe auszustehen. Beide haben gleiche Gefährlichkeit zu befürchten. Beide haben ein gleiches Ziel der Reise. Allein der Eine weiß gewiß, der Abend werde ihn in eine bequeme Herberge führen und in wenig Tagen werde er in eine größere Ruhe gesetzet als diejenige, die er verlassen: er reist deßwegen ohne Sorgen und sieht die Zufälle, die ihm begegnen, als lauter Dinge an, die ihm nur die Annehmlichkeit der künftigen Ruhe vergrößern werden. Was ist's, denkt er, daß ich mich jetzt beschwere, die jetzige Beschwerlichkeit wird, wenn sie vorbei ist, ein Theil meiner vergnügten Gedanken sein. Der Andre zweifelt, wie es mit seiner Reise ablaufen werde. Er weiß nicht, ob er den wilden Thieren zur Speise dienen oder vom Sande werde bedeckt werden. Er zittert bei jedem Schritt und ihm ist bange, daß er vielleicht nie den Ort seiner Ruhe sehen werde. Wer ist seliger von diesen Beiden? Der Erste ist das Bild eines Heiligen, in dem der Geist Gottes wohnet. Der Andre ist das Bild eines Unwiedergeborenen, der Gott nicht kennet. Bildet euch zwei Streiter ab, die man gedungen hat, die Freiheit des Vaterlandes zu vertheidigen! Mühe, Hitze, Kampf, Arbeit, Feinde sind an beiden Seiten gleich ausgetheilet. Einer hat so viel Pflicht und so viel Mühe, der Pflicht nachzuleben, als der Andere. Aber der Eine zweifelt am Siege nicht. Er ist so gewiß, daß er seinen Feind erlegen werde, als wenn der Sieg schon erhalten wäre. Er fürchtet daher weder Gefahr noch Drohen. Die gefährlichsten Oerter sind ihm die liebsten. Die Gewißheit der Belohnung erfrischt den Muth, wann die Gefahr sich vergrößert. Der Andre zittert vor dem Tode. Er traut der Stärke der Widersacher mehr, als seinen eignen Kräften. Er denkt nicht an den Ausgang des Streites, sondern an die gegenwärtige Arbeit. Er glaubt, der erste Anfall werde vielleicht die erste Ursache seines Todes sein. Ziehet dieses Bild auf euch! Der Erste ist ein Heiliger, der Andre ein Unheiliger. Der Eine ist von Gottes Geist versiegelt, der Andre von Gott verlassen."

Trefflich sind die Schilderungen, die Beschreibungen, welche Mosheim in seinen heiligen Reden entwirft. Wie ergreifend redet er 4, 150 ff. von Pauli Leiden und wie klar legt er die Gedanken, welche demselben Apostel bei seiner Bekehrung auf dem Wege gen Damaskus sich auf-

drängten! 1, 39 f. „Eine Stimme, die er höret, entreißt ihn sich selbst. Ein Licht, das seine Augen blendet, erleuchtet seine Seele. Der Paulus, der gestern sagte: Jesus ist todt, der sagt heute: Jesus lebt! Unendliche Veränderung! Blitz und Donner dringen so leicht nicht in andere Körper, als diese Stimme in die Seele Pauli. Kein Vernunftschluß, kein Beweis, keine Gründe, keine lange Vorstellung, vier Worte kehren den ganzen Grund seiner Seele um und zeugen lauter neue Gedanken: ich bin im Irrthum; meine Lehrer sind Betrüger; meine Wissenschaft ist Thorheit. Jesus ist Gott. Seine Knechte sind Diener des Höchsten: Jesus lebt. Wunders genug! Aber Paulus geht weiter: ich muß aufhören zu verfolgen; ich muß den Haß der Juden auf mich laden; ich muß ein Christ werden. Noch nicht genug: ich muß ein Zeuge vom Leben Jesu werden; ich muß durch die Welt reisen und Jesum verkündigen; ich muß alles leiden um dieses Bekenntnisses willen; ich muß sterben um Jesu willen. Alle diese Gedanken zeugt ein Augenblick, ein Laut, ein Licht, welches er siehet.“ In derselben Predigt führt uns Mosheim an ein Sterbebett und heißt uns an den Tod und die Verwesung gedenken: wie weit er auch geht, über die Linie des Erlaubten geht er doch mit keinem Schritte. „Können wir's leugnen,“ sagt er hier S. 41, „daß unser Herz zittere, wenn sich diese Gedanken unter unsern mühseligen Bewegungen, unter unsern Wollüsten, unter unsern Eitelkeiten uns vorstellen? Dieser Leib, den ich trage, wird in eine solche Art des Staubes zerfallen, die ich jetzt mit Füßen trete. Diese Glieder werden aus einander geworfen werden und ein Scheusal den Lebendigen sein. Diese Gebeine wird der Raum einer engen Grube umschließen, der sich die Menschen kaum nahen werden. Dieser Geist wird seine Herberge verlassen und in eine Welt versetzet werden, die ich nicht kenne. Diese Seele wird dem allwissenden Richter, den niemand betrügen kann, zum Urtheil und Gericht sich stellen müssen. Diese kurze Zeit wird in die Ewigkeit verschlungen werden. Diese wenigen Tage sind diejenigen, die mein künftiges Schicksal auf ewig entscheiden werden. Wie wird uns, wenn wir alles dieses mit Eifer überlegen? Wie wird uns, wenn uns diese Einfälle zusetzen und das Herz einnehmen? Und wir sinnen auf keine Mittel, den traurigen Eindruck derselben zu dämpfen und über ihre Stärke zu siegen.“ „Gedenket an zwei Sterbende,“ ruft er am Schlusse dieser Predigt (S. 44 f.).

„Der Eine siehet die Schmerzen seines Leibes als Vorboten seiner Erlösung an. Er wird stark in der Schwachheit und nimmt zu an der Kraft des Geistes, wenn die Kräfte des Leibes wegfallen. Er siehet seinen Leib als die Decke an, die ihn bisher gehindert, Gott zu sehen, und wünschet, daß dieser Vorhang zerrissen werde. Er schmeckt in der Angst des Todes die Kraft der zukünftigen Welt. Er umarmet, wenn er stirbt, den Erlöser, der für ihn gestorben, und befiehlt mit eben der Gelassenheit, womit vormals sein Heiland, seinen Geist in die Hände Gottes. Er siehet die verwirrten Freunde ohne Verwirrung an und erinnert sie, so wie er, dem Heiland zu folgen. Der Andre vermehrt die Last der Krankheit durch das Schrecken, welches der herannahende Tod erwecket. Mit dem Wachsthum der Schmerzen wächst das Elend seines Geistes. Er bemerkt die Gebärden der Aerzte und will aus denselben Hoffnung für seine Verwirrung schöpfen. Er zittert vor dem Gericht, dem er sich stellen soll, und sieht in der Unsterblichkeit der Seele, die er glaubt, die größten Quellen seines Jammers. Er ruft den Schöpfer ohne Vertrauen und Liebe an und weiß nicht, wie viel Erbarmung er bei einem Herrn finden werde, dem er sich nie unterwerfen wollen. Er fährt zwischen Furcht und Hoffnung dahin und ist ungewiß, ob der abgeschiedene Geist die Vereinigung mit dem hinterlassenen Leibe verlangen oder fürchten werde. Wer ist seliger von diesen beiden? Der Erste stellet einen Knecht des Herrn vor, in dessen Seele der Geist Gottes rufet: Abba, lieber Vater! Röm. 8, 15. Der Andre ist das Muster eines sichern Sünders, der in der Welt sein Vergnügen gefunden. Lasst uns diese Vorstellung uns zu nutze machen und den Herrn bitten, daß er uns dazu Gnade geben wolle: Ihm sei Preis, Ehre und Lob in Ewigkeit. Amen." So schließt diese ergreifende Predigt ausnahmsweise, denn sonst bildet ein längeres, aber herzliches, kräftiges Gebet den Schluß.

Daß die Sprache in diesen heiligen Reden, die so klar und deutlich, so verständlich und überzeugend, so wohlgeordnet und schön gegliedert sind, rein, glatt, edel und schön ist, daß die Darstellung leicht und gewandt, gefällig und fein, voll Kraft und Feuer, lebhaft und eindringlich ist, davon haben die mitgetheilten Proben schon jeden überzeugen müssen. Mosheim redet schön und erhaben: seine Reden kündigen den Anbruch einer neuen Zeit ganz entschieden an und haben selbst nicht wenig dazu beigetragen, — wurden sie ja außerordentlich gern

gehört und gelesen — diese neue bessere Zeit herbeizuführen. Es ist viel Abwechslung, viel Bewegung in seinem Redestyle: daß es Reden sind, merkt man aus jeder Zeile. Die Rede wogt nicht erst, wenn es allgemach dem Schluß zugeht, zwischen dem heiligen Redner und seinen Hörern hin und her, der Redner, der mit einem Aus- und Anruf, wie z. E. großer Gott! (1, 44), theurer Jesu! (1, 19), seine strömende Rede unterbricht, redet gern an, frägt bisweilen auch etwas zu viel, apostrophirt überhaupt für sein Leben gern. „Ihr getreuen Zeugen Jesu," so wendet er sich 1, 23 an die Apostel, „wie unbillig sind wir oft gegen euer Gedächtniß. Ja wie unbillig sind wir gegen euch selbst, indem wir euer Gedächtniß versäumen. Wir verehren die Namen einiger alten Helden, die, wenn man die Sache recht untersucht, nicht sich, sondern ihre Laster verewigt haben." In dem Affekte der Rede wird selbst ein Ding, eine Eigenschaft als Person angegangen. „O, Barmherzigkeit unsres Vaters im Himmel, wie vollkommen bist du? Du begreifest das ganze Geschlecht der Menschen, die, so den Herrn lieben, die, so ihn hassen, die, so hoch, die, so niedrig sind, die, so die Gnade, die ihnen angeboten wird, annehmen, die, so sie verstoßen und verachten! Der Herr, sagt unser Erlöser, läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte (Matth. 5, 45). Du, unendlich barmherziger Vater, sorgest für beide Theile unsres Wesens, für den Leib und für die Seele, und gießest über beide, nachdem sie ihrer ersten Glückseligkeit beraubet worden, die Ströme deiner Gütigkeit und Liebe aus, um sie zur Ruhe und Vollkommenheit zurückzuführen. Was hast du nicht für Wunder gethan, unsere Seele, unsere verdorbene und verfinsterte Seele zu erlösen, zu versöhnen, zu erleuchten, zu heiligen? Was thust du nicht täglich für Wunder der Gnaden u. s. w." (6, 180 f.)

Den Widersachern gestattet Mosheim mehrfach das Wort, er bringt ihre Einwände wörtlich bei, und es entspinnt sich nun ein Zwiegespräch: so 5, 304.

An Kraft fehlt es diesen Reden nicht, wie fast die meisten Beweise, welche beigebracht werden, durchschlagend und treffend sind, so sind auch die Ansprachen an das Gewissen der Zuhörer aufrüttelnd und packend. „Wir preisen unsere Glückseligkeit," sagt er 3, 53, „und gründen in den Wunden Jesu unsere Hoffnung zu der künftigen Herrlichkeit: allein wir vergessen, daß diejenigen nur mit

ihm leben werden, die mit ihm sterben, und nur die mit ihm herrschen werden, die mit ihm hie dulden (2. Tim. 2, 11 f.). Was Wunder dann, daß wir so wenig Vortheil und Nutzen aus unsrer Betrachtung ziehen. Unsre Unart, die in diesem Verfahren sich äußert, ist desto schändlicher, je mehr sie mit den Trieben unserer eigenen Natur streitet. Wer sondert in der Welt Wohlthaten und Dankbarkeit von einander? Wer macht eine Scheidung in diesem Beweise: der ist mein Wohlthäter, daher muß ich ihn wieder lieben? Und wenn jemand so kühn ist, dergleichen zu unternehmen, wer schilt dergleichen Leute nicht als Schandflecken der Welt und als Uebertreter der ersten und deutlichsten Gesetze, die in's Herz den Menschen gegraben sind? Ein Sohn, der die Treue und Wohlthaten seiner Eltern zwar erkennt, aber nicht vergilt, heißt ein Ungeheuer, und ein Mensch, der gesteht, daß er einem Andern das Leben schuldig, aber dabei seinen Erretter verachtet, wird zum Fluch und Abscheu aller Verständigen." Mit ernsten Fragen wendet er sich 1, 201 an die Gewissen seiner Zuhörer. „Man hat im vergangenen Jahre," sagt er hier, „zu eben dieser Zeit, an eben diesem Orte, an eben dieser Stelle und vielleicht vielen von euch, die jetzt zugegen sind, die Lehre vom Kreuze zur Heiligung vorgetragen. Ist denn dieser Jesus Kraft und Weisheit in euch geworden? Ist uns Jesus Weisheit worden? Wir reden nicht von der Wissenschaft. Die Lehre von Jesus, die Geschichte seines Leidens und Sterbens sind uns bekannt. Wir reden von der Weisheit. Wir wollen dieses sagen: sind wir von der Zeit an überführet worden, daß unser ordentlicher Wandel verderbt sei? Sind wir überzeugt worden, daß die Nachfolge Jesu und die Verleugnung unsrer selbst der einige Weg zur Seligkeit sei? Sind wir in der Erkenntniß unsrer Unart gestiegen? Haben wir's gelernt, daß die Christo angehören, nothwendig ihr Fleisch, so wie er gekreuzigt ist, mit den Lüsten und Begierden kreuzigen müssen? (Gal. 5, 24.) Ein großer Theil, die wir hier versammlet, hat sich der Weisheit dieser Erde gewidmet. Sind denn unsre Seelen nicht dadurch von einer höheren Weisheit abgehalten worden? Haben wir mit Paulo gelernt, das Wissen dieser Welt und Weissagen für Stückwerk anzusehen? (1. Cor. 13, 9.) Haben wir mit ihm uns beflissen, den Stolz, der uns anklebet, niederzulegen und zu sagen: es sei ferne von mir, zu rühmen, denn allein von dem Kreuze unsers Herrn Jesu Christi,

durch welchen mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt. (Gal. 6, 14.) Ist uns auch die vortreffliche Regel entfallen: das Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert? (1. Cor. 8, 9.) Haben wir auch daran gedacht, daß in Christo weder Beschneidung noch Vorhaut, oder sonst etwas, weder Gelehrsamkeit noch Vernunft etwas gelte, sondern eine neue Creatur? Ist der gekreuzigte Jesus Kraft in uns geworden? Haben wir seinen Geist in uns zur Heiligung wirken lassen? Hat seine Kraft in uns das Verderben der Natur besiegt? Finden wir, daß wir unter dem Kreuze Jesu Demuth, Liebe, Geduld, Hoffnung, Sanftmuth gelernet? Sind unsre alten Laster und Begierden der Liebe unsres Erlösers aufgeopfert? Haben wir uns gereinigt (1. Joh. 3, 3.), wie er unser Hoherpriester rein, heilig und unbefleckt ist? (Hebr. 7, 26.) Ist das Gebot unsers sterbenden Erlösers lebendig in uns worden, daß wer Gott liebet, daß er auch seinen Bruder liebe? (1. Joh. 4, 21.) Haben wir endlich unser Kreuz auf uns genommen und sind ihm nachgefolget?" (Matth. 16, 24.)

Mit dieser Kraft paart sich ein edler Freimuth. Ich hebe nur eine Stelle als Beweis hervor. „Wir müssen euch hie mit aller Ehrfurcht und Ehrerbietung, die wir eurer Hoheit und Stande schuldig sind, anreden," lesen wir 6, 212 ff. „Ihr, die ihr die Stelle des Höchsten auf dem Erdboden vertretet, ihr, die ihr herrschet und regieret und Gewalt von Gott empfangen habet! Wir können nichts als bitten, klagen und vorstellen: ihr allein könnet helfen und der Unordnung wehren. Bedienet euch eurer Macht, diesen Uebeln zu steuern, die kein geringes zu den Plagen des gemeinen Wesens beitragen, und erweiset in diesem Stücke, daß ihr so barmherzig seid, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist. Welcher Weiser wird ungeneigt sein, den Gesetzen zu gehorchen, die ihr zu diesem Ende geben werdet, da sie so offenbar zum allgemeinen Nutzen und zur Wohlfahrt der Länder abzielen? Welcher Weiser wird nicht lieber überhaupt etwas geben, das zum Unterhalt und zur Pflege der Unglücklichen, die wir kennen, und die unser Fleisch und Blut sind, angewendet wird, als sich täglich von Fremden und Lasterhaften martern und plagen zu lassen? Welcher Weiser wird nicht gerne seine Hand aufthun, damit seinen bedrängten Mitbürgern und vielleicht seinen eignen Kindern und Nachkommen ein sicherer Grund der Hülfe in der Noth zubereitet werde? Es ist so

schwer nicht, als es scheint, solche Vorschläge auszuführen. Unsre Väter haben einen Anfang dazu gemacht, der uns, die wir eines größeren Lichtes, als sie genießen, beschämen kann, einen Anfang, der durch Sorgfalt und Fleiß leicht kann erweitert, fortgesetzt und ausgeführt werden. Euer Lohn, Gesalbte des Herrn, Mächtige und Gewaltige, die ihr ein Theil der Regierungslast traget, euer Lohn wird groß in der Herrlichkeit des gütigsten und barmherzigsten Wesens sein, wenn ihr eure Weisheit, Gerechtigkeit und Macht zu diesem Ende brauchen werdet. Eines der größten Hindernisse wird weggeräumt sein, wenn ihr eine genaue Aufsicht über die Schätze der Armen und Elenden, die unsere Vorfahren gesammelt haben, führen und der Bosheit gewisser Räuber steuern werdet, die sich kein Gewissen machen, die Güter des Herrn zur Sättigung ihrer bösen Lüste zu mißbrauchen. Was dürfen wir es verschweigen, da wir im Namen des Herrn reden, der die Liebe selbst ist und sich den Vater der Armen und Elenden nennet? Es gehet allenthalben ein betrübtes Geschrei auch unter uns, daß die Schätze der Elenden von denen, die sie weise und gottselig verwalten sollen, oft geschmälert, verschwendet, und denen, welchen sie bestimmt sind, gewaltsam entzogen werden. Dieses Gerüchte, es sei stark oder schwach gegründet, hält viele, die sonst reich an Liebe und Erbarmen sind, zurück, in die Fußtapfen der liebreichen Alten zu treten, und den Vorrath, der zum Unterhalte der Armen, der Wittwen, der Waisen vorhanden ist, zu vermehren. Die Werke der Liebe, die allgemach allenthalben aufhören, werden viel gemeiner werden und unsre Widersacher werden weit weniger Ursache finden, uns den Mangel der Barmherzigkeit vorzuwerfen, wenn die Wachsamkeit der Mächtigen und Gewaltigen sich in diesem Stücke ermuntern und dem ungerechten Willen derer, die Hand an die Güter der Armen legen wollen, Zaum und Zügel anlegen wird."

Wie sollte es Mosheim an dem Freimuth fehlen können; ist jede seiner heiligen Reden nicht ein Zeichen und Zeugniß seines Muthes? Die Sache der Offenbarung, die Sache der christlichen Lehre wurde damals weit und breit als eine verlorene Sache angesehen. Es ist wahr, der Deismus, welcher von einem wahrhaft lebendigen Gotte nichts wissen wollte, der Materialismus, welcher aller Sittlichkeit Hohn sprach, liefen Sturm gegen die Bollwerke alles Glaubens: man meinte, es könne die Kirche nur noch eine

kleine Weile sich halten, und Arbeiter boten sich schon in Masse an, den Schutt, den sie bereits liegen sahen, hinweg zu schaffen. Mosheim tritt in jeder Predigt diesen Verächtern des Christenthums, der Offenbarung, der Religion überhaupt muthig und tapfer entgegen. Er streicht vor ihnen seine Fahne nicht, er streckt nie vor ihnen die Waffen; er hält die Fahne des Glaubens entschlossen hoch und schwingt sein schneidiges Schwert feurig nach allen Seiten. Alle heiligen Reden haben einen Grundton, einen nicht zu verkennenden Charakter: sie sind sammt und sonders apologetischen Inhaltes, sie sind ohne Ausnahme Apologieen nicht bloß der christlichen Lehre, sondern vielfach auch der allgemeinen religiösen Grundwahrheiten. Mosheim sagt dieses selbst an unzähligen Stellen, seine Themata sind alle nach dieser Hinsicht formulirt, seine Ausführungen sind darnach bemessen.

„Wir treten heute vor euch auf, geliebte Freunde Jesu," so heißt es in der ersten Rede des vierten Bandes S. 9, und so könnte es in allen heiligen Reden lauten, „wenn es möglich, euch aus der Zahl der Verächter der göttlichen Gnade zu retten und zu einem bessern Gebrauche der göttlichen Wohlthaten zu bewegen." „Es ist Zeit, geliebte Freunde Jesu," heißt es 4, 233, „daß wir unsern Unterricht oder vielmehr unsre Rechtfertigung der göttlichen Langmuth gegen die Sünder beschließen." „In den Worten des Apostels, die wir zu unsrer jetzigen Betrachtung ausgesetzt," lesen wir in der Predigt über 1. Tim. 3, 16. Bd. 1, 123, „sind unterschiedliche Wahrheiten enthalten, die zur Vertheidigung des Glaubens dienen. Diese Tage erfordern von uns eine heilige Betrachtung des Grundes aller übrigen Geheimnisse, der Geburt Jesu. Wie wohl werden wir demnach dieselbe schließen, wenn wir diese Worte des Apostels in so weit betrachten, als sie zur Rechtfertigung der ganzen Wahrheit des Evangeliums dienen und die Vortrefflichkeit aller Lehren, welche unser Verstand nicht fasset, außer Zweifel setzen?" „Wir suchen," bekennt der heilige Redner 2, 151, „die Ehre Jesu in dieser Stunde zu retten. Gönnet uns euer Herz und eure Ohren, damit diese Rettung nicht umsonst geschehe." „Es ist Zeit," sagt er in der Vorrede zum letzten Bande seiner Reden S. 40 f., „daß wir, so oft es die Gelegenheit verstattet, die Ehre unsers Heilandes, der Religion, die wir verkündigen, und des Amtes, das wir führen, retten, und

in der That zeigen, daß die Wahrheit und Gottseligkeit den hellesten Schein der Vernunft nicht scheuen dürfe.“

Mosheim, der geistliche Redner, ist ein Apologet: er sucht nicht bloß die Geheimnisse des christlichen Glaubens zu rechtfertigen, sondern auch die Grundanschauungen des christlichen Lebens zu retten. Seine Rede geht zwischen diesen beiden Polen dem magnetischen Strome gleich hin und her und empfängt gerade durch diese Verbindung etwas Anziehendes, Fesselndes. Der Unglaube, die Leugnung der christlichen und weiterhin der allgemein religiösen Glaubenswahrheiten ist ebenso unverständig, vor dem Verstande nicht zu rechtfertigen, als unsittlich, das Leben entsittlichend, zerstörend, verderbend. Alle Glaubenswahrheiten haben einen bestimmenden Einfluß auf das sittliche Verhalten, und das sittliche Verhalten hat seinen Untergrund in jenen religiösen Grundwahrheiten. Der Unglaube ist Thorheit und Unverstand und bringt Elend: der Glaube allein ist der Sieg, welcher die Welt überwindet. Diese Gedanken sind der Mutterboden, auf welchem diese heiligen Reden wurzeln, sind die verborgenen Säfte und Kräfte, welche das Thema der Rede hervortreiben und die ganze Rede befruchten. Es versteht sich ganz von selbst, daß bald die eine und bald die andere Seite am Meisten das Gemüth des Redners bewegt und seine Rede bald mehr den Glauben und bald mehr das Leben in den Vordergrund rückt. Mehr moralischen Inhaltes, also mehr apologetische Reden über die Sittlichkeit sind viele heilige Reden: so im ersten Bande gleich die zweite mit dem Hauptsatze: die elenden Früchte einer unordentlichen und wollüstigen Lebensart; dann die vierte: die unterschiedene Wirkung der Predigt der Apostel von dem Kreuze Jesu, und die fünfte: die Einfalt der Kinder des Lichtes in den Sachen der Seligkeit. Im zweiten Bande die dritte: Barsillai's Verachtung der Wollüste des Hofes, und die fünfte: die Pflicht der Heiligen, mit dem leidenden Jesus zu leiden. Die sichersten Mittel, die Leiden dieser Zeit zu besiegen, und die Gleichheit aller Menschen bei ihrer äußerlichen Ungleichheit (Bd. 4.), der einzige Weg zu einem ruhigen und gesegneten Alter zu kommen, die ungerechten Beschwerungen der Menschen über die ungleiche Austheilung der irdischen Güter (Bd. 5), daß die Gottseligen klüger seien als die Sünder, die Natur der wahren Barmherzigkeit (Bd. 6). Das dogmatische Interesse wiegt in andern heiligen Reden vor, was sich schon in

dem Thema zu erkennen gibt: so Bd. 1: Beweis des Lebens Jesu aus dem Tode der Apostel, die gute Sache der Geheimnisse des Glaubens; Bd. 2: die Gewißheit der Heiligen von dem Zukünftigen, die elende Thorheit der Religionsspötter; Bd. 4: die Gerechtigkeit der Langmuth Gottes gegen die frechen und unbändigen Sünder; Bd. 5: die unerforschlichen Wege der göttlichen Regierung; Bd. 6: das väterliche Herz Gottes gegen seine abtrünnigen Kinder.

Das apologetische Verfahren Mosheims ist sehr verschieden. Diejenigen, welche die christlichen Glaubenssätze angreifen, werden vielfach mit vernünftigen Gründen, aus dem Wesen der Sache und aus der Erfahrung hergenommen, so abgeführt, daß ihnen — man erinnere sich, wie die Ansicht einer Vision, die den Aposteln den Auferstandenen gezeigt habe, abgefertigt wird — die Thorheit, der innere Widerspruch ihrer Vorstellungen aufgedeckt wird und sie so **ad absurdum** geführt werden; dann werden sie an die Unzulänglichkeit, an die Beschränktheit des menschlichen Verstandes, wofür Mosheim oft Vernunft sagt, erinnert und gewarnt, sich selbst zum Maße aller Dinge zu machen. „Ein Theil denkt so," heißt es 1, 54: „es sind Dinge in der Lehre Jesu, die ich nicht begreifen kann: daher verstehen wir sie nicht recht: daher muß ich die Schriften der Apostel so lange drehen, bis ein Verstand herauskommt, der meinem Witz anständig ist; daher muß ich glauben, die Jünger Jesu haben sich undeutlich erklärt und daß ich die Gabe besitze, sie deutlicher zu machen. Welch eine Verwegenheit! Der andere Theil schließt so: Es sind Dinge in der Lehre Jesu, die ich nicht fasse: daher habe ich Recht, die ganze Lehre zu verwerfen; daher darf ich von Jesu und den Aposteln den ärgsten Verdacht hegen; daher will ich den allerheiligsten Glauben unter die menschlichen Erfindungen setzen. Welch ein Unverstand! Beide setzen einerlei Satz zum Grunde, nämlich diesen: der Verstand des Menschen hat Kraft genug, alles, was in der Welt ist, zu begreifen. Die Menschen brauchen kein größer Licht, als wie sie wirklich haben. Wir, Geliebte in Jesu, die wir täglich im gemeinen Leben erfahren, wie viel uns zu hoch sei, sollten wir uns wohl einbilden können, daß man sich so weit vergehen könnte?" Der Streit der Vernunft wider die Offenbarung ist also eine Thorheit, eine Vermessenheit. „Die geringe Kraft des Verstandes, die wir übrig haben," sagt er

1, 121, „hat sich in Sonderheit gegen die Erkenntniß Gottes oder gegen die Wahrheit erhoben. Man hat diesen kleinen Rest des Verstandes oder das Vermögen zu denken und zu urtheilen, das in uns ist, mit dem edelen Namen der Vernunft beleget. Diese sogenannte Vernunft hat sich selbst zur Richtschnur gemacht, wonach der Glaube oder die Offenbarung beurtheilt werden müßte. Daher ist der so berühmte Streit des Glaubens und der Vernunft entstanden, den man besser und deutlicher den Streit der Wahrheit und des Hochmuthes oder der Einbildung der Menschen genannt hätte.“ Der Apologet versäumt es auch nicht, an das bessere Wissen und Gewissen zu appelliren: er betont es wiederholt, daß das unbekehrte Herz, welches von seiner Ungerechtigkeit nicht lassen mag, ein Interesse daran hat, der Wahrheit zu widersprechen, daß gar viele Religionszweifel aus dem schwarzen Abgrunde des bösen Herzens aufsteigen. Ein sehr ernstes und wahres Wort spricht er 3, 50 aus: „Das Gesetz des Herrn ist helle und deutlich. Niemand wird sich in den Dingen, die zu dem Wesen des Glaubens gehören, über die Dunkelheit der Offenbarung beschweren können, wo er nicht selbst Dunkelheit im Herzen hat. Aber diese Dunkelheit und Blindheit des Herzens, die der Klarheit des Gesetzes Gottes im Wege steht, ist das Erbtheil aller Sterblichen, die von dem ersten Menschen herstammen. Wie oft hindert uns die Trägheit unsrer Natur, das Licht der Wahrheit zu sehen? Wie oft stößt uns ein Stück der Unachtsamkeit an, die wir in die Welt gebracht, wenn wir das Wort des Herrn lesen? Wie oft sind gewisse ungegründete Meinungen, die man uns schon in der Kindheit beigebracht, die Ursache, daß wir unrecht sehen und noch schlimmer urtheilen? Wie oft macht uns das irre, was ein anderer, dem wir Liebe und Gehorsam schuldig sind, für Wahrheit und Weisheit ausgibt? Und was brauchen wir viel Worte? So viele böse und unordentliche Neigungen in eurem Herzen wohnen, geliebte Freunde in Jesu, so viele Feinde habt ihr, die dem wahren Lichte des Geistes ebenso hinderlich und schädlich sind, als ein giftiger Staub den Augen!“

Er vergißt nicht, den Feinden der Wahrheit zu Gemüthe zu führen, daß wie ihr Widersprechen thöricht, so auch bedenklich für sie ist. Gern zieht der Redner die Consequenzen der Vordersätze seiner Widersacher, häufig deckt er ihnen die unausbleiblichen Folgen auf: es steht ihm fest, daß der Religionsspötter sich selbst elend

macht, daß eine unordentliche, wollüstige Lebensart elende Früchte hat: vgl. Rede 4 in Bd. 2 und Rede 2 in Bd. 1.

Die Reden Mosheims beschränken sich am Liebsten auf die Defensive, nicht leicht geht er frisch zur Offensive über, thut er es dennoch, so wird er nie hitzig und leidenschaftlich, nie derb und grob, nie blind darauf fahrend und aus der Höhe donnernd, er bleibt ruhig und besonnen, maßvoll und überlegt, er hat Mitleiden mit dem Verblendeten und sucht ihm mit sanftmüthigem Geiste alle Zeit wieder zurecht zu helfen. Er ist unermüdlich, die religiösen Wahrheiten vor der Vernunft und der Erfahrung, vor dem Kopfe und dem Herzen des Menschen zu rechtfertigen und zu beweisen, um den Widersacher zu bekehren.

So hoch Mosheim auch von seinen Zeitgenossen geschätzt wurde, so blieb seine Kanzelberedsamkeit nicht ganz ohne Tadel. Zweierlei ward ihm vorgeworfen: er sei zu hoch, zu fein, zu zierlich, zu gelehrt und er sei nicht original, sondern nur ein leidiger Nachahmer. In seiner Anweisung S. 142 gesteht er selbst ein, daß ihm „doch etliche Male solche Worte entwischet, deren Gebrauch wir auf der Kanzel verwerfen," so sehr er sich auch in seinen heiligen Reden in Acht genommen habe, „mit den Gelehrten zu reden." Dieß ist nur äußerst selten der Fall; man kann auch nicht sagen, daß er über den Kopf des Volkes hinweggepredigt habe, nach meinem Dafürhalten wenigstens, konnten ihm aufmerksame Zuhörer alle Zeit folgen mit Verständniß und Erbauung. Gekünstelt sind diese Reden nicht, wenn auch die Sprache in denselben glatt und elegant ist. Der Styl ist der Mensch: dieses Wort bestätigt sich wieder bei Mosheim. Er war ein reichbegabter, ein universell gebildeter Mann, ihm ward Alles leicht, Alles stellte sich vor seinem Geiste schon in Ordnung, Alles erhielt sofort unter seinen Händen eine gefällige, schöne Form. „Ich bemühe mich," sagt er in der schon vielfach angezogenen Vorrede zum 6. Bande S. 45 f., „wenn ich etwas aufsetzen soll, meine Gedanken in Ordnung zu bringen und alle Begriffe meines Geistes, die zu der Hauptsache gehören, aufzuklären. Ich schreibe hernach so, wie die Gedanken sich nach einander meinem Gemüthe zeigen, und überlasse dem Witze, den mir die Güte des Herrn verliehen, der Einbildung und dem Gedächtnisse die Mühe, die Wörter zu suchen, zu ordnen und so viel Schmuck, als die Wahrheit und Deutlichkeit dulden kann, hinzuzusetzen." Nicht der Schmuck

und die Zierde der Rede läßt sich Mosheimen aufrücken, wohl aber dieses, daß er bisweilen zu viel redet, zu weit ausführt, zu sehr in's Kleine malt, daß er zu wortreich, zu umständlich hin und wieder wird. Er spricht vielfach, daß nur eine Stunde zur Andacht, zur Predigt bestimmt sei, daß er dieses Zeitmaß inne halten wolle, so z. B. 1, 5. 4, 10. 6, 138 u. 205: allein die Mehrzahl seiner Reden muß eine längere Zeit in Anspruch genommen haben.

Wenn man Mosheim einen Nachahmer nennt, so meinen die Einen, daß er der deutsche Tillotson sei, und die Andern, daß er dem Franzosen, dem katholischen Bourdaloue und dem reformirten Saurin nachstrebe. Allein mit Recht wirft er selbst (Anweisung S. 96) dem Engländer vor, daß in seinen Predigten zwar viele Gründlichkeit und Erbauung ist, aber nicht viel Beredsamkeit, was er S. 100 f. so ausführt: „Es ist in seinen Predigten kein Feuer und keine Beredsamkeit, aber die Wahrheiten fließen, eine aus der andern, sehr natürlich, und die Beweise derselben sind sehr klar und deutlich. Der Unterricht ist in denselben das beste, aber die Nutzanwendungen sind schlecht, indem das Feuer und die Lebhaftigkeit in denselben fehlet." Von den Franzosen ist aber Mosheim auch nicht sehr erbaut. Er hat an ihnen (l. c. S. 90) auszusetzen, „daß 1) gar zu viel Wind und eitle Beredsamkeit in ihren Predigten ist; 2) daß sie den Text, über den sie predigen, gar nicht erklären." Auch den Saurin u. A. hält er nach S. 97 nicht für mustergiltig, „weil wir ganz andre Gemeinden haben, als sie und weil wir an ganz andre Wahrheiten und Lehren gebunden sind, als sie." Wir könnten wohl sagen, daß Mosheim die Vorzüge des Tillotson mit den Vorzügen der Franzosen verbunden habe, daß bei ihm sich Licht und Wärme, Weisheit und Kraft, Lehre und Beredsamkeit mit einander paaren.

Franz Volkmar Reinhard.

Der Ton, welchen Mosheim auf so anerkennenswerthe Weise angeschlagen hatte, tönte noch lange fort auf den evangelischen Kanzeln in Deutschland. Ich erinnere an den älteren Sack, an den schwungvollen Cramer, an Jerusalem, an Silberschlag u. A. Doch den Geist der Zeit konnten diese Männer nicht bewältigen, er war stärker als sie und bemächtigte sich immer mehr der Lehrstühle auf den Hochschulen und in den Kirchen. Die Aufklärung, welche mit den Bemühungen dieser älteren Offenbarungsgläubigen so manche Berührungspunkte hat, verwässerte den christlichen Lehrstoff von Jahr zu Jahr mehr. Die positiven Glaubenssätze wurden hinter die Coulissen geschoben und dafür die Moral in Scene gesetzt: je mehr man von dem wahren Glauben schwieg, desto beredter sprach man von dem rechten Leben. Die rationalistischen Moralprediger kamen jetzt: Zollikofer, Spalding, Teller, Henke u. A. mehr. Sie predigten in der Weise jener alten Supranaturalisten, sie suchten auch die Begriffe zu erklären, die Sätze zu beweisen, die Wahrheiten zu demonstriren. Anfangs fanden sie rauschenden Beifall, doch mit der Zeit nahm er bedeutend ab und die Kirchen leerten sich. Da traten Andere auf. Die Vertheidiger der Wahrheit der Offenbarung hatten nicht bloß mit Vernunftgründen die gute Sache retten wollen, sie hatten auch in den Tempel der Schöpfung hinausgeführt und auf die Uebereinstimmung dieser natürlichen Offenbarung Gottes mit der übernatürlichen aufmerksam gemacht. Da lag es ja nicht so weit ab, die Kanzel aus den leergepredigten Kirchen hinauszutragen und in Naturpredigten sein Genie zu zeigen. Mosche, Zerrenner, Ewald gehören hierher: von jenen Aberwitzigen, welche

über Stallfütterung, Pockenimpfung u. dgl. handelten, will ich gar nicht reden. Der Rationalismus, beziehungsweise dieser Naturalismus, schien den Sieg gewonnen zu haben, da schenkte der Herr seiner Kirche zwei Männer, einen in Süddeutschland, den alten Storr, und einen im Norden, unsern Reinhard, welche mit aller Kraft in supranaturalistischer Weise für die Lehre der Schrift eintraten. Storr steht als Prediger weit hinter Reinhard zurück, seine Bedeutung liegt auf einem andern Felde der Theologie. Reinhard aber, wie ausgezeichnet er sonst auch vornehmlich als Lehrer der Moral gewesen sein mag, ist und bleibt in erster Linie Kanzelredner. Nicht ohne Grund sagt Böttiger in seiner Schrift: Fr. V. Reinhard. S. 37: „Unstreitig sind die Predigten das herrlichste, fruchtbarste Vermächtniß des großen Mannes; das lebendigste, in das Zeitbedürfniß unserer Tage und in die Würdigung unsrer falschen und ächten Aufklärung am kräftigsten eingreifende Erbauungsbuch aller Deutschen, die es mit Gott und seiner heiligen Offenbarung an das zu bessernde Menschengeschlecht wahrhaft gut meinen.“

Franz Volkmar Reinhard*) wurde 1753 den 12. März zu Vohenstrauß, einem Marktflecken im Herzogthum Sulzbach, geboren. Sein Vater war dort Pfarrer und zeichnete sich durch seine gründliche Gelehrsamkeit, seine tiefe Menschenkenntniß und seine vielseitige Erfahrung aus. Unter die besondern Eigenschaften seiner Predigten, welche er mit großer Lebendigkeit vortrug, gehörte eine strenge, alles genau bestimmende Disposition. Der zehnjährige Knabe faßte dieselbe schon ganz richtig auf und brachte sie zu Hause auf's Papier. „Die Vorstellung einer streng geordneten, in ihren Haupttheilen leicht behältlichen Predigt,“ so sagt Reinhard selbst S. 13 in seinen Geständnissen, welchen wir hier um so lieber folgen, weil der große Mann sich ebenso wahr als bescheiden über sich selbst ausspricht, „kam also sehr früh, und zwar mit allen Reizen des väterlichen Beispiels umgeben, in meine Seele und setzte sich so fest in derselben, daß sie nie wieder hat verdrängt werden können. Von dieser Zeit an war jede Predigt für mich verloren, die entweder keinen

---

*) Vgl. Desselben Geständnisse seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend. Pölitz, Monographie über ihn in 2 Theilen. Tzschirner, Briefe, veranlaßt durch Reinhards Geständnisse, und Gedächtnißrede. Köthe, Ueber Fr. V. Reinhards Leben und Bildung. Böttiger. Brömel, 2, 431. Sack, 242 ff.

Plan hatte, oder deren Plan ich nicht zu fassen vermochte, und dieß war eine Hauptsache, warum ich den meisten Predigten, die ich in der Folge an mancherlei Orten hörte, keinen Geschmack abgewinnen konnte." Der Vater unterrichtete den vielversprechenden Knaben selbst, vornehmlich in den alten Sprachen, die deutsche Sprache war von dem Unterrichtsplane ausgeschlossen: Haller's Gedichte waren das erste vernünftige deutsche Buch, welches ihm in die Hände kam: „der gedankenreiche, sinnvolle, jedes Wort sorgfältig wägende Dichter" (S. 17) bemächtigte sich seiner ganzen Seele und von nun an war ihm „auch alles Weitschweifige, Wortreiche und Tautologische auf immer verleidet" (ebenda). 1768 übergab ihn der treffliche Vater, welcher sehr bald darauf starb — die Mutter folgte ihm bald nach —, dem Gymnasium zu Regensburg, wo er mit den alten Klassikern sich gründlich vertraut machte und sich der lateinischen Sprache so bemächtigte, daß er sie fließend und elegant redete; auch die deutsche Litteratur, welche damals eine neue Blüthe erlebte, vor allen Dingen Klopstock's Messias, erschloß sich ihm jetzt. Die Universität Wittenberg bezog er Ostern 1773: er hörte hier die verschiedenartigsten Vorlesungen ohne alle Ordnung, aber mit dem größten Fleiße. Der Versuch, welchen er gleich in seinen ersten akademischen Wochen im Predigen machte, gelang; er fühlte, ob er sich gleich absichtlich angestrengt hatte, hinterher nicht die mindeste Beschwerde; die Bauern gaben ihm dazu noch das Zeugniß, daß er eine helle Stimme und eine vernehmliche Aussprache habe. Nun ließ er jeden weiteren Versuch und hörte so viel Collegia, als er nur konnte, aber merkwürdiger Weise keine Vorlesung über Ethik und Homiletik. Allein durch einen Zufall, denn er lebte nur ganz den gelehrten Wissenschaften, fielen ihm Saurin's Passionspredigten in der Heyer'schen Uebersetzung in die Hände. „Es konnte nicht fehlen," sagt er S. 43 f., „der Alles genau disponirende, jeden Theil in Unterabtheilungen spaltende und oft selbst diese noch weiter zergliedernde Saurin mußte mir sehr gefallen; dieß war ja nach dem Begriff, den ich von einer guten Predigt hatte, ein nothwendiges Erforderniß derselben und in diesem hohen Grade hatte ich dasselbe noch nie befriedigt gefunden. Die lebhaften Wendungen, welche Saurin seinem Vortrage gibt, und die Blumen, womit er Alles bestreut, thaten gleichfalls ihre Wirkung. Ich glaubte ihn daher zum Muster nehmen zu dürfen, und das

Bestreben, ihn nachzuahmen, zeigte sich in einer Predigt, welche ich in diesem Jahre (1776) am Tage Mariä Heimsuchung über die gewöhnliche Epistel in der Pfarrkirche zu Wittenberg hielt, und die ich nach dem Verlangen Vieler, welche sie gehört hatten, mußte drucken lassen. Sie hat sich so ziemlich verloren, wie man leicht denken kann; sie war übrigens der Beweis, daß mir, was die Einkleidung anlangt, Saurin's Muster vorschwebte, und daß ich ein eifriger Crusianer war, der sich auch mit der prophetischen Theologie seines Meisters bekannt gemacht hatte."

Die alten Klassiker wurden auf der Universität nicht vernachlässigt: auf der Schule war Cicero ihm das Ideal der Beredsamkeit gewesen, jetzt ging ihm ein anderes auf. „Bis dahin war mein Begriff von Beredsamkeit," schreibt er S. 52, „vornehmlich aus Cicero's Werken abgezogen; ihn bewunderte ich als den größten Meister in diesem Fache, nur daß er mir, dem Schüler des wortkargen, gedankenreichen Hallers, hier und da etwas zu wortreich vorkam. Durch ihn selbst ermuntert, fing ich endlich an, auch die griechischen Redner und in Sonderheit den Demosthenes zu lesen; und wie groß war mein Erstaunen, in den berühmtesten Reden des ganzen Alterthums einen Mann zu finden, der, um seinen Zweck zu erreichen und die größten Wirkungen hervorzubringen, nie einer Blume, nie eines gesuchten Wortes, nie einer kostbaren, auffallenden Redensart, am allerwenigsten poetischer Prosa bedarf; der vielmehr Alles, was er vorzutragen hat, mit dem Ausdrucke sagt, welcher der natürlichste ist, die Sache am richtigsten bezeichnet und sie am treffendsten darstellt, bei dem ebendaher keine Spur von Affektation, von Haschen nach Witz, von überraschenden Wendungen, und von jener genial sein sollenden Verwegenheit vorkommt, bei der sich Viele so wohl gefallen; der dagegen durch seine männliche, kraftvolle, kein überflüssiges Wort enthaltende Diktion die Aufmerksamkeit fesselt; der durch die Stärke seiner Gedanken, durch die Macht seiner Gründe, und durch die Ueberlegenheit, mit der er sie entwickelt, den Verstand gleichsam überwältigt; der endlich durch eine Rede, die in harmonischen, das Ohr füllenden und in sich selbst vollendeten Perioden dahinströmt, Alles mit sich fortreißt. So ist denn, dieß wurde mir immer klarer, je länger ich diesen Redner las, die wahre Beredsamkeit etwas ganz anderes, als Schönrednerei; etwas ganz anderes, als ein Tändeln mit Gegensätzen und witzigen

Spitzfindigkeiten; etwas ganz anderes, als poetische, oder, wie Kant sie sehr richtig nennt, tollgewordene Prosa; etwas ganz anderes endlich, als jener Sturm und Drang, als jenes Sprudeln und Schäumen, als jener Bombast und Schwulst, der den großen Haufen in Erstaunen setzt, den er bewundert, weil er ihn nicht versteht. Könntest du, dieß war die Folge, die ich für mich selbst zog, könntest du also auf der Kanzel so sprechen, daß deine Rede alle Zeit ein streng geordnetes, in allen seinen Theilen festverknüpftes und in der natürlichsten Ordnung fortschreitendes Ganzes wäre; könntest du alle Zeit einen interessanten, in einem nahen Zusammenhang mit den wichtigsten Angelegenheiten deiner Zuhörer stehenden und für das Leben fruchtbaren Stoff behandeln; könntest du dieß so thun, daß du jeden Gedanken immer in die Worte kleidetest, die ihn im ganzen Schatz der Sprache am richtigsten und treffendsten bezeichnen; könntest du folglich beim Lehren immer den faßlichsten, beim Beschreiben den anschaulichsten, beim Ermahnen den kräftigsten, beim Warnen den erschütterndsten, beim Trösten den beruhigendsten Ausdruck finden; könntest du dich der Sprache so bedienen, daß jede Schattirung der Begriffe, jeder Wechsel der Gefühle, jede Steigerung des Affekts durch sie sichtbar würde und immer die Saite des Herzens träfe, die angeregt werden soll; könntest du endlich deiner Rede eine Fülle ohne Wortschwall, einen Wohlklang ohne erkünstelten Rhythmus und einen leichten, ungehinderten, Ohr und Herz gleichsam überströmenden Fluß verschaffen: so würde das die Beredsamkeit sein, die sich für die Kanzel schickte; dein Vortrag würde deutlich für den Verstand, behältlich für das Gedächtniß, erweckend für die Empfindung, ergreifend für das Herz sein; du würdest von der Religion mit der hohen Einfalt, mit der edlen Würde und mit der wohlthätigen Wärme sprechen, mit der man von ihr sprechen soll." „Dieser aus den Alten überhaupt, und vornehmlich aus dem Demosthenes und Cicero aufgefaßte Begriff von wahrer Beredsamkeit," bekennt Reinhard sofort offen und ehrlich S. 55, „ist mir so eigen geworden, daß mir an Andern nur das gefallen kann, was mit demselben übereinstimmt; und daß er in der Folge auch das Ideal wurde, welches mich beim Ausarbeiten meiner eignen Predigten leitet. Daß ich mir übrigens selbst sagte, von den der alten Beredsamkeit eigenthümlichen Künsten, auch der schlechtesten Sache einen guten Schein zu geben, den Zuhörer durch Vorspiegelungen zu

bethören, und ihn durch die Erregung seiner Leidenschaften zu raschen Entschließungen fortzureißen, könne und dürfe von dem Religionslehrer kein Gebrauch gemacht werden, wird man mir gern zutrauen." Der fortgesetzten Beschäftigung mit der Philosophie legt Reinhard neben diesem Studium der alten Redner den größten Werth und nicht bloß den größten Einfluß auf seine Predigtweise bei. „Den Vortheil zu berechnen," sagt er S. 57, „welchen dieses eifrige und unablässige Philosophiren als Vorübung zum Predigen haben könne, fiel mir gar nicht bei; die Sache lag mir um ihrer selbst willen an. Erst in der Folge wurde ich gewahr, daß ich bessere Vorübungen zum Predigen unmöglich hätte anstellen können. Bei der unermeßlichen Menge von Gegenständen, die ich in der Philosophie kennen gelernt hatte, und die mit Religion und Christenthum in so nahen und mannichfaltigen Beziehungen stehen, konnte ich nämlich, als ich anfangen mußte zu predigen, nicht leicht um Materialien verlegen sein. Ebenso wenig konnte es dem, der sich gewöhnt hatte, Alles methodisch und nach den Gesetzen der Logik zu behandeln; der nach und nach fähig geworden war, den Zusammenhang, die Organisation und die gegenseitigen Verhältnisse ganzer Systeme zu fassen, schwer werden, den Plan zu einer Predigt zu machen und eine Lehre der Religion ordentlich vorzutragen. Jene Gewandtheit im Denken endlich, bei welcher man des Stoffs, welchen man behandeln will, völlig mächtig ist und gleichsam nach Gefallen damit schaltet und waltet, läßt sich ohnehin nicht anders als durch Philosophie erlangen; wie leicht wird aber das Entwerfen einer Predigt jedem, der jene Gewandtheit nur in einigem Grade besitzt! Ist also bei einer zweckmäßigen Vorbereitung zum Predigtamte meines Erachtens irgend etwas unentbehrlich, so ist es das Studium der Philosophie. Wahrlich nicht, um die Philosophie auf die Kanzel zu bringen und sich da eitlen Spekulationen zu überlassen; sondern theils um sich einen größern Vorrath von Materialien zu verschaffen, theils und vornehmlich um jede Materie gründlich, lichtvoll und nach ihren jedesmaligen Umständen und Bedürfnissen behandeln zu können. Wirklich faßlich, leicht und populär wird nur der über religiöse Wahrheiten sprechen können, der eine ächt philosophische Kenntniß von ihnen hat und aller dahingehörigen Begriffe völlig mächtig ist. Wem es an dieser philosophischen Bildung fehlt, der kann wohl ein wortreicher Schwätzer, aber nie ein guter

werden; das, was ihm abgeht, kann weder durch hochtönende Phrasen, noch durch frommklingende, salbungsreiche Formeln ersetzt werden; er wird höchstens den großen Haufen eine Zeit lang täuschen, aber weder einsichtsvollen Zuhörern Genüge leisten, noch den wahren Endzweck des christlichen Lehramtes glücklich befördern können." Obgleich Reinhard nicht Moral hörte, so beschäftigte er sich doch schon auf der Universität sehr eingehend mit dieser Wissenschaft. Die Moralisten sind, wie er sich S. 62 ausdrückt, „sein Predigermagazin gewesen". „Daß der Prediger," sagt er S. 61, „eine systematische Kenntniß der Moral besitzen muß, wenn er moralische Wahrheiten gründlich behandeln will, ist unstreitig. Sie allein aber reicht bei Weitem nicht hin; das menschliche Herz muß der Prediger kennen; mit allen Bewegungen, Neigungen und Kunstgriffen desselben muß er vertraut sein; die mannichfaltigen Gemüthsarten und Charaktere der Menschen muß er erforscht haben; er muß wissen, welche Schwierigkeiten und Hindernisse die Ausübung des Guten überhaupt, und jeder Tugend insbesondere findet; er muß die heilsamsten Rathschläge bei der Hand haben, welche jeder Fall fordert: Weisheit des Herzens, um es kurz zu sagen, ist und bleibt bei seinem Geschäfte die Hauptsache. Daß sich aber diese nicht anders erwerben läßt, als wenn man mit unablässiger Aufmerksamkeit auf sein eignes Herz, und auf alle, die man zu beobachten Gelegenheit findet, ein fleißiges Lesen derjenigen Schriftsteller verbindet, die sich als Menschenkenner bewährt und vornehmlich für das Leben geschrieben haben, bedarf keines Beweises. Unter diesen aber behaupten die alten klassischen Autoren einen so hohen Rang, daß ihnen nur wenige andre gleichgesetzt werden können."

Als Reinhard im Begriffe war, Wittenberg zu verlassen, nachdem er seine Studien vollendet hatte, drangen die bedeutendsten Professoren der theologischen Fakultät in ihn, daß er bleibe und sich der akademischen Laufbahn widme. Er ließ sich überreden, habilitirte sich im November 1777 und fing seine Vorlesungen Ostern 1778 an. Er trat in die philosophische Fakultät und nahm, um auch über theologische Gegenstände lesen zu können, im November 1778 den Grad eines Baccalaureus der Theologie an. Er ward sehr gern gehört und schnell befördert, und zwar 1780 schon zum außerordentlichen Professor der Philosophie, 1782 zum ordentlichen Professor der Theologie, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, seine philosophi-

schen College weiter zu halten: endlich wurde er 1784 zum Propst an der Schloß- und Universitätskirche berufen, als welcher er alle Sonn- und Festtage predigen mußte. „Geübt habe ich mich," so erzählt Reinhard selbst S. 67, „in den Jahren 1778—1784 im Predigen schlechterdings nicht. Ich habe nämlich diese ganze Zeit über gewiß nicht viermal gepredigt und dazu gehörte selbst die Predigt noch, die ich bei meiner Doktorpromotion halten mußte. Dieß ist auch sehr begreiflich. Genöthigt zu predigen, durch Amt und Pflicht genöthigt, war ich diese Zeit über nicht. Da ich nun mit den Wissenschaften, die ich selbst ergründen und nach bestem Vermögen vortragen wollte, vollauf zu thun hatte; so konnte mir's gar nicht beifallen, die Kanzel betreten zu wollen. So lang ich außerordentlicher Professor der Philosophie war, war ich ohnehin unschlüssig, ob ich sie nicht ganz auf immer mit dem philosophischen Lehrstuhle vertauschen wolle; wenigstens hatte ich für diesen und auf diesem so viel zu thun, daß ich jene ganz aus dem Auge verlor." Ein weiterer Grund kam noch dazu: Reinhard gerieth bei seinen Studien in die größten Zweifel an den Lehren der Schrift, welche er bis dahin ohne Bedenken für die unumstößliche Wahrheit gehalten hatte. Er hatte schwer zu kämpfen, er trug auch den Sieg über seine Zweifel davon, aber leider einen Sieg, welcher, bei Lichte besehen, doch nur ein halber Sieg war, denn er schlug sich die Zweifel nur durch die Energie seines Willens aus dem Sinne. Ein Umstand, welcher für seine ganze Predigtweise bedeutungsvoll, ja verhängnißvoll geworden ist. „Je vielseitiger," so spricht er sich selbst aus S. 69 ff., „meine philosophischen Einsichten wurden; je mehr ich begreifen lernte, daß für Behauptungen, die dem parteiischen Crusianer sonst entweder abgeschmackt oder gefährlich geschienen hatten, sich gar manches sagen lasse; je stärker ich zu fühlen anfing, jedes System enthalte etwas Wahres und Gutes, in jedem offenbare sich die menschliche Vernunft auf eine eigne merkwürdige Weise, jedes verdiene daher erforscht und gewürdigt zu werden: desto mehr Zweifel entwickelten sich in meiner Seele; desto schwankender wurde der Boden, auf welchem ich sonst so fest zu stehen glaubte, und endlich kam es dahin, daß ich gar nichts Festes unter meinen Füßen hatte; daß ich, in das Gewirre streitender Spekulationen verwickelt, gleichsam in der Luft schwebte und nicht mehr wußte, wo Grund zu finden sei. Diese fürchterliche Gährung in meinem Innern wurde durch die Streitigkeiten, die um

diese Zeit auch in der theologischen Welt immer allgemeiner wurden, und sonderlich die dogmatische Theologie nicht bloß zu erschüttern, sondern wirklich umzustürzen drohten, recht eigentlich verwirrend und stieg zuweilen bis zur peinlichsten Unruhe. Auch von jenen Streitigkeiten Kenntniß zu nehmen, trieb mich nicht bloß Herz und Gewissen; die Frage, wie sich die Philosophie zur Offenbarung verhalte und wie beide in Uebereinstimmung zu bringen seien, wurde mir immer wichtiger, zumal da ich den Beruf erhalten hatte, auch theologische Vorlesungen zu halten. Ich strebe vergeblich den traurigen, mit jedem Morgen, bei jeder Vorbereitung auf meine Vorlesungen sich erneuernden, oft die höchste Verlegenheit und Rathlosigkeit herbeiführenden Kampf zu beschreiben, in welchen ich mich verwickelt sah. Vor dem Gedanken, einem schädlichen Irrthume das Wort zu reden und die Jugend damit anzustecken, zitterte ich. Gleichwohl waren mir tausend Dinge, von denen ich sprechen, über die ich mich erklären sollte, so problematisch, daß ich es noch zu keiner gewissen Ueberzeugung hatte bringen können. Mit Thränen in den Augen und mit dem feurigsten Gebete zu Gott, er möchte mich so leiten, daß mir wenigstens nichts für Religion und Sittlichkeit Gefährliches entfallen möchte, ging ich also, wenn die Stunde, die mich in's Collegium rief, bereits geschlagen hatte, oft noch in meinem Zimmer auf und ab, und nicht selten hatte ich die größte Mühe, zu verhüten, daß meine innere Unruhe meinen Zuhörern nicht sichtbar wurde. Bei der gänzlichen Ungewißheit, welche um diese Zeit in meiner ganzen Erkenntniß herrschte, und die mir selbst das zweifelhaft machte, was ich sonst für unumstößlich gewiß gehalten hatte, standen jedoch zwei Grundsätze unerschütterlich fest, die Grundsätze, mich in der Philosophie für nichts zu erklären, was meinem sittlichen Gefühle widersprach, und in der Theologie nichts zu behaupten, was mit den klaren Aussprüchen der Bibel stritt." Während ihn der erste Grundsatz zu einem Eklektiker stempelte, erhielt ihn der andre auf einem Mittelweg, „wo ich," sagt er S. 73 f., „hinlängliche Freiheit zum Prüfen hatte, ohne mich allzuweit verirren zu können. Daß hiebei ein Vorurtheil der Jugend mitwirkte, will ich gar nicht in Abrede sein. Da ich die Bibel schon als Kind gelesen, sie als Wort Gottes an die Menschen gelesen und sie so zu gebrauchen nie aufgehört hatte, so war sie mir so heilig, ihr Ansehen war mir so entscheidend geworden, daß ein Satz, der ihr widersprach, mein Re-

ligionsgefühl so sehr empörte, als eine unsittliche Behauptung meinen moralischen Sinn. Daß ich in der Folge nicht unterließ die Gründe zu prüfen, auf welchen das Ansehen der Schrift beruht, werden Sie mir zutrauen. Allein schon ehe dieß geschehen war, war es mir Gewissenssache, mich in keinen Streit mit einem Buche zu verwickeln, das einem so großen Theil unsres Geschlechts ein von Gott selbst herrührender Unterricht ist; dessen göttliche Kraft ich so oft an meinem eignen Herzen empfunden hatte und für das sich mein ganzes Gefühl immer entscheidender erklärte. Ich war noch überdieß in einer Kirche geboren, die das eigentliche Reich der Schrift ist, wo sie allein und unbeschränkt herrscht und den ganzen Lehrbegriff bestimmt. Dieser schien mir auch der Schrift, wenn man nicht an ihr künstelt und sie gewaltsam verdreht, weit gemäßer zu sein, als der Lehrbegriff irgend einer andern christlichen Religionspartei. Daher kam es denn, daß ich, so groß auch die Gährung in meinem Innern war, und so lang ich auch mit Zweifeln aller Art zu kämpfen hatte, dennoch den Lehrbegriff der evangelischen Kirche gleich von Anfang an nicht nur vortragen konnte, sondern, wenn ich gewissenhaft handeln wollte, auch vortragen mußte. Natürlich geschah dieß in der Folge immer gründlicher und mit immer größerer Freudigkeit, weil ich mich immer mehr überzeugte, in seinen wesentlichen Bestandtheilen sei er die wahre Lehre der Schrift und zu tief in derselben gegründet, als daß man ihn in derselben verkennen oder durch Künste der Interpretation daraus verdrängen könne."

Mit der größten Gewissenhaftigkeit arbeitete Reinhard seine Predigten aus: er entwarf sich zuerst ein Schema, in welchem die Hauptgedanken der Predigt in Reih und Ordnung da standen, denn auf logische Ordnung legte er einen außerordentlichen Werth, ein Mal der Sache selbst wegen und hernach seines eigensinnigen Gedächtnisses wegen. Das Gedächtniß dieses fleißigen Kanzelredners war sehr schwach und besserte sich trotz aller Uebung nicht; er hatte kein Wortgedächtniß, sondern nur ein logisches, d. h. das logische Gerippe, die Gliederung eines Vortrags prägte sich demselben leicht ein. Das Memoriren einer Predigt war für ihn die sauerste Arbeit, er schenkte sie sich aber nicht; jeden Morgen memorirte er einen Abschnitt seines Conceptes, so daß am Sonnabend endlich die Predigt für den andern Morgen fest saß. Während er an einer so stückweis memorirte, arbeitete er schon wieder an einer neuen: er hatte die Predigt, welche an dem

nächstfolgenden Sonntag gehalten werden sollte, schon den Sonntag vorher fix und fertig in seinem Pulte liegen.

„In den jetzt angegebenen Umständen," lesen wir in den Geständnissen S. 81 f. weiter, „ist auch großentheils der Grund zu suchen, warum meine Predigten die Form und den Zuschnitt erhalten haben, welcher ihnen eigenthümlich geworden ist. Ein Muster nachzuahmen, war mir, als ich zu predigen anfangen mußte, nicht möglich. Noch immer hatte ich nämlich außer den obengenannten Passionspredigten von Saurin keine Predigten gelesen, und wenn ich gleich die vorzüglichsten Muster in diesem Fache aus der Literargeschichte dem Namen nach kannte, so hatte ich doch von ihrem Charakter und ihrer Manier keinen Begriff; und dem guten Saurin nachzukünsteln, verging mir im Drange meiner Geschäfte und bei einer Lebhaftigkeit im Denken, die sich nicht gern einen Zwang gefallen ließ, sehr bald. Ich überließ mich also meinem eignen Gutdünken und Gefühl. Da ich als Professor gewohnt war, meinen Vortrag methodisch einzurichten, so folgte mir diese Gewohnheit auch auf die Kanzel; ich definirte, theilte ein, argumentirte in meinen Predigten wie in meinen Collegien, und zählte der Andacht meiner Zuhörer in der Kirche alle Punkte eben so genau zu, als der Aufmerksamkeit meiner Zuhörer im theologischen Hörsal." „Mir diese, fast möchte ich sagen, scholastische Art zu predigen, zu erlauben, hatte ich freilich noch einige besondere Gründe," heißt es S. 83. „Meine meisten Zuhörer waren Gelehrte und Studirende, weil ich in der Universitätskirche zu predigen hatte. Auf diese, welche insgesammt einem zusammenhängenden Vortrage folgen konnten, glaubte ich vornehmlich Rücksicht nehmen zu müssen; sie waren recht eigentlich die mir anvertraute Gemeine." Nichts desto weniger erweiterte sich der Kreis seiner Zuhörer, er ward auch von der Bürgerschaft, insbesondere von der Frauenwelt, sehr gern gehört. „Da ich nun behältlich zu predigen," lesen wir S. 84, „für eine Hauptsache hielt; da ich wünschte, daß meine Zuhörer immer so genau als möglich wissen möchten, wovon die Rede gewesen: so glaubte ich des Nutzens wegen, diese Methode behalten zu müssen. Daß ich dabei auf manchen rednerischen Schmuck Verzicht leisten mußte, ist freilich wahr. Aber ich sagte mir immer, der christliche Prediger sei doch mehr Lehrer als Redner; und daß ein so gegliedertes Ganzes doch

auch einer gefallenden Einkleidung und Belebung fähig war, lernte ich bei längerer Uebung immer mehr einsehen.“

Welchen Beifall Reinhard auch mit seinen Predigten in Wittenberg fand, er selbst war mit ihnen nicht zufrieden, er ließ sich deßhalb auch nicht bewegen, mehr als achtzehn Predigten, obschon er dort acht Jahre lang gepredigt hat, drucken zu lassen. Er empfand zu lebhaft ihre „Unvollkommenheit“. S. 85. „Vielleicht,“ schreibt er S. 86, „wären meine Predigten früher besser geworden, wenn ich wenigstens nun die Arbeiten der Meister in diesem Fache zu Hülfe genommen und studirt hätte. Aber das geschah noch immer nicht und war auch im Drange meiner übrigen Geschäfte und Arbeiten kaum möglich.“ „Erst nachdem ich schon einige Jahre Oberhofprediger gewesen war,“ — Reinhard wurde in dieses hochwichtige Amt nach Dresden 1792 berufen und führte dasselbe bis zu seinem Tode, der 1812 am 6. September erfolgte, sehr rühmlich — „fing ich an, mich mit dem Geist und der Manier der berühmtesten Deutschen, Französischen und Englischen Prediger bekannt zu machen; selbst von Zollikofer las ich erst in Dresden zu dieser Absicht einige Predigten. Nun fand ich in den Arbeiten dieser Männer freilich tausend Vorzüge, die ich an meinen Predigten vermißte, und die ich diesen wenigstens zum Theil vielleicht würde haben geben können, wenn ich sie früher kennen gelernt hätte. Aber nun war ich zum Nachahmen zu alt geworden; ich hatte mich zu sehr an meine Weise gewöhnt, als daß ich etwas Beträchtliches in denselben hätte abändern können; der einzige Vortheil, den ich nun noch aus dieser Lektüre ziehen konnte und auch wirklich daraus gezogen habe, bestand darin, daß ich in den Forderungen, die ich an mich selbst that, immer strenger wurde und sehr lebhaft fühlen lernte, wie weit ich noch vom Ziele der Vollkommenheit entfernt sei.“ (S. 87 f.) „Möchten sich aber jüngere Prediger,“ mit dieser Mahnung beschließt er diesen Brief S. 88 f., „durch mein Beispiel warnen lassen. In mehr als einer Hinsicht ist es nöthig und nützlich, daß man sich von dem, was in dem Fache, welches man bearbeiten soll, das Beste und Auserlesenste ist, eine fruchtbare Kenntniß verschaffe; zu einer zweckmäßigen Bildung des Predigers wird es also nicht wenig beitragen, wenn er die größten Meister in seiner Kunst bei Zeiten kennen lernt und ihre Werke studirt, nicht, um sie sclavisch nachzuahmen, sondern um sein Gefühl für das Wahre und Große zu schärfen, seinen Geschmack zu

:richtigen und sich dann eine eigene Methode zu bilden, die mit
:m Maß seiner Fähigkeiten und Kräfte und mit seinen äußern Ver-
iltnissen übereinstimmt. Ich hätte von Cicero lernen sollen, wie
öthig es sei, nichts zu vernachlässigen, was berühmte Redner hinter-
ıssen haben; man weiß aus seinem Brutus, wie vertraut er mit
len griechischen und römischen Kunstverwandten war und wie fleißig
: die Litteratur seines Faches studirt habe. Möge sein Beispiel,
ıs ich in diesem Stücke so ganz unbeachtet gelassen habe, desto er-
unternder für Andre sein!"

Brechen wir hier für das Erste unsre Mittheilungen aus diesen
fnen Geständnissen ab, welche neben einer sehr richtigen Selbst-
arakterisirung zugleich eine Predigtkunstanweisung geben, um die
ıauptgedanken Reinhards über die Predigt kurz zusammenzustellen.
)ie Predigt ist nach den Anschauungen dieses großen Kanzelredners
:n Kunstwerk, bei welchem, was seine äußere Seite anlangt, Logik
nd Rhetorik zu gleichen Theilen mitzuwirken haben. Alles ist in
er Predigt nach den strengen Regeln der Logik zu gestalten: die
Gedanken müssen in richtiger Folge auftreten, nach bestimmten Ge-
etzen sich gruppiren, die Beweise müssen überzeugend, die Schluß-
olgerungen richtig sein. Die Sprache in der Predigt soll dieser sie
)urchwaltenden Logik angemessen sein: Einfachheit, Klarheit, Deut-
:ichkeit, Lehrhaftigkeit ist ihr schönster Schmuck, und nicht Blumen
)er Rede. Der Prediger darf nie vergessen: er ist in erster Linie
'ehrer und durchaus nicht Redner. „Hierbei bemerke ich zuerst,"
iese Stelle aus den Geständnissen S. 145 will ich noch zufügen,
)aß man doch Unterricht und Belehrung zu allen Zeiten und zwar
it Recht für einen Hauptzweck des Predigens angesehen und die
rediger ebendeßwegen Lehrer des Evangelii genannt hat. Wer
n Unterricht von der Kanzel verbannt und Alles auf Erwecken
ıd Rühren zurückgeführt wissen will, der raubt dem Predigtamte
ıen großen Theil seiner Nutzbarkeit, zumal bei dem großen Haufen,
m fast alle Gelegenheit mangelt, seine Religionskenntniß zu be-
chtigen und zu erweitern, wenn er nicht in der Kirche und von
m Prediger weiter geführt wird. Sodann muß ich es geradehin
ugnen, daß das Religionsgefühl auf eine heilsame Art geweckt und
ne fruchtbare Rührung und Erhebung hervorgebracht werden kann,
)enn man den Weg nicht durch den Verstand zum Herzen nehmen,
)enn man nicht überall von überzeugender Belehrung ausgehen

will. Man wird doch nicht dadurch rühren wollen, daß man sich an die Phantasie wendet und diese zu entflammen sucht; auf diese Art würde man nichts weiter als ein wildes Feuer entzünden, das der wahren Frömmigkeit keinen Vortheil bringen, aber wohl schaden könnte. Soll eine fromme Rührung heilsam und bessernd, und eine Erhebung des Geistes vernünftig und fruchtbar sein, so muß sie sich auf wichtige Wahrheiten gründen, die lebhaft vorgestellt und empfunden worden sind; ein wirklich weckender, ergreifender und begeisternder Vortrag ist ohne Belehrungen, welche die Bewegung des Herzens vorbereiten und veranlassen, gar nicht denkbar. Da nun diese Belehrungen am meisten wirken werden, wenn man ihnen Klarheit und zweckmäßige Ordnung gibt: so läßt sich nicht absehen, warum ein strenges Disponiren mit dem Zweck, auf Herz und Gefühl zu wirken, nicht vereinbar sein sollte."

Die Predigt hat nicht Menschengedanken, sondern die Lehre der Kirche, die Lehre der heiligen Schrift vorzutragen. Reinhard wird nicht müde in seinen Geständnissen immer wieder zu diesem Punkt zurückzukehren. Er sah sich durch die Zeit, in welcher er predigte, veranlaßt und gezwungen, diesen sich eigentlich von selbst verstehenden Satz ohne Aufhören zu treiben. Denn selbst die Prediger hatten vielfach gar kein Gefühl, geschweige denn eine klare Erkenntniß, eine lebendige Ueberzeugung davon, daß ein berufener Prediger des Evangeliums auch die heilige Pflicht habe, das Evangelium, das Wort Gottes in der Kirche dem Christenvolke zu verkündigen. In seiner berühmten Reformationspredigt vom Jahre 1800, welche bei Vielen einen so gewaltigen Anstoß erregte, spricht Reinhard mit Wehmuth und Nachdruck über diese traurige Erscheinung. „Schon seit einigen Jahren," heißt es hier, „ich habe es bereits gestanden, schon seit einigen Jahren hat sich diese Freudigkeit (am Reformationsfeste zu predigen) vermindert, und ein stiller Kummer, eine Verlegenheit, die ich kaum verhehlen konnte, ist an ihre Stelle getreten. Ich habe mir's nämlich schon lange nicht mehr verbergen können, daß sich unsre Kirche, daß sich wenigstens die, welche am lautesten in derselben sprechen und für die vorzüglichsten und aufgeklärtesten Lehrer derselben gelten wollen, von der eigentlichen Lehre Luthers und seiner Freunde und von ihrem wahren, aus ihren Schriften erweislichen Sinn immer mehr entfernen; daß der große Mann, an dessen Verdienste wir uns heute erinnern und dessen Nachfolger die Lehrer

unsrer Kirche sein wollen, sie, wenn er aus seinem Grabe wiederkehren sollte, unmöglich für die Seinigen halten und zu der von ihm gestifteten Kirche rechnen könnte; daß, wenn es so fortgeht, wenn sich unsre Glaubensgenossen so wenig daran erinnern, auf welche Lehren und Wahrheiten unsre Gemeine ursprünglich gegründet worden ist, wir bald die Kirche gar nicht mehr sein werden, welche durch die Bemühungen Luthers und seiner Freunde entstanden ist." Allein nicht mit Unrecht hebt Tzschirner in seinen Briefen S. 131 ff. hervor, daß Reinhard seiner eigenen Vorschrift nicht nachkomme. „Unverkennbar," heißt es hier, „ist von Reinhard, was zuerst die Dogmatik anbetrifft, das biblische System und zwar in seinem ganzen Umfange, wie es in der Schrift gefunden wird, vorgetragen worden; denn weit entfernt, die unterscheidenden Lehren des Christenthums, die Lehren von der Gnade Gottes in Christo, von dem Beistande des göttlichen Geistes bei dem Werke der Besserung, von dem Göttlichen in Christo, nur beiläufig und gleichsam nothgedrungen zu berühren, hat er vielmehr diese Dogmen ebenso oft und ebenso ausführlich behandelt, als die Lehren, welche das Christenthum mit der Vernunftreligion theilt. Auch ist er ferner, bis auf wenige Ausnahmen, bei der einfachen Lehre der Schrift stehen geblieben und hat die Bestimmungen der Schule und der Symbole vermieden, welche entweder nicht exegetisch gerechtfertigt werden können, oder doch nur für die Schule, nicht für das Volk gehören. So erinnere ich mich nicht, daß er an irgend einem Orte seiner Predigten die ächtlutherische Vorstellungsart von der reellen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl vorgetragen hätte, und ebenso wenig habe ich bei ihm das in der Concordie enthaltene Augustinische Dogma von dem gänzlichen natürlichen Unvermögen des Menschen zum Guten gefunden. Wenn er daher erklärt, seine Predigten enthielten den Lehrbegriff der evangelischen Kirche, wie er in den Bekenntnißschriften derselben ausgedrückt ist, so kann er damit nur sagen wollen, daß die in seinen Predigten vorgetragene Glaubenslehre mit den Grundsätzen, auf welche der Lehrbegriff unsrer Kirche gebaut ist, und mit den wesentlichen Dogmen desselben übereinstimme, oder mit andern Worten, daß er, gemäß den Principien, welche die Stifter unsrer Kirche aussprachen und behaupteten, der Schrift als der obersten Glaubensregel gefolgt sei. Nicht genug aber, daß er die erwähnten willkürlichen Bestimmungen der Symbole mit Stillschweigen

überging, auch die Lehren, welche er als Lehren der Schrift anerkennt und darum vortrug, hat er, gemäß dem Zweck des Volksunterrichtes, entkleidet von der Schulform vorgetragen. So begnügt er sich von Gott Vater, Sohn und Geist zu reden, ohne in eine nähere Erörterung des Verhältnisses dieser drei Hypostasen einzugehen, und nicht ein Mal das Wort Dreieinigkeit erinnere ich mich in seinen Predigten gelesen zu haben. So begnügt er sich das Höhere und Göttliche in Christo zu erwähnen, ohne der in den Schulen festgesetzten Bestimmungen über das Verhältniß desselben zu dem Menschlichen zu gedenken, und es ist von ihm eben so wenig die Cyrillische Theorie über die Naturenvereinigung als die Athanasianische Trinitätslehre auf die Kanzel gebracht worden. Demnach ist die Dogmatik der Reinhardischen Predigten die wahre und einfache Lehre der Schrift und nur in einigen wenigen Stücken weicht sie, wie mir scheint, von der Vorstellungsart der heiligen Schriftsteller ab und vermischt kirchliche Dogmen mit biblischen Lehren.“ Tzschirner hat ganz richtig gesehen; wenn Reinhard auch seinen berühmten neunten Brief in den Geständnissen mit der Bemerkung beginnt, daß „es ja klar genug vor Augen liege, daß sie (seine Predigten) den Lehrbegriff der evangelischen Kirche enthalten, wie er in den Bekenntnißschriften derselben ausgedrückt ist“ (S. 90): so ist es doch nach seinen eigenen weitern Ausführungen nicht eigentlich der Lehrbegriff der evangelischen Kirche, den er auf der Kanzel vorzutragen bemüht war, sondern vielmehr die Lehre der heiligen Schrift, die Wahrheit des Wortes Gottes. „Die Offenbarung,“ so läßt er sich selbst S. 100 aus „schien mir zu viel für sich zu haben, als daß ich sie für Wahn und Täuschung hätte ansehen können. Auch lernte ich sie, je mehr ich mit den Streitigkeiten, Widersprüchen und Verirrungen der menschlichen Vernunft bekannt wurde, immer mehr nicht bloß als eine wünschenswerthe Wohlthat, sondern auch als dringendes Bedürfniß kennen. Meinem eignen Herzen endlich war die Anhänglichkeit an das Evangelium von meiner frühsten Jugend an so wohlthätig geworden, ich glaubte von der göttlichen Kraft desselben so viele Erfahrungen zu haben: daß ich wider Pflicht und Gewissen gehandelt haben würde, wenn ich mich ganz von derselben hätte lossagen wollen. Und so hatte ich denn keine Wahl weiter; ich mußte auf die Seite der Offenbarung mit dem Entschlusse treten, Alles ohne Ausnahme gelten zu lassen, was aus der Schrift erweislich sei. Da

ir nun der Lehrbegriff der evangelischen Kirche mit der Schrift
igleich mehr übereinzustimmen schien, als jeder andre, ich auch
cht unbemerkt lassen konnte, wie zusammenhängend in sich selbst
id streng consequent dieser Lehrbegriff ist, und wie leicht er sich
it der Vernunft vereinigen läßt, so bald sich diese ihrer Schranken
wußt bleibt und sich unerweislicher Behauptungen enthält: so war
: freilich sehr natürlich, daß ich den Lehrbegriff unsrer Kirche fest=
elt und ihn auf dem Katheder und der Kanzel vortrug, ohne mich
irch das, was man dagegen vornahm, im Mindesten stören zu
ssen.“ Dieses Eintreten für die Lehre der Schrift, diese Unter=
erfung der Vernunft unter die Offenbarung fordert Reinhard von
dem Prediger des göttlichen Wortes. Unbekümmert darum, wie
tter er getadelt und geschmäht wurde, — ward ihm seine Alt=
äubigkeit, sein Supranaturalismus doch als Dummheit, als Mangel
: Gelehrsamkeit öffentlich vorgeworfen; wie mitleidig er entschuldigt
d in Schutz genommen wurde, — hielt man es ihm doch als
equemlichkeit nach den Umständen und Verhältnissen zu gut, daß
so sprach, wie er sprach, stand er von dem Evangelium, so weit
s dessen Verständniß ihm aufgegangen und sein inneres Leben mit
n eins geworden war, nicht ab: es ist überhaupt Gewissenspflicht
r einen jeden Prediger, Schmach und Spott nicht zu scheuen und
t zu halten an der heiligen Schrift aller Neologie zum Trotz.
n Autodidakt war Reinhard, und es ist nicht zu leugnen, ihm ist
roßes gelungen, allein sehr weise ist es von ihm, daß er von dem
ege, auf welchem er sich bildete, ganz bestimmt abmahnt. Nicht
der ist ein Reinhard, ein Mann von diesen Gaben, von dieser
chärfe und Kraft des Geistes, daß er den rechten Weg selbst finden
id sein eigner Schulmeister sein kann. Studium der Predigtkunst
id der Künste der Prediger versäume Niemand. Zu dem Studium
r Theorie trete das Studium der Praxis!

Wir wenden uns nun Reinhards Predigten selbst zu. Da
eht vor uns eine stattliche Reihe von Bänden, welche nicht ein=
al Alles enthalten, was von Reinhard gedruckt worden ist, ge=
schweige denn alle Predigten, welche er gehalten hat. Seine erste
redigt im Druck ist 1776 erschienen, ihr folgte 1784 im Frühjahr
st die zweite, seine Antrittspredigt als Propst, und im Herbst die
ritte von der christlichen Vaterlandsliebe. Mit der ersten Predigt=
immlung trat er erst 1786 hervor, der zweite Theil ließ bis 1793

auf sich warten. Von 1795—1797 liegen seine Predigten sämmtlich, aber nur ein Theil vollständig, der andre Theil im Auszuge vor: von 1798 sind alle Predigten, welche er bis an sein Ende gehalten hat, in einzelnen Jahrgängen in der Form, in welcher sie gehalten wurden, veröffentlicht worden und zwar gleich in zwei Ausgaben, die eine für Bemittelte, die andre für Minderbegüterte. Später sind diese Predigten und Predigtjahrgänge sammt andern von dem Verfasser zurückgehaltenen Predigten zu einer großen Sammlung vereinigt und mit Repertorien und Registern versehen worden, so in 35 Bänden 1813—1816 und wiederholt, zuletzt meines Wissens in 40 Bänden 1829—1837. Aber keine dieser umfangreichen Sammlungen ist vollständig: es findet sich in den verschiedenen Zeitschriften für Pastoraltheologie hauptsächlich in den zwanziger Jahren dieses Säkulums noch eine ganze Anzahl ächter Reinhardischen Predigten zerstreut, unter welchen sich etliche treffliche Homilien befinden.

Es ist eine ganz richtige Bemerkung, welche Reinhards ausführlichster Biograph und Vertrauter, der Historiker Pölitz, 2, 142 gemacht hat, daß die erste noch erhaltene Predigt Reinhards den Stempel schon trägt, welcher alle späteren auszeichnet. „Mit dem Tage seiner Antrittspredigt, mit dem 25. März 1784, begann für ihn," heißt es hier, „dieser neue segensreiche Wirkungskreis und endigte nicht eher, als mit der Predigt am ersten Bußtage des Jahres 1812. Bei allen Fortschritten, die sein eigenes Studium und seine ununterbrochene Uebung im Predigen, auch in diesem Felde der Wissenschaft für ihn herbeiführte, ist es doch überraschend zu sehen, wie er schon in dieser Antrittspredigt in Hinsicht der Wahl und der logischen Behandlung des Thema's, so wie in der Ausführung und stylistischen Darstellung unverkennbar derselbe war, der er später blieb, und wie seine homiletische Individualität sich bereits in dieser vielleicht nur sehr Wenigen bekannten Antrittspredigt aussprach."

Folgen wir nun wieder dem Faden, welchen uns Reinhards Geständnisse in die Hand geben. Er handelt zuerst von dem Inhalte seiner Predigten: ein Thema, welches um so interessanter ist, als Hagenbach, dem alten de Wette in die Fußtapfen tretend, welche der Reinhard'schen Moral bekanntlich vorwarf, daß in ihr von Christi nicht ein Mal als dem Ideale der christlichen Vollkommenheit die Rede sei (christl. Sittenlehre 1, 2, 353), schwere Anklagen in seinen

Vorlesungen über das 18. und 19. Jahrhundert gegen ihn erhoben hat. Gegen diese Angriffe ist Brömel eingetreten; er sucht Reinhards Ehre dadurch zu retten, daß er, einem Fingerweise von Pölitz folgend, bei Reinhard zwei Perioden unterscheidet, welche nach diesem sich sowohl formell als auch materiell von einander abheben, nach Brömel aber eigentlich nur materiell sich charakterisiren lassen. Pölitz hält das Jahr 1803 für den Anfang dieser zweiten Periode: er findet die meisten der früheren Predigten im Ganzen vollendeter und erschöpfender in logischer Hinsicht disponirt (2, 153), und dann bemerkt er, daß der Ton in jenen spätern Predigten strenger und die Ansicht der Menschen finsterer geworden sei (1, 98 f.). Brömel meint, daß um das Jahr 1800 schon diese Wendung eingetreten sei: er findet die Predigten in dem neuen Jahrhunderte glaubenswärmer und tiefer als die des alten Jahrhunderts. Ich habe mich nicht überzeugen können, daß Reinhard in seiner Auffassung des christlichen Glaubens und Lebens ein anderer geworden sei, und glaube, daß Pölitz und Brömel sich vollständig irren.

Es ist keine Frage, der Herzpunkt der Reinhard'schen Predigten ist die Verkündigung der freien Gnade Gottes in Christo Jesu. Man sieht es seinen Predigten an, daß er am Liebsten davon redet, man merkt es aus dem Ton seiner Rede, aus der Wärme seiner Worte, aus der Lebhaftigkeit seiner Darstellung, daß er hier aus vollem Herzen redet, daß er die freie Gnade Gottes in Christo Jesu an sich erfahren hat. Nicht erst in der zweiten Periode, mit dem Reformationsfeste 1800, fängt der Redner an, diesen „Haupt- und Grundartikel", „für welchen die Reformatoren bereit waren, Gut und Blut aufzuopfern", zu preisen: wir finden in den früheren Predigten schon diese Grundwahrheit des Evangeliums ganz entschieden betont. „Lasset uns also zusehen," lesen wir in der elften Predigt des Jahres 1795, „ob wir so gesinnt sind; ob unser Herz diese Ordnung Gottes billigt; oder ob wir es für eine harte Rede halten, daß wir ohne eigenes Verdienst, ohne unsre Seligkeit von Rechts wegen fordern zu können, sie von der Gnade Gottes durch Christum erwarten sollen? Unser Stolz sträubt sich, ich weiß es, gegen eine solche Einrichtung, die so demüthigend für uns ist, er will sich gerne selbst helfen; er will sich auf seine Tugend vor Gott berufen; er glaubt, wenn er thut, was er soll, eines Mittlers nicht zu bedürfen und seine Wohlfahrt nicht von der Gnade Gottes erbitten zu müssen,

sondern sie von der höchsten Gerechtigkeit fordern zu können. Aber saget mir, die ihr so denket, seid ihr auch im Stande zu thun, was ihr sollt; muß euch euer Gewissen nicht unwidersprechlich bezeugen, daß ihr dem Gebote der Pflicht oft geradezu entgegenhandelt; müsset ihr, wenn ihr redlich sein wollet, nicht eingestehen, daß nichts mangelhafter, unvollkommner, unlauterer sein kann, als eure Tugend? Und auf eine solche Tugend wollt ihr Ansprüche gründen? Auf sie wollet ihr euch vor dem Richterstuhle des Heiligsten und Gerechtesten berufen? Doch gesetzt, ihr wäret rein von aller Schuld, eure Tugend wäre untadelhaft und vollendet; habt ihr nun etwas mit derselben verdient; waret ihr nicht schuldig, sie zu leisten; ist etwas anderes von euch geschehen, als was das Gesetz in eurem Innern euch unnachläßlich gebietet und wozu ihr verpflichtet seid, es mögen heilsame Folgen daraus entspringen oder nicht? Es ist wahr, ach selbst nach dem Ausspruche der Vernunft ist es wahr, meine Brüder, was Jesus sagt: wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen war, so sprecht, wir sind unnütze Knechte gewesen, wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren. Und so ist es denn offenbar, Wohlfahrt, ewiges Leben, Seligkeit des Himmels ist ein freies Geschenk Gottes, das von Rechtswegen Niemand fordern kann, das Gott ertheilen kann, wie und durch wen er will." Leicht ließe sich noch eine Menge von Parallelstellen aus den Predigten vor 1800 beibringen, wenn es dessen noch bedürfte. Reinhard hatte als Universitätslehrer schon seine Stellung genommen und eine feste Ueberzeugung gewonnen: Gottes freie Gnade war der Angelpunkt seiner ganzen Theologie von seinem ersten Auftreten an. Sein Schmerz ist es, daß diese Lehre in der evangelischen Kirche hintenangesetzt, vergessen, ja selbst gemißbraucht wird. „Wer hätte es denken sollen," ruft er in der Predigt am ersten Advent 1800 aus, „daß man selbst von der Hauptlehre des Christenthums, von der Lehre: aus Gnaden, durch die Vermittelung Jesu, durch einen Glauben, der sich dieser Vermittelung tröste, und ohne sein Verdienst werde der Mensch vor Gott gerecht und ewig selig; wer hätte es denken sollen, daß man selbst von diesem Trost des Evangelii eine verkehrte Anwendung machen, daß man die verwegene Hoffnung darauf gründen werde, man könne die Seligkeit erlangen, ohne sich gründlich zu bessern; man könne getrost fortfahren, sich seinen Lüsten zu überlassen, wenn man sich nur gläubig an Christum halte und sein Verdienst sich zueigne."

Welchen Trost birgt dieser Artikel in sich! Der ergreifende Schluß der Reformationspredigt von 1800, in welcher Reinhard mit beredten Worten diese vergessene Wahrheit wieder verkündet, stellt das vor die Seele. „Das ist nicht zu leugnen, meine Brüder, es gibt Zeitpunkte, wo das erwachte Gewissen mit einer unerbittlichen Strenge spricht; wo es uns unsre Vergehungen in ihrer ganzen Größe zeiget; wo es uns die Mängel unsrer Tugend mit einem Nachdrucke fühlen läßt, der uns demüthigt; wo es uns unsre Strafbarkeit vor Gott, wo es uns unsre unverkennbare Verschuldung mit einem Ernste vorhält, der uns zu Boden schlägt und uns in den trostlosesten Zustand versetzt. Wehe dem Elenden, der sich so überwiesen, so verurtheilt, so geängstet fühlt, wenn er den Trost des Evangelii nicht kennt, wenn ihm nicht verkündigt wird, daß wir ohne Verdienst gerecht werden aus freier Gnade durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist! Heil dagegen allen, die dieses Evangelium kennen und sich desselben trösten! Sie werden trauern über ihre Vergehungen, aber nicht verzagen; sie werden sich demüthigen vor Gott, aber mit Vertrauen zu ihm aufblicken; sie werden heilig zu werden suchen, wie er heilig ist, aber ihrer Tugend sich nicht überheben; sie werden angenehm zu werden trachten in dem Geliebten und einst ruhig, einst getrost im Schooße einer Barmherzigkeit entschlummern, die uns mit Christo Alles schenken will. Und so sei denn Gnade, Gnade mit Allen, die da lieb haben unsern Herrn Jesum Christ unverrückt; Amen." Trefflich ist auch die Ansprache an die verwundeten Gewissen in der neunten Predigt des Jahres 1806: „Ihr seid elend, in hohem Grade elend, ihr alle, die ihr von eurem Gewissen gepeinigt werdet; nichts auf Erden kann eure Pein lindern, kein Ueberfluß irdischer Güter, kein Glanz der Ehre und Macht, kein Taumel des Vergnügens kann euch helfen; immer ungenießbarer wird euch, was die Welt euch darbietet, und erfüllt euch mit Ekel. Desto getroster kann ich euch an die Quelle der Beruhigung führen, die uns in der Gnade Gottes durch Christum geöffnet ist. Denn für euch, recht eigentlich für euch steht sie offen diese Quelle; euch ist der Trost des Evangelii ganz vorzüglich bestimmt. Wohl euch, daß ihr eure Schuld fühlet; daß euer Gewissen erwacht ist und euch zeigt, woran es euch fehlet; daß ihr mit Abscheu und Schrecken wahrnehmt, wie groß euer Verderben ist und wie wenig ihr euch helfen könnet. Wie wohlthätig ist der Schmerz, den ihr empfindet;

ihr seid göttlich betrübt, wie der Apostel es ausdrückt, und die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereuet. Nur lasset es bei dieser Reue nicht bewenden. Fühlet ihr es nun einmal, vor Gott sei kein Fleisch gerecht, und wieder gut zu machen, was ihr verschuldet habt, sei euch unmöglich: so überlasset euch doch der Erbarmung Gottes; so williget ein, ohne Verdienst gerecht zu werden aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist; so ergreifet und eignet euch zu, was der Apostel im Texte sagt: welcher auch seines eignen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Denn so ist es, meine Brüder! Ob euch Gott nach so vielen Verschuldungen begnadigen will, darüber muß er sich selbst erklären; und nur er kann die Bedingungen festsetzen, unter welchen euch Verzeihung widerfahren soll. Und er hat sich erklärt, er hat die Ordnung bekannt gemacht, der sich jeder Sünder unterwerfen soll. Darum preiset Gott seine Liebe gegen uns, ruft der Apostel vor unsrem Text, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren; so werden wir nun durch ihn behalten werden vor dem Zorn, nachdem wir durch sein Blut gerecht geworden sind. Das lasset euch gesagt sein; dieser Liebe Gottes tröstet euch; diesen Tod Jesu betrachtet als die Versöhnung für eure und der ganzen Welt Sünde; und fanget in diesem Glauben, in diesem Vertrauen zu Gott durch Christum, in dieser dankbaren Rührung über alles, was euch widerfahren ist, getrost an, andern Sinnes zu werden und nicht mehr der Sünde, sondern dem zu leben, der für euch gestorben und auferstanden ist."

Das ganze menschliche Geschlecht bedarf dieser freien Gnade, denn es liegt nicht nur in der Nacht des Un- und des Aberglaubens, da ihm die Erkenntniß des allein wahren Gottes fehlt, sondern auch in dem Schatten des Todes, denn das wahre Leben ist ihm ausgegangen, es bedarf einer sittlichen Neubelebung, einer Wiedergeburt. Jesus hat den Entschluß, „der Menschheit durch eine neue sittliche Schöpfung zu helfen", gefaßt — das führt die 22. Predigt des Jahres 1799 aus: er kommt damit der Sehnsucht der edelsten Geister gnädig entgegen. Dieses Seufzen der Creatur nach der seligen Freiheit der Kinder Gottes ist dem Herzen Reinhards nicht fern und fremd. „O hier verstehet ihr mich, hier fühlet ihr sogleich, was ich sagen will," ruft er nachdrucksvoll in der Predigt

en 13. Sonntag nach Trinitatis 1800 aus, „ihr alle, die ihr
raft des Evangelii an eurem Herzen empfunden habt und durch
be zu einem neuen Leben beseelt seid. Euch ist Gnade wider-
n; ihr habt die Wunder der Liebe Gottes in Christo Jesu
n gelernt; ihr fühlet es, wie gerecht die Fordrung ist: lasset
ihn lieben, denn er hat uns erst geliebt; und es ist euer Ernst,
beweisen, daß ihr der Sünde abgestorben seid und nun Gott
die Liebe Christi dringet euch wirklich ihn zu preisen an
r Geist und an eurem Leibe und der Heiligung nachzujagen,
welche ihn Niemand sehen wird. Aber welcher Kampf des
es und des Fleisches erhebt sich in eurem Innern! Wie oft
ilt und besiegt euch die Sünde, die ihr hasset. Mit welcher
nuth beschließet ihr so manchen Tag eures Lebens, an welchem
traucheltet und fielet! Mit welchem Unwillen erinnert ihr euch
) viele tausend gebrochene Versprechungen, an so viele tausend
llendete gute Vorsätze. Mit welchen Thränen füllt sich euer
, wenn ihr euch nach Jahren des Kampfes und der Anstrengung
immer nicht so rein, noch immer nicht so willig, noch immer
so stark erblicket, als ihr sein solltet! Wie beugt es euch vor
, wie beschämt und gedemüthigt fühlt ihr euch, wenn ihr selbst
beste, was ihr wirket, für unvollkommen erkennen, wenn ihr
stehen müßt, alle eure Gerechtigkeit sei wie ein beflecktes Kleid!
ihr solltet nicht rufen mit dem Apostel: ich elender Mensch,
wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? Ihr solltet
wünschen, von dem Joche ganz frei zu werden, das ihr schon
vorfen habt? Ihr solltet euch nicht darnach sehnen, das große
it immer vollkommner erfüllen zu können: ihr sollt heilig sein,
ich bin heilig? Ihr solltet nicht schmachten nach jenem bessern
ande, wo ihr frei von den Fesseln des irdischen Körpers und
hen über alle Verderbnisse dieses Lebens, dem Anfänger und
ender eures Glaubens glücklicher und eifriger folgen werdet?
enauer wir prüfen, meine Brüder, was wir sein sollten, und
sind; je mehr wir uns anstrengen, es zu werden und würdig
andeln dem Evangelio Christi: desto sichtbarer wird uns die
igelhaftigkeit alles dessen, was wir leisten, desto mehr drücken
die Schwierigkeiten, mit welchen wir hier zu kämpfen haben;
mehr lenkt sich unser Geist auf einen Zustand hin, wo ihm
s leichter werden, wo es ihm besser gelingen wird zu lieben,

wie er lieben möchte, und vollkommen zu sein, wie der Vater im Himmel."

Christus erscheint in Reinhards Predigten nie in jener abgeblaßten Gestalt, wie er von den Rationalisten dargestellt wurde. In jener schon mehrfach angezogenen Reformationspredigt von 1800 fragt er: „Wird sie (die evangelische Kirche) jene schriftwidrigen Vorstellungen von der Person Jesu dulden können, nach welchen man nichts weiter als einen Lehrer der Wahrheit, als ein Muster der Tugend in ihm erblickt, wenn sie ihn für den Mittler zwischen Gott und Menschen erkennet, außer welchem kein Heil ist?" „Werdet ihr," so wendet er sich 1795 schon in der elften Predigt an die, welche auf diesen Abwegen wandeln, „die ihr hier nichts entscheiden, die ihr Alles wollt dahingestellt sein lassen, den Namen wahrer und bedächtiger Verehrer Jesu verdienen? Könnet ihr den Grad der Achtung, der Verehrung, des Dienstes, den ihr ihm schuldig seid, richtig bestimmen, wenn ihr nicht wisset, wer er ist und welche Würde ihm zukommt? Ihr endlich, die ihr geneigt wäret, in Jesu nichts weiter als den größten Weisen, nichts weiter als den erhabensten Lehrer der Wahrheit, nichts weiter als den tugendhaftesten, großmüthigsten Menschenfreund zu erkennen; die ihr ihm mit einem Worte nur menschliche Würde einräumen wollet: gehet ihr auch unparteiisch genug zu Werke; fühlet ihr's nicht, daß seine Ansprüche weiter reichen und eine höhere Würde bezeichnen; müsset ihr euch nicht große Mühe geben, um seine Worte und die Aussprüche seiner Apostel so zu erklären, daß sie nichts mehr sagen, als ihr wollet? Ist es denn wirklich eine so harte Rede, wenn die Schrift lehret, daß Jesus nicht bloß Mensch ist, daß er mit dem Vater in einer Verbindung steht, die ihm göttliche Hoheit gibt und ihn zum Gegenstand unsrer Anbetung macht? Er hat sie gefordert, diese Anbetung, dieß ist unstreitig. Sie sollen alle den Sohn ehren, sagte er, wie sie den Vater ehren; wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht, der ihn gesandt hat. Wollen wir prüfen, ob wir richtig von Jesu denken: so lasset uns fragen, ob wir überzeugt, ob wir durchdrungen sind von dieser höhern Würde Jesu; ob wir mit völliger Zustimmung unsers Herzens unsre Kniee vor ihm beugen und anbetend rufen können: du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn?" In der Predigt, am zweiten Epiphaniensonntage 1810 gehalten, spricht sich, so weit ich mich entsinnen kann, Reinhard am Ein-

gehendsten und Vollsten über die einzigartige Stellung Christi aus. Christus ist ihm kein Geschöpf, sondern der ewige Gottessohn; er ist ihm kein Gotteslehrer, sondern der Abglanz, das Ebenbild Gottes. „Ganz anders," heißt es hier, „verhält sich's mit dem Zeugnisse Christi, mit der Offenbarung, die wir ihm verdanken! Hier spricht kein gewöhnlicher Mensch; durch seinen Eingeborenen, durch das Wort, das im Anfange war und bei Gott war und selbst Gott war, hat Gott zu uns geredet. Können wir zu unsrer Beruhigung mehr verlangen? Hier spricht kein Prophet, der nur so viel sagen kann, als ihm mitgetheilt ist; durch den, der in seinem Schooße war, durch den Vertrauten aller seiner Rathschlüsse, durch den, der von sich sagen konnte: Alles, was der Vater hat, ist mein, hat Gott sich hier erklärt. Können wir zu unsrer Sicherheit mehr fordern? Hier spricht kein Zeuge, der nur durch Mittheilung weiß und nur vom Hörensagen redet; durch den, der in der genausten Verbindung mit ihm steht, der Alles durch sich selbst und anschauend erkennt, der von sich sagen konnte: wir reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen haben, hat sich Gott uns enthüllt. Können wir zu unsrer völligen Ueberzeugung mehr wünschen? Die Aussprüche eines Gesandten Gottes, der seine innige Gemeinschaft mit Gott unwidersprechlich bekundet, der es durch die unleugbarsten Wunder dargethan hat, aus dem Schooße des Vaters sei er herabgekommen, die Aussprüche eines solchen Zeugen sind die Lehren des Evangelii." „Auffallen," sagt er weiter hin, „schrecklich auffallen muß uns zuweilen der unermeßliche Abstand, meine Brüder, der zwischen uns und Gott sich findet, und wie schwer muß es unsrer Schwachheit werden, sich den vorzustellen, der in einem Lichte wohnet, da Niemand zukommen kann, den kein Mensch gesehen hat noch sehen kann, der von allen Geschöpfen sich wesentlich unterscheidet und unendlich mehr ist, als der beschränkte Geist zu fassen vermag. Durch Christum sehet ihr jenen Abstand ausgefüllt; durch ihn, der zwischen Gott und unsrem Geschlecht gleichsam in der Mitte steht, der durch seine Menschheit uns und durch seine höhere Natur dem Vater verwandt ist, ist uns der Unbegreifliche gleichsam faßlich, der Unsichtbare gleichsam anschaulich geworden. Ja, meine Brüder, in einem milderen, unsrer Schwachheit angemessneren Lichte strahlen die unendlichen Vollkommenheiten Gottes in Christo wieder; daher heißt er das Ebenbild des unsichtbaren Gottes und der Glanz seiner Herrlichkeit; daher konnte

er von sich sagen: wer mich siehet, der siehet den Vater. Wollet ihr die unendliche Macht Gottes in ihrem erfreulichsten Lichte kennen lernen: in Christo ist sie sichtbar geworden, da hat sie sich durch die wohlthätigsten Wunder verherrlicht. Wollet ihr die unendliche Huld Gottes in ihrer ermunterndsten Gestalt erblicken: in Christo ist sie sichtbar geworden, da ist sie als heilsame Gnade allen Menschen erschienen. Wollet ihr die unendliche Gerechtigkeit Gottes in ihrer unerbittlichen Strenge betrachten: in Christo ist sie sichtbar geworden, da hat sie, um ihren Abscheu gegen die Sünde zu zeigen, nicht einmal des Eingebornen vom Vater geschont. Wollet ihr euch von der unendlichen Heiligkeit Gottes einen Begriff machen: in Christo ist sie sichtbar geworden; bei ihm, der heilig, unschuldig, unbefleckt und von den Sündern abgesondert war, strahlt sie euch aus eurer eignen Natur entgegen. Wollet ihr begreifen lernen, wie ihr selbst ein Bild des Unendlichen sein und ihm ähnlich werden sollet: in Christo ist diese Aehnlichkeit in ihrem höchsten Grade dargestellt: da seht ihr, wie weit sich unsre Natur zu Gott erheben, welch ein Abdruck seiner Größe, welch ein Wiederschein seiner Herrlichkeit sie werden kann. Wie nähert sich durch Christum Alles, was wir sonst nicht erreichen; wie gestaltet sich Alles, was wir sonst nicht fassen, wie mildert sich Alles, was wir sonst nicht ertragen konnten: welche Anschaulichkeit, welche Kraft, welches Leben hat er der Erkenntniß Gottes gegeben; wie wahr ist es auch in dieser Hinsicht, daß Niemand zum Vater kommen kann, als durch ihn!"

Christus, der in's Fleisch gekommene Sohn Gottes, ist uns ein Vorbild in jeder Tugend. „Es ist ein Vorzug," sagt Reinhard in der fünfzehnten Predigt des Jahres 1806, „durch welchen die Religion, welche wir bekennen, alle Religionen der Welt übertrifft, daß ihr Urheber und Stifter das Muster der reinsten Unschuld und einer tadelfreien vollendeten Tugend gewesen ist." Er wird nicht müde, das Vorbild des Herrn bei einzelnen Tugenden immer und immer wieder vorzustellen: er legt diesem Vorbilde eine magnetische, eine metamorphosirende Kraft bei. „Vermag Jesus Alles über euch," so lesen wir in der vierten Predigt aus dem Jahre 1796, „so schwebt euch ein vollendetes Vorbild der Tugend vor Augen, so fühlet ihr euch verbunden, in die Fußtapfen dessen zu treten, der einst allen Uebelthätern gebieten wird, von ihm zu weichen." Nicht bloß so allgemeine Tugenden, wie den Gehorsam gegen Gott, die

Liebe zu den Brüdern, Geduld und Sanftmuth hebt Reinhard an dem Herrn hervor: er sieht in ihm auch den praktischen Lehrer ganz spezieller Tugenden, wie z. B. der Vaterlandsliebe. „Er ist die Ehre unsres Geschlechts, der einzige von Allen, der allen Forderungen und Erwartungen Gottes Genüge leistete, der es werth war, an die Spitze unsres Geschlechtes gestellt zu werden, der es vermochte, der Vertreter seiner unglücklichen, vor Gott strafbaren Brüder und der Mittler zwischen Gott und ihnen zu sein. Und so war es denn auch der Rath Gottes, um seinetwillen und durch ihn allen zu verzeihen und alle zu beglücken, die mit dieser Einrichtung zufrieden sein, die auf seine Seite treten, die sich zu ihm halten wollen." Estomihipredigt von 1802. Christus ist nicht bloß Zeuge, sondern Erzeuger, Vermittler der Liebe Gottes gegen uns. „Eine ungewöhnliche Veranstaltung also war es," lesen wir in der ersten Bußtagspredigt von 1800, „die zu unsrem Heile getroffen wurde; aus der unsichtbaren Welt erschien ein Bote Gottes und ein Retter auf Erden; aus einer höhern Ordnung der Dinge kam der herab, der sich unsrer annehmen sollte. — Und wer war dieser himmlische Bote, dieser von Gott gesandte Retter? — War es eins von den unzählbaren Wesen, denen die Allmacht Gottes das Dasein geschenkt hat, und die sich in einer unabsehlichen Stufenfolge bis zum Throne Gottes erheben? Es würde Wohlthat, unaussprechliche Wohlthat gewesen sein, meine Brüder, wenn auch nur eins dieser vollkommnern Geschöpfe als Verkündiger und Zeuge der Liebe Gottes auf Erden erschienen wäre. Aber Gott hat seinen eingebornen Sohn gesandt, sagt unser Text; das erhabenste Wesen, welches die unsichtbare Welt kennet, der Einzige und Vielgeliebte, der in dem Schooße des Vaters war, der der Glanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens ist, war also zu unsrem Retter bestimmt; und so viel für uns zu thun, unser Geschlecht einer solchen Veranstaltung zu würdigen, das wäre nicht Großmuth? Was hat er endlich leisten müssen, dieser Eingeborene; hatte es bei dem Erscheinen auf Erden, bei der Verbindung mit unsrem Geschlechte sein Bewenden; durfte er bloß der Zeuge der Liebe seines Vaters, bloß der Verkündiger und Dolmetscher des göttlichen Willens sein? Höret, was der Apostel gleich nach unsrem Texte darüber sagt: Gott hat seinen Sohn gesandt, ruft er, zur Versöhnung für unsre Sünden!" Dieser Gedanke kehrt in den Rein-

hard'schen Predigten häufig wieder: nicht Zeuge, nicht Dolmetscher der Liebe Gottes ist unser Herr, sondern Vermittler, Erwerber der vergebenden Liebe Gottes für uns. In dem Tode des Herrn sieht Reinhard den höchsten Erweis der Liebe des Herrn gegen uns: dieser Liebestod ist ein Versöhnungstod, ist das Opfer für unsre Sünde! Nicht so oft, als von dem Leben des Herrn, redet er von dem unschuldigen Leiden und Sterben desselben. Er redet meist so davon, daß er die dahin einschlagenden Hauptsprüche der heiligen Schrift entweder wörtlich anführt oder umschreibt. Seine Anschauungen scheinen an vielen Stellen mit dem kirchlichen Lehrbegriffe sich zu decken. In der fünften Predigt des Jahres 1795 heißt es: „Wer die Stimme seines Gewissens hört, wer sich nicht selbst schmeichelt und betäubt: der wird dieß ohne Bedenken zugestehen, der wird es fühlen, welche Furcht, welche Aengstlichkeit das Bewußtsein dieser Strafbarkeit hervorbringt, wie wenig Vertrauen und Freudigkeit zu Gott das verzagte Herz fassen kann, so lang es sich noch schuldig weiß, so lang es noch keine Versicherung hat, daß es auf Gottes väterliche Huld rechnen dürfe. Diese Versicherung, dieses Recht, der vorigen Vergehungen ungeachtet, sich Gottes väterlicher Liebe trösten zu dürfen, hat Christus der Gemeine verschafft, er hat ihr völlige Schuldlosigkeit erworben. Denn höret, was unser Text sagt: Christus hat geliebt die Gemeine und hat sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiligte. Also für die Gemeine hat Christus die Strafe der Sünde, den Tod, geduldet; er, der von keiner Sünde wußte, hat sich für die Gemeine zur Sünde, zum versöhnenden Opfer, machen lassen; und dieß hat er gethan, auf daß er sie heiligte, sie entsündigte; er hat es gethan, auf daß sie würde in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Sehet da, ein neues Stück ihrer Würde! Sie ist ursprünglich ebenso schuldig, ebenso strafbar vor Gott, wie alle andre Menschen. Aber sie steht in der genausten Verbindung mit dem Unschuldigen und Gerechten, mit dem Sohne Gottes; sie ist so innig mit ihm verknüpft, daß sie vor Gott nur eine Person mit ihm ausmacht; nothwendig also muß sie Theil an Allem nehmen, was er besitzt; nothwendig muß ihr Alles zu Gute kommen, was er geleistet hat; seine Unschuld muß die Ihrige, sein Verdienst das Ihrige sein; da er gestorben ist zur Genugthuung für die Sünde, so muß es eben so viel sein, als ob sie selbst gestorben wäre; ist ihr Oberhaupt schuldlos

und angenehm vor Gott, so muß sie es um seinetwillen auch sein." Sollten wir nicht denken, daß hier die Satisfaktionslehre, der stellvertretende Tod des Herrn bekannt werde? „Was war nicht nöthig," so lesen wir in der sechsten Predigt aus dem Jahre 1797, „wie viel mußte nicht geleistet werden, wenn wir gerettet werden sollten! Das Reich der Finsterniß mußte zerstört, die Unwissenheit der ganzen Welt mußte gehoben und der Wahrheit das reinste Opfer gebracht werden: er brachte es willig, er wurde durch seine Lehre und durch seinen Tod das Licht der Welt. Die Schuld der Sünde mußte gebüßt, die Vergehungen unsers ganzen Geschlechtes mußten ausgesöhnt und der Gerechtigkeit Gottes das vollgültigste Opfer gebracht werden: er brachte es willig, er opferte unsre Sünden an seinem Leibe auf dem Holze und sein Sohn wurde die Versöhnung für dieselben." Ist hier nicht deutlich genug für den nur irgendwie mit der kirchlichen Lehre Vertrauten ausgesprochen, daß der Herr durch seinen Tod der göttlichen Gerechtigkeit vollkommnes Genüge gethan und ihre Anforderungen an uns befriedigt hat? „Es ist die unleugbare Lehre der Schrift," so werden wir in der fünfzehnten Predigt des Jahres 1806 unterrichtet, „der Tod Jesu sei die Ursache unsers Heils, er sei die von Gott selbst festgesetzte Bedingung, unter der uns Vergebung der Sünde und mit derselben in Zeit und Ewigkeit alles Gute zu Theil werden soll. Daher erklärte der Täufer schon Jesum für das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt trage. Daher sagt er selbst, er vergieße sein Blut zur Vergebung der Sünde. Daher wird sein Tod überall als die Versöhnung für unsre Sünde vorgestellt, nicht allein aber für die unsre, sondern auch für der ganzen Welt Sünde. Daher wird Glaube an diesen Tod, Einwilligung in diese Ordnung Gottes und Zufriedenheit mit derselben verlangt, und ausdrücklich bezeugt, man werde ohne Verdienst gerecht aus Gottes Gnade durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen sei. Dieß lehrt nun auch Petrus in unserm Texte. Welcher unsre Sünden selbst geopfert hat, ruft er, an seinem Leibe auf dem Holz; unsrer Sünden wegen, will er sagen, hat Jesus am Kreuze gelitten und uns Verzeihung erworben." Wir können diese Auslassung nicht als unbiblisch und unkirchlich verwerfen und doch macht sie uns bedenklich: ob der Apostel, ob die Reformatoren den Glauben, welcher das Opfer Jesu für die Sünde in Anspruch nimmt, welcher in den Wunden

des Herrn Heil und Gerechtigkeit sucht und findet, als eine Einwilligung und Zufriedenheit gekennzeichnet hätten? Will das etwas anders sagen, als der Glaube läßt es geschehen, läßt es sich so gefallen, weil es nicht anders ist und doch ein Mal sein muß? Und diese Auffassung, diese Darstellungsweise ist bei Reinhard nicht eine zeitweilige, eine einmalige: so schaut er fort und fort den Tod des Herrn und unsren Glauben an denselben an, das sind seine Lieblingsausdrücke: Einwilligung, Zufriedenheit, Ordnung und Einrichtung Gottes. Reinhard hat jedes Wort, das er niederschrieb, reiflich alle Zeit vorher überlegt. Er spricht so, weil er als ehrlicher, gewissenhafter Mann nicht anders reden konnte. Alles wird uns klar, wenn wir seine Predigt über das Estomihievangelium vom Jahre 1802 mit dem Thema: „Betrachtungen über den Glauben an das Verdienst Jesu" in die Hand nehmen. „Daß insonderheit," hören wir hier, „sein Tod für uns verdienstlich sein und uns zu Statten kommen soll, wie oft, wie nachdrücklich wird dieß überall gelehrt und eingeschärft. Ich lasse mein Leben für die Schafe, rief er selber; er setzte den Endzweck seines Hierseins vornehmlich darin, daß er gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele; er sagt es auf das Bestimmteste, er vergieße sein Blut zur Vergebung der Sünde. Daher nennt ihn Johannes die Versöhnung für unsre Sünde, nicht allein aber für die unsere, sondern auch für die der ganzen Welt. Daher sagt Petrus, er habe unsre Sünden selbst geopfert an seinem Leibe auf dem Holze und wir seien heil worden durch seine Wunden, sein Tod sei unser Glück. Daher ruft Paulus: er hat uns verordnet zur Kindschaft gegen ihn selbst durch Jesum Christum, nach dem Wohlgefallen seines Willens, zu Lobe seiner herrlichen Gnade, durch welche er uns hat angenehm gemacht in dem Geliebten, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden. Dabei lasset uns nun nicht fragen, meine Zuhörer, warum Gott eine solche Einrichtung habe machen müssen; lasset uns nicht beweisen wollen, anders habe er uns nicht begnadigen können; lasset uns diese Probe seiner Vaterliebe nicht als eine Wirkung seines Feuereifers vorstellen, den Jesus mit seinem Blute gleichsam hat löschen müssen; lasset uns nicht die sehr überflüssige Frage aufwerfen, ob Jesus auch die Strafen der Hölle für uns erduldet habe? Wo berührt die Schrift solche Fragen? Wo berechtigt sie uns zu solchen unnöthigen Betrach-

tungen über den erhabenen Rathschluß Gottes? Welchen Nutzen sollen dergleichen Grübeleien haben? Lasset uns doch festhalten, meine Brüder, was die Schrift sagt. Nach seinem Wohlgefallen, nach einem freien Entschluß, über welchen er Niemand Rechenschaft schuldig ist, hat Gott Jesum zum Haupt unsers Geschlechtes verordnet; um seiner Verdienste willen soll dem ganzen Geschlechte Gutes widerfahren; wer sich dieser Ordnung unterwirft und sich an Jesum hält, soll durch ihn ewig selig werden. Dieß sei uns genug; anbeten lasset uns auch hier die unerforschliche Weisheit Gottes und des Verdienstes Jesu uns trösten." Hören wir noch aus derselben Predigt, was Reinhard unter dem Glauben an Jesu Verdienst versteht. „Wer überzeugt ist, die Lehre Jesu sei göttliche Wahrheit, wer sich geneigt fühlt, nach dieser Ueberzeugung sein Verhalten einzurichten: der wird auch den Rathschluß Gottes billigen, nach welchem uns Gnade und Vergebung der Sünde, nach welchem uns die Erweisungen der göttlichen Liebe in Zeit und Ewigkeit um Christi und seines Verdienstes willen zu Theil werden sollen. Diese Zufriedenheit mit der Einrichtung Gottes zu unsrer Wohlfahrt, dieses fromme Einwilligen in die von Gott gesetzten Bedingungen des Heiles, dieses lebendige Vertrauen, die Verdienste Jesu seien auch uns wohlthätig, auch für uns Quellen des Segens in diesem und jenem Leben, diese Bereitwilligkeit, mit der man sich an Jesum hält, an dieses von Gott verordnete Oberhaupt unsers Geschlechtes sich gleichsam anschließt und von ihm und mit ihm alles erwartet, weil Gott verheißen hat, uns alles mit ihm zu schenken; diese zuversichtliche Richtung der Seele auf Jesum und das durch ihn erworbene Heil ist der Glaube an sein Verdienst, jener Glaube, den man aber deßwegen, weil er die höchsten Wohlthaten Gottes durch Jesum erwartet, den seligmachenden nennt."

Diese Erklärungen Reinhards lassen wohl keinen Zweifel mehr darüber, daß ihm das tiefere Verständniß dieser Hauptlehre der heiligen Schrift und dieser Grundlehre unsres evangelischen Bekenntnisses verschlossen war. Ich finde auch bei ihm nirgends ein rundes, volles Bekenntniß der göttlichen Natur Jesu Christi, wie sie in den Bekenntnißschriften der Kirche dargelegt wird, er bescheidet sich mit einer innigen, innigsten Verbindung des Sohnes mit dem Vater, während Schrift und Symbol von einer Wesenseinheit sprechen. Daß er nicht weiter vorwärts gekommen ist, hat in seiner Geistes-

richtung, in seinem Supranaturalismus, in seiner apologetischen Haltung seinen Grund. Reinhard ist eine durch und durch verständige Natur, was er mit seinem Verstand nicht begreifen kann, das kann er sich auch nicht innerlich aneignen. Wir wissen aus seinen Geständnissen, wie er sich seiner Zweifel entschlagen hatte: er führte sich allerlei Gründe zu Gemüthe, welche ihm für die Offenbarung zu sprechen schienen und überwand auf diese äußere, verstandesgemäße Weise alle seine Bedenken. Der Supranaturalismus, welchem er huldigt, ist offenbar ein Zwillingsbruder des Rationalismus, auch er fasst das Christenthum nicht als eine neue Lebensmittheilung, nicht als die Einpflanzung eines neuen Lebensprincipes in die Menschheit, sondern als die Kundgebung einer Summe von neuen religiös-sittlichen Wahrheiten, als die Offenbarung neuer Erkenntnisse, als Lehre. Ist das so, so ist der Prediger allerdings in erster Instanz Lehrer, der, um Eingang zu finden, der, um eine Ueberzeugung von der Wahrheit seines Vortrags hervorzubringen, an den Verstand seiner Zuhörer appelliren, diesen mit seinen Demonstrationen überführen muß. Akkommodationen sind da unvermeidlich, der Lehrer läßt sich zu dem niederen Vorstellungskreis hernieder und hegt die Hoffnung, daß es ihm gelingen werde mit der Zeit die in den Unterricht Genommenen zu der Höhe seiner Anschauungen hinaufzuführen. Ist nun der Lehrer selbst nüchtern, verständig angelegt, so wird er diesen Versuch meist mit seinem eigenen Schaden bezahlen; er wird aus der Höhe, zu welcher er sich aufgeschwungen hat, in jene niederen Kreise sachte herabgezogen und von ihnen so festgehalten, daß er den höheren Flug am Ende ganz aufgibt. Dieß ist mir bei Reinhard recht auf die Seele gefallen, denn ich finde wiederholt, so in der fünften Predigt des Jahres 1795 und in der über den Glauben an den Verdienst Christi, daß er in einen Gedankenkreis eintritt, welcher ihm in dieses Mysterium tiefere Einblicke gewähren mußte. Er sieht dort den Herrn als Haupt und die Gemeinde, die Gläubigen, als seinen mystischen Leib, als eine Person mit ihm. Der Redner hätte wohl auch, wenn er kein Supranaturalist gewesen wäre, nicht anders sich über diese Centrallehren ausgelassen: er spricht ja zu keiner Gemeinde, welche von ganzem Herzen dem Glauben der Schrift zugethan ist: Reinhard hat sich nie darüber getäuscht, daß seine Zuhörer im Großen und Ganzen sich ablehnend dazu verhalten. Er weiß, daß

er in einem Zeitalter lebt, „wo man das Dasein Gottes für unerweislich erklärt; wo man nichts von einer höhern Hülfe, sondern Alles von sich selbst erwartet; wo man daran arbeitet, selbst die Sittenlehre von der Religion zu trennen und die Tugend außer alle Verbindung mit der Frömmigkeit zu setzen" (Predigt 19 aus dem Jahre 1798). Er verzichtet daher in seinen allermeisten Predigten darauf, die Pforten des Allerheiligsten aufzuschließen, welches den Augen seiner Zeitgenossen unverstandene Heil- und Heiligthümer gezeigt hätte, worüber sie am Ende nur ihren Spott gehabt hätten, und ist froh, wenn er sie nur überreden kann, ihm in die Vorhöfe des Hauses Gottes, in welchen er trefflich Bescheid weiß, hineinzufolgen. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Reinhard selbst vielfach durch den Vorhang hindurchgeschaut hat und innerlich mit seinem verborgenen Menschen weiter gekommen ist, als mit der Rede seines Mundes. Er ist eine ängstliche, zurückhaltende, keusche Natur, welche nicht gern das eigene Herz ausschüttet und von den Bewegungen und Erfahrungen des inneren Lebens redet: nur sehr selten überwindet er diese Scheu, und dann erkennen wir in ihm einen Israeliten, der ohne Falsch ist, einen Gottesmann, der aus dem Gebetsumgange mit seinem Gott und Herrn die Kräfte der zukünftigen Welt an sich zieht und sein Leben mit seinen Worten in vollsten Einklang zu bringen bemüht ist. „Lasset mich aufrichtig sprechen, meine Brüder," soweit überwindet er sich in der neunzehnten Predigt aus dem Jahre 1798, „lasset mich ein redliches Bekenntniß vor euch ablegen. Das wirksamste Mittel einer vernünftigen Sammlung würde mir genommen; die kräftigste Ermunterung zum Guten würde mir entzogen; die würdigste Erhebung des Geistes würde mir untersagt; die reichste Quelle des Trostes und der edelsten Freuden würde mir verstopft, wenn mir das Geschäft des Lebens verboten würde oder verboten werden könnte; es ist ein widriger, ein wirklich schmerzhafter Eindruck, den alles, was zum Nachtheil dieser Beschäftigung gesagt wird, auf mein Herz zu machen pflegt. Und so wird jeder denken, der die Natur des Gebets aus Erfahrung kennt, dem es ein Ernst gewesen ist, nach dem Sinne Jesu zu beten." „Daß die Ehre der Religion, die wir bekennen," sagt er in der vierten Predigt aus dem Jahre 1806, „einer nachdrücklichen Rettung bedarf, wenn es um ihr Ansehen nicht geschehen sein soll, ist unstreitig. Die Gleichgültigkeit gegen

dieselbe wird täglich größer; ihre Verächter und Gegner werden täglich zahlreicher und kühner; es wird täglich gewöhnlicher, ihre Sache als verloren anzusehen und aufzugeben. Ich weiß es wohl, meine Brüder, der, welcher den Ausspruch gethan hat, auch die Pforten der Hölle würden seine Gemeine nicht überwältigen, wird seine Sache erhalten und schützen. Aber dieß will und kann er nur durch die, welche sich zu ihr halten. Wir, die wir auf ihn getauft sind, die wir ihm Anhänglichkeit und Treue versprochen haben, sollen seine Zeugen sein und unter seinem Beistand für seine Sache kämpfen. Aber womit, saget es selbst, womit wollen wir sie vertheidigen und retten? Mit Worten allein ist nichts ausgerichtet; das bloße Streiten für die Wahrheit des Evangelii wird die Gegner desselben nicht einmal zum Stillschweigen bringen; es wird ihnen nie an Scheingründen fehlen, die sie uns entgegensetzen werden. Nur Ein Mittel gibt es, die Ehre des Evangelii gründlich zu retten; Ein Mittel, das alle Gegner desselben beschämt und über allen Widerspruch erhaben ist. Durch unser Leben lasset uns beweisen, daß das Evangelium Jesu jeden, der sich dem Einflusse desselben überläßt, verbessert und umschafft und in ein weises, ehrwürdiges, glückliches Geschöpf verwandelt; und der göttliche Ursprung, die höhere Kraft der Lehre, die solche Wunder wirkt, ist entschieden.“ Reinhard hat sich redlich angestrengt, diesen Thatbeweis zu liefern: Alle, welche wie Böttiger das Glück hatten, ihn auf das Genaueste zu kennen, sind voll Rühmens über die Lauterkeit seines Charakters, über die Reinheit seines Herzens, über seinen Eifer in der Zucht und Heiligung des eignen Ichs. „Er war wie Johannes in der Liebe, wie Paulus im Eifer und in der Festigkeit. Alles gilt ihm eine unverbrüchliche Geradheit und Untadelhaftigkeit im eignen Wandel. Denn ein wahrer Geistlicher, sagte er wohl zuweilen, müsse wie der Rock des Heilandes, keine Nath und kein Flickwerk haben.“ (Böttiger. S. 15.)

Was nun den Inhalt der Reinhardschen Predigten anlangt, so hebt er selbst in den Geständnissen einen Hauptzug und Vorzug derselben gleich im Anfange des neunten Briefes ganz richtig, wie er ein trefflicher Kenner seiner selbst war, hervor. „Daß man keine meiner zahlreichen Predigten für bloß dogmatisch oder bloß moralisch halten könne, da das Praktische überall mit dem Theoretischen verknüpft sei, und dieses stets von der Seite gezeigt werde,

wo es mit jenem zusammenhänge.“ Köthe drückt hierunter schon in seiner ersten Rede sein Siegel, wenn er bemerkt: „Ihr ganzer Inhalt ist ein christlich-religiöser und ein sittlicher zugleich, weil Reinhard überall auf thätiges Christenthum sah und bei einer vorherrschend praktischen Tendenz vorzüglich die Wirkung zu enthüllen bemüht war, welche die Geheimnisse und Wahrheiten des Glaubens auf ein christliches Leben äußern sollen.“ Auch Tzschirner hebt in seinen gediegenen Briefen S. 127 dieses als eine charakteristische, höchst lobenswerthe Eigenthümlichkeit dieser Predigten hervor, „daß in ihnen das Theoretische und das Praktische der Religion in eine stete wechselseitige Beziehung gesetzt worden ist, — daß keine für bloß dogmatisch oder für bloß moralisch erklärt werden könne.“ Nie verabsäumt es Reinhard nachzuweisen, daß der Glaube bestimmend auf das Leben einwirken müsse, daß er reiche Frucht trage, und daß das sittliche Leben seine Herzwurzel in dem christlichen Glauben habe, von dort her die kräftigsten Motive, die kräftigsten Hülfsmittel, die höchsten Ziele erhalte. „In den meisten Fällen,“ sagt Tzschirner sehr wahr (S. 129), „ist es Reinhard gelungen, das Theoretische in eine unmittelbare Verbindung mit dem Praktischen zu bringen und selbst solchen Lehren, welche in keinem nothwendigen Zusammenhange mit den Bedürfnissen der Vernunft stehen, fruchtbare Ansichten abzugewinnen. Das ist z. B. der Fall mit der Angelologie. Denn indem er in der Predigt, welche die Lehre der Schrift von den Engeln Gottes darstellt, zeigt, wie uns diese Lehre zur Uebung im Glauben und in der Bescheidenheit diene, wie sie eine heilsame Erhebung des Herzens bewirke, zu einem festen und vernünftigen Vertrauen auf Gott ermuntere, die Menschenliebe erwärme und selige Hoffnungen wecke (Predigten von 1797. Nr. 23), hat er auch diese Lehre auf den ethischen Zweck bezogen. Daß er noch weit öfter die Lehren, welche in einer nähern Verbindung mit der Moral stehen, glücklich angewendet und benutzt habe, theils die moralisch-religiöse Gesinnung überhaupt zu stärken, theils zu der Erfüllung besonderer Pflichten zu ermuntern, bedarf keiner Erinnerung. Und nicht bloß das dogmatische, sondern auch das Historische des Christenthums hat er für diesen Zweck gebraucht.“ „Ebenso aber kommt er stets,“ heißt es (S. 130 f.) weiter, „wenn er mit dem Praktischen beginnt, auf das Theoretische zurück. Sehr viele seiner Predigten sind moralischen Inhalts und haben den Zweck,

entweder eine Pflicht zu erklären, oder eine Tugend zu empfehlen, oder vor einem Laster zu warnen. Nicht leicht aber begnügt er sich, die in dem Wesen der Sittlichkeit selbst enthaltenen Gründe der Pflichterfüllung zu erwähnen, sondern verbindet vielmehr mit den moralischen die religiösen Motive und, wo es möglich ist, da erläutert er die Pflicht, von welcher die Rede ist, durch Hinweisungen auf die evangelische Geschichte."

Wenn wir die Themen der Reinhardschen Predigten überblicken, so bemerken wir, daß die Mehrzahl von ihnen auf ethische Gegenstände sich bezieht: das ethische Moment wiegt unbedingt vor. Es erklärt sich dieses bei allem Werthe, welchen Reinhard auf den Glauben legt, ein Mal daraus, daß der Prediger für die christliche Lebensanschauung, für die Ethik der Offenbarung am ehesten die Herzen seiner Zuhörer zu gewinnen sich getraute, und zum andern daraus, daß der Theologe, welcher Dogmatik nur von Amts wegen gelesen hatte, so zu der christlichen Moral sich hingezogen fühlte, daß sie die Hauptbeschäftigung und wissenschaftliche Hauptleistung seines Lebens gewesen ist.

Reinhard beschränkt sich nun in seinen Predigten nicht auf die allgemeinen Glaubenssätze und Lebensgrundsätze, sondern geht auf das ganze große, weite Gebiet des christlichen Glaubens und Lebens ein und zeigt hier eine Vielseitigkeit, wie nur wenige Kanzelredner. Wir finden bei ihm keinen Artikel des christlichen Glaubens hintenangesetzt: er hat Predigten über die Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt, über die Menschwerdung des Sohnes Gottes, über seine Wunder, über seine Lehre, über seinen Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt, wie über seine Wiederkunft zum Weltgerichte, über den heiligen Geist, über die Kirche, über die Vergebung der Sünden und die Hoffnung des ewigen Lebens gehalten. Seine Gedankenfülle ist auf dem Gebiete der Ethik noch reicher. Er lehrt die Natur mit sinnigem Auge betrachten und in ihr den Schöpfer erkennen, den das Werk seiner Hände preist: ich erinnere an die Predigt 14, „daß der Anblick der Natur ein sehr wirksames Mittel sein kann, eine heilsame Bekanntschaft mit uns selbst zu befördern" und Nr. 19, „der Erdkreis, unser Wohnplatz, bei dem Lichte, welches die Menschwerdung des Sohnes Gottes über ihn ausbreitet", im Jahrgange 1795; an Nr. 14, „von der Freigebigkeit Gottes in der Natur" und Nr. 15, „von der fürchterlichen

alt, welche der Tod über die Jugend behauptet," im folgenden
rgange; an Nr. 32 im Jahrgange 1799, „daß der Anblick der
er nach den Anweisungen Jesu das wirksamste Mittel einer
ünftigen Aufheiterung sei." Reinhard hat einen psychologischen
rrkblick, mit Vorliebe und Meisterschaft bespricht er hieher ein=
gende Materien. Ich gedenke an die Predigt: „Ob ein jeder
ısch einen Preis habe, für welchen er sich hingibt (1796, Nr. 13);
der Gewohnheit, etwas Gutes zu thun, um einer Beschwerde
zu werden (1798, Nr. 9); von der Gewohnheit, die Vernach=
gung wichtiger Pflichten mit dem Mangel an Zeit zu ent=
ldigen (ebend. Nr. 24); von der Gewohnheit unsres Herzens,
n lang und sehnlich gewünschte Güter gerade dann gleichgültig
werden, wenn die Zeit des Besitzes und Genusses kommt
99, 13); von der Gewohnheit, wahrgenommene Fehler noch
Zeit lang zu vernachlässigen; von der Pflicht, Geduld mit sich
st zu haben; was uns obliegt, wenn wir unsre Hoffnungen über=
sen sehen." (Jahrgang 1800, Nr. 3, 8 u. 13.) In das häus=
:, sociale, politische Leben heißen andre Predigten uns hinein=
en. Ich verweise auf folgende Predigten aus dem Jahrgange
5, „von dem vortheilhaften Einfluß, welchen unsre häuslichen
hältnisse auf unsre Sittlichkeit haben sollen (Nr. 2); daß der
schende Geist eines jeden Zeitalters Vorwände darbietet, den
prüchen des Christenthums auszuweichen" (Nr. 18); Jahrgang
6, „über die frommen, vertraulichen Herzensergießungen guter
ıschen" (Nr. 11); 1797, „über die Führungen Gottes bei unsren
nen (Nr. 2); daß uns die gewaltsamen Veränderungen in den
icksalen der Völker um uns her zu der treuesten Anhänglichkeit
das Christenthum ermuntern sollen (Nr. 14); von dem großen
the häuslicher Freuden" (Nr. 25); 1799, „Ermahnung zu bürger=
r Eintracht (Nr. 2); von dem Einfluß der religiösen Feierlich=
n auf ächten Bürgersinn (Nr. 3); Erinnerungen für das Vater=
bei dem Eintritt in ein neues Jahrhundert (Nr. 15); der
Werth eines gemeinnützigen Daseins (Nr. 19); über den
rth, den allgemein herrschende Frömmigkeit für die bürgerliche
ellschaft hat (Nr. 24); wie Christen ihre Stellung in der Zeit
achten sollen (Nr. 30); daß wir den Ruhm eines weisen Volkes
t sichrer erlangen und behaupten können als durch Treue gegen
Christenthum" (Nr. 41); 1800, „Betrachtungen über den sitt=

lichen Werth großer Gesellschaften (Nr. 4) u. s. w. Die Landtagspredigten, so wie die Predigten, welche Reinhard 1806 im Spätherbst hielt, als der Krieg der Preußen und Sachsen gegen Napoleon eine so traurige Wendung genommen hatte, beweisen, wie geschickt er es verstanden hat, auf die Zeitverhältnisse einzugehen, um Gottes Finger in ihnen zu deuten und den wahren Trost und Frieden darzureichen, daß die Wunden und Schäden wieder heilen. Ueber Gegenstände lassen sich diese Predigten eingehend aus, über welche höchst selten ein Prediger sonst gesprochen hat: ich denke da an die Predigt Nr. 3 aus dem Jahre 1796, „über die Beschaffenheit, den Werth und Gebrauch sinnlicher Hülfsmittel der Besserung und Tugend", Nr. 19: „über die Neubegierde"; 1797, „von der Freiheit der Gedanken" (Nr. 17); 1798, „von der Fortleitung der Wahrheit durch Mittel, die ihr fremd sind" (Nr. 2); 1799, „über die Neigung, der Traurigkeit vorsätzlich nachzuhängen (Nr. 16); von der Wohlthätigkeit gegen Unbekannte (Nr. 31); über die traurige Mittelmäßigkeit, die sich überall an unsrem Geschlechte zeigt (Nr. 36); von dem Eigensinn unsers Herzens, Gott Vorschriften zu machen (Nr. 37); daß man in guten Menschen immer auch andre kränkt (Nr. 38); von dem schändlichen Mißbrauch, welchen das Laster mit der Wahrheit zu treiben pflegt" (Nr. 39); 1800, „von den viel zu wenig erkannten Versuchungen, denen wir ausgesetzt sind, wenn wir die Mittel zu unsern Absichten wählen (Nr. 10); wie viel bei den Beweisungen der christlichen Menschenliebe darauf ankomme, zu rechter Zeit nichts zu thun (Nr. 11); was uns obliegt, wenn wir unsre Hoffnungen übertroffen sehen (Nr. 13); daß das irdische Leben eine Folge von Entsagungen sei (Nr. 19); von der Erfahrung, daß man den besten Menschen gemeiniglich erst dann volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn man sie nicht mehr hat (Nr. 20); daß wir Gott beim Bitten immer als den allgemeinen, beim Danken aber als den besondern Wohlthäter betrachten sollen (Nr. 21); daß man sich ohne fortgesetzte Anstrengung unmöglich beim Besitz der Wahrheit behaupten könne (Nr. 25); daß die finstre und ungesellige Tugend immer mehr Bewunderung erregt hat, als die gesellige und heitre (Nr. 27); daß die christliche Liebe zu Andern die ergiebigste Quelle wahrer Zufriedenheit sei (Nr. 29); von der Pflicht, entstehende Feindschaften bei Zeiten zu unterdrücken (Nr. 30); von der Achtung, welche Christen auch unvollkommnen Versuchen im Guten schuldig

sind (Nr. 31); von den kleinen Umständen des täglichen Lebens, aus denen wir Nahrung für unser Vertrauen auf Gott ziehen sollen" (Nr. 33) u. s. w.

Nicht mit Unrecht sagt Tzschirner: „Es gibt kein Verhältniß, wofür er nicht Vorschriften gegeben, kein Vorurtheil, das er nicht bestritten, keinen Kunstgriff des verderbten Herzens, den er nicht aufgedeckt, keine Tugend, zu der er nicht ermahnt, kein Laster, wovor er nicht gewarnt, kein Tugendmittel, das er nicht empfohlen hätte." (S. 144.)

Vergegenwärtigen wir uns noch ein Mal die Menge von Themen, welche ich herausgehoben habe, so befindet sich unter denselben eine Anzahl, welche uns errathen läßt, welches Schriftwort ihnen zu Grunde gelegen hat, aber bei einer ebenso großen Anzahl, ja am Ende bei der weitaus größeren Zahl haben wir keine Ahnung, was für ein Text dabei die Betrachtung geleitet hat. Dieß führt uns auf den Punkt, auf welchen Reinhard in seinen Geständnissen das Hauptgewicht legt, den er am Ausführlichsten, mit ganz augenscheinlicher Vorliebe behandelt, in welchem eine bewundernde Mitwelt, eine an seinem Munde hangende Zuhörerschaft, seine Meisterschaft, seine Virtuosität am Meisten gesucht hat, wie ihn der alte Kirchenhistoriker Schröckh deßhalb hauptsächlich schon den Unerschöpflichen genannt hatte. (Tzschirner S. 113.)

Reinhard bekennt in seinen Geständnissen (S. 115): „Daß die Nothwendigkeit, in der ich mich so viele Jahre hindurch befunden habe, unabläſſig über dieselben evangelischen Perikopen und über manche derselben sogar jährlich mehr denn einmal zu predigen, nicht wenig dazu beigetragen hat, den Erfindungsgeist zu wecken und zu schärfen." Ja, er ist in hohem, sehr hohem Grade erfindungsreich, er hat sich eine vollständige Methode ausgedacht und uns die Mittel verrathen, welche ihn in Stand setzten, wie eine Schwalbe ihr Nest an den Sims der Häuser anklebt, so seine Predigten, oder besser gesagt, jedes beliebige Thema an dem ein für alle Mal aufgegebenen Text anzubringen. Bei einem historischen Text kommt es vor Allem darauf an, daß man sich ganz auf den Schauplatz der Geschichte versetzt, also Zusammenhang, Zeit und Ort, Ursachen und Veranlassung, gleichzeitige Begebenheiten und Erfolge alles in dem Geist und Sinn der Zeit in's Auge faßt. Auf die handelnden Personen ist weiter die Aufmerksamkeit zu richten: auf ihre Mei-

nungen, Gesinnungen, Wünsche, Bedürfnisse, auf ihren Charakter und ihre Sitten, auf den Eindruck und die Folgen, welche jedes Wort und Werk derselben hervorbringt, auf die Wirkung, welche sie ausüben, ist zu achten. Von den Umständen und Bedürfnissen seiner eigenen Zeit und Gemeinde muß der Prediger außerdem nicht nur genau unterrichtet, sondern immer gleichsam voll davon sein. „Auf diese Art wird jede Predigt ein Wort geredet zu rechter Zeit, eine Art von Casualrede werden, und den Prediger vor dem Fehler bewahren, sich auf Gemeinplätzen herumzutreiben, die keinem Menschen etwas helfen können." (S. 119.) Man sieht, das Auge des Kanzelredners ist geschärft, sein Köcher ist voll Pfeile, deren jeder das Thema einer Predigt trägt, — ich will noch erinnern, daß Reinhard in seinem Pulte eine Schublade hatte, in welche er allerlei Themen zu Predigten hineinwarf, welche ihm in den Sinn kamen und augenblicklich nicht gebraucht werden konnten; er durchmusterte dieses Ideenmagazin, wenn ihm nicht sogleich die Erfindung gelingen wollte, — er findet in jedem Text der heiligen Schrift einen Punkt, da sein Pfeil haftet. Die Perikope des siebenten Sonntags nach Trinitatis, die Speisung der Viertausend, scheint eben nicht sehr fruchtbar zu sein: aber wie versteht sie Reinhard nach seiner Weise fruchtbar zu machen. Allgemeine Themen bieten sich ihm dar: „Gott kann und will auch das Wenige und Geringe reichlich segnen (1796); die Tugend der Genügsamkeit ist weit wichtiger, als man gewöhnlich denkt (1801); in der Art, wie Gott uns unsern Unterhalt verschafft, liegt noch immer viel Wunderbares (Predigten über die Vorsehung, Nr. 1); wie die christliche Wohlthätigkeit zur Zeit eines öffentlichen Mangels geübt und angenommen werden soll" (1805). In einer unbewohnten Gegend geschah dieses Wunder: daher, „warum Jesus seine Zuhörer am liebsten in einsamen Gegenden um sich versammelte" (Predigt zur Schärfung des sittlichen Gefühls, Nr. 12). Der Herr hielt die Viertausend in Ordnung: daher, „von der stillen Gewalt, welche die Tugend durch ihre Gegenwart über die Menschen behauptet" (1795); er konnte nur selbst helfen: also, „daß der Christ bei jeder Gelegenheit mehr auf sich, als auf Andre hoffen müsse" (1797). Die Gesinnungen und Absichten, weßhalb die Menge Jesum aufgesucht hatte, waren zum Theil noch sehr unlauter: daher, „die Achtung, welche Christen auch unvollkommnen Versuchen im Guten schuldig sind" (1800).

wenn Jesus nicht geholfen hätte? Also, „wie elend wir
würden, wenn Gott nicht unaufhörlich die Fehler unserer Un-
tigkeit verbesserte“ (1799). Geistige und leibliche Bedürfnisse
igt der Herr: demnach, „der Zusammenhang, in welchen
das Bedürfniß, den Körper durch Nahrung zu erhalten, mit
Bildung und Besserung unsres Geistes gesetzt hat“ (1802).
Apostel hatten den Herrn schon Wunder wirken sehen, sie
n seine Wunderkraft hier aber nicht in Anspruch: also, „wie
ürdig es uns sein muß, daß die Apostel Jesu nie Wunder von
Herrn verlangten“ (1803). Das Volk ist durch die Begierde
eiland zu hören, in die Gefahr gerathen, den größten Mangel
den, aber glücklich wird es daraus gerettet: also, „daß die Zeit,
wir zweckmäßigen, frommen Uebungen widmen, auch für unser
hes Wohl nicht verloren sei“ (1808). Drei Tage war das
bei dem Herrn, dieser endigt seinen Unterricht zur rechten
und auf die beste Weise: daher, „wie viel darauf ankomme,
an bei jeder guten Handlung mit der rechten Art aufzuhören
“ (Wittenberger Predigten II, Predigt X.)
Daß der Text bei der größten Anzahl von diesen Themen nicht
nem Rechte kommt, daß er nur den zufälligen Ausgangspunkt
, dann links liegen gelassen wird, daß der Diener am Worte
losgebunden von dem vorgelesenen Worte seinen eigenen Ge-
n nachgehet und sich seinem Genius überläßt, liegt auf der
: wir beklagen, daß Reinhard unter dem Joche der Perikopen
ganzes Leben hindurch gestanden hat, denn seine Predigten über
pisteln im Jahre 1806 — es ward ihm nicht gestattet, noch
Mal über sie zu predigen —, so wie die über die von ihm
oher Erlaubniß freigewählten Texte aus dem Neuen Testamente
und 1810 und aus dem Alten 1811 beweisen, daß er es
verstand, sich dem Texte anzuschmiegen, den Gedanken desselben
d nachzugehen, den Kernpunkt desselben richtig zu treffen und in
rechte Licht zu stellen. Sklavisch will er sich freilich bei den
ischen Texten, wie sie ja zum Theil auch unter den Evangelien
und wieder sich finden, an das gegebene Wort nicht binden:
Prediger hat die Freiheit, über die Peripherie seines Textes
szugehen und herbeizuholen von außerhalb, was er für noth-
ig erachtet, aber im Allgemeinen ist ihm doch die Bahn vor-
ieben, welche er zu wandeln hat, das Ziel vorgesteckt, nach

welchem er laufen soll. „Bei den didaktischen Texten,“ sagt er (Gest. S. 134), „ist die Lehre, welche abgehandelt werden soll, sie sei theoretisch oder praktisch, zuweilen dergestalt gegeben, daß man keine Wahl hat, sondern sie, wenn man den Text nicht will liegen lassen, nothwendig zur Hauptsache machen muß. Hier kommt dann meines Erachtens alles darauf an, ob man Das, was zu einer gründlichen Behandlung der gegebenen Materie gehört, im Texte findet und ohne Zwang daraus ableiten kann oder nicht. Im ersten Falle muß man sich nothwendig an den Text halten und durch eine natürliche oder willkürliche Analyse alles aus demselben entwickeln. — Im andern Falle bringt man wenigstens, so viel als möglich ist, mit den Worten des Textes in Verbindung und ergänzt das Uebrige durch eine freie Meditation.“ Die meisten epistolischen Perikopen sind gleichfalls didaktische Texte, man hat bei ihnen zwei Gattungen zu unterscheiden, „solche, die ganz einer einzigen Materie gewidmet sind, und solche, die mehrere Materien enthalten.“ „Will man bei den Texten erster Art nicht einen einzelnen Umstand herausheben und diesen mit Vorbeilassung alles Uebrigen, was der Text noch enthält, nach einer freien Meditation behandeln, so bleibt nichts übrig, als daß man bei dem Hauptinhalt des Textes stehen bleibe und die angegebene Materie entweder nach einer natürlichen oder nach einer willkürlichen Analyse weiter ausführe.“ (S. 135 f.) Weit größere Schwierigkeiten haben solche Texte, die gleichsam eine Sammlung mehrerer eigentlich nicht zusammengehörender Materien sind: hier bleibt nichts übrig, „als daß man das Ganze aus einem höhern Standpunkte fasse und sich zu einem Begriffe oder zu einem Satze erhebe, unter welchen alles im Texte Befindliche auf eine bequeme Art geordnet werden kann.“ Die Epistelpredigten Reinhards stehen hiernach in einem ganz andern Verhältnisse zu dem Texte, als seine Predigten über die evangelischen Perikopen. Er hatte davon das klarste Bewußtsein und dazu seine besten Gründe. „Die Predigten dieses Jahres,“ so schreibt er an Bretschneider (vgl. Pölitz, 2, 214 f.) unter dem 6. August 1806, „werden sich in Absicht auf Methode und Bearbeitung des Textes von allen, die bisher von mir erschienen sind, merklich unterscheiden. Das, was man populäre Schrifterklärung nennt, läßt sich bei den Evangelien fast gar nicht anwenden, bei den Episteln hingegen scheint mir diese Behandlungsart die einzig nutzbare zu sein.“ „Mein Hauptbestreben

war es," sagt Reinhard in der kurzen Vorrede zu dem Predigtjahrgange von 1806, „keinen Theil des Textes, über welchen gepredigt werden mußte, müßig liegen zu lassen, sondern, so viel dieß in einer kurzen Rede möglich war, Alles, was er enthielt, zu erläutern und anzuwenden. Dadurch wurden denn die meisten Predigten, welche man hier findet, zu einer gemeinfaßlichen, auf Erbauung berechneten Schrifterklärung und gewannen gleichsam von selbst die Gestalt von Homilien. Diese Homilien sind jedoch, wie der Augenschein sogleich lehren wird, kein Aggregat von mancherlei, in keiner innern Verbindung stehenden Gedanken; überall liegt ein leitender Hauptbegriff zu Grunde, unter welchen sich Alles ordnet und durch welchen Zusammenhang und Folge in das Ganze kommt." Die allermeisten Predigten, das steht fest, springen in sehr freier Weise mit dem Texte um und sind synthetisch angelegt, doch diese Epistelpredigten nähern sich der Homilie, einige sind sogar vollständige Homilien, und dringen tief in den Text ein.

Wir sind hiermit an einem Punkte angelangt, der auch eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Predigtweise Reinhards ausmacht: eine Eigenthümlichkeit, in welcher Viele zu ihrem Verderben in die Fußtapfen des großen Mannes getreten sind. Ich meine die Disposition, die Methode, nach welcher die Anlage der Predigten gemacht ist. Wir wissen, welchen Eindruck die streng disponirten Predigten des Vaters auf den heranwachsenden Knaben machten, wie fleißig der angehende Student und der berühmte Professor mit der Logik, wohlgemerkt aber, mit der formalen Logik sich beschäftigte, wie eigensinnig das Gedächtniß des Redners war und nur zusammenhängende Gedanken, wohlgeordnete Gedankenreihen aufnehmen wollte: kann es uns da wundern, wenn Reinhard der Prediger auf die Disposition der Predigt seine ganze Kraft und Kunst verwendet? Er begnügt sich nicht mit einer einfachen Theilung, sondern schreitet von der Division zu der Subdivision weiter und legt offenbar auf die Symmetrie der Redetheile, darauf, daß jeder Theil auch wieder in gleich viele Untertheile zerfällt und in gleicher Weise ausgeführt wird, einen hohen Werth. „Nie stellt Reinhard," schreibt Tzschirner S. 98 f. sehr richtig, „seine Ideen, wenn ich so sagen darf, in großen Massen dar, nie begnügt er sich, den Inhalt seiner Rede auf wenige Hauptsätze zurückzubringen; stets zertheilt er die Massen,

stets zergliedert er den Hauptsatz so, daß er in eine ziemliche Zahl entweder coordinirter oder subordinirter Theile zerfällt; mit seltenen Ausnahmen wird die Eintheilung stets durch die im Begriffe liegenden Momente, nicht durch die äußeren Objekte bestimmt, auf welche der Hauptsatz bezogen werden kann, und ob es gleich nicht wenige unter seinen Predigten gibt, in denen keine Subordination der Theile Statt findet, so sind doch bei Weitem die meisten so angeordnet worden, daß der Hauptsatz in zwei oder drei Theile aufgelöst wird, von denen jeder wieder eine gleiche Zahl von Untertheilen in sich schließt." Reinhard ist noch bei Lebzeiten wegen seiner Dispositionen angegriffen worden: im Großen und Ganzen nimmt er sie in Schutz. „Allerdings," bemerkt er zu seiner Vertheidigung S. 146 f., „bedeckt die Natur den Knochenbau bei einem schönen Körper mit weichen Theilen von mancherlei Art und gibt ihm dadurch die mächtigen Reize, durch die er jeden Betrachtenden fesselt. Aber macht sie ihn denn darum zu einer Fleischmasse, bei der die einzelnen Theile und Glieder nicht mehr unterschieden, ihre Verhältnisse nicht mehr wahrgenommen, ihre Gelenke nicht mehr nachgewiesen werden können? Ist nicht vielmehr die feste Grundlage des Ganzen, der Knochenbau so deutlich angezeigt, daß man ohne Mühe sieht, wo jedes einzelne Glied anfängt und aufhört und wie sie alle mit einander verknüpft sind; und sind es nicht diese regelmäßigen Proportionen, ist es nicht diese zweckmäßige, natürliche Zusammenfügung, wodurch eine schöne Gestalt so sehr gefällt! Und so wird denn eine Rede, bei der die Organisation des Ganzen, das Gerippe der Hauptgedanken durch die Ausführung und Einkleidung unkenntlich gemacht ist, um in dem gebrauchten Bilde fortzufahren, kein schön geformter Körper voll Bewegung und Leben, sondern eine unbehülfliche, unförmliche Fleischmasse sein, aus der Niemand etwas zu machen, die er zu keiner ihm bekannten Gattung von Formen zu rechnen weiß." Doch diese Auslassung beseitigt unsre Bedenken durchaus nicht ganz und gar. Leidet nicht der Gesammteindruck, wenn der Künstler auch nicht ein einziges Mal die ganze Gestalt, sondern immer nur einzelne Glieder des Körpers uns betrachten läßt? Ist es nicht störend, wenn derselbe immer hervorhebt, bis hieher reicht dieses Glied, jetzt beginnt ein neues? Ist es nicht peinlich, wenn er fort und fort an den einzelnen Gliedern herumrückt und herumzieht, daß sie den andern Gliedern

in allen Stücken entsprechen? Ich meine, die Reinhardische Predigt hat durch diese Wuth, zu disponiren und zu dividiren, sich vielfach um ihren Triumph selbst gebracht. Diese zerstreuten Glieder eines starken Heeres von Gedanken werden in ihrer Vereinzelung nur schwache Angriffe machen, nur ängstlich die Vertheidigung führen können: was hätte der Heerführer leisten können, wenn er seine Truppen zusammengehalten und sie in eng geschlossener Phalanx in den Kampf geführt hätte! Und nicht bloß die Nerven der Kraft zerschneidet dieses Alles zerschneidende und scheidende Messer der Logik, auch die Schönheit der Rede wird oft beeinträchtigt. Das Knochengerippe, Reinhard mag sagen, was er will, kommt immer wieder zum Vorschein: der Redner gebraucht geflissentlich die Figur der Complexion, um es dem Schwachsinnigen noch recht vor die Augen zu rücken.

Reinhard selbst klagt gelegentlich in seinen Geständnissen über diesen logischen Formalismus in seinen Predigten. „Ich weiß es recht wohl," schreibt er an Bretschneider (Pölitz 2, 212), „daß zu viel Einförmigkeit in der Anlage meiner Predigten herrscht, daß viele derselben einen steifen, scholastischen Gang haben." Er muß sich dazu in seinen Geständnissen selbst den Vorwurf noch machen, daß öfters seinen Predigten „eine nach den Regeln der Logik auf keine Weise zu rechtfertigende Haupteintheilung zum Grunde gelegt sei" (S. 148), daß das Streben, „Alles recht methodisch einzutheilen und in einem strengen Zusammenhange darzustellen", zu weit getrieben sei (S. 152) und daß in ihnen „zu viel Einförmigkeit herrscht." (S. 154 f.) Wir können ebensowenig wie Tzschirner Reinhard gegen seine eigenen Klagen und Anklagen in Schutz nehmen. Das Thema liebt er recht scharf und eng zu fassen und sieht sich darum mehr als ein Mal genöthigt, dasselbe einfach in dem zweiten Theile wörtlich wieder aufzustellen und einen ersten Theil zu bilden, welcher ganz außer dem Hauptsatze liegt. Vgl. Wittenb. Predigten, I, Pr. Nr. 6 und 12; 1798, Nr. 3 u. s. w. In den älteren Predigten ist der zweite selbstgerügte Fehler häufiger anzutreffen, es wird dort offenbar im Definiren und Classificiren zu weit gegangen, so in der vierten Predigt im ersten Bande der zu Wittenberg erschienenen; in den späteren geschieht es seltener. Die Einförmigkeit war vielfach nicht zu vermeiden, da bei vielen Themen sich solche Schemas, wie Be-

weis der Wahrheit der aufgestellten Behauptung und Anwendu
derselben, oder Erklärung, Beweisung und Anwendung, oder E
klärung, Beweisung und Anleitung zur Ausübung, oder Begri
Wichtigkeit und Aneignung, ganz von selbst darboten. Die Symmetr
der Theile hält Reinhard nicht geradehin und unbedingt für eine
Vorzug seiner Predigten: wir finden darin vielfach ein gekünstelte
geschraubtes und verschrobenes Wesen. Vielfach, wir wollen es nich
leugnen, ist die Gleichförmigkeit wohlgelungen: vielfach aber auch i
sie mißlungen. Zwei Beispiele, welche Tzschirner S. 202 f. un
210 f. liefert, sollen das Gesagte beweisen. Den beiden enge zu
sammenhängenden Weihnachtspredigten von 1799, welche das Them
behandeln: das Geburtsfest Jesu das ehrwürdige Fest wahrer Mensch
lichkeit, liegt folgender Entwurf zum Grund:

I. Beweis. Das Geburtsfest Jesu ist ein solches Fest, denn Jesus war
   1) der größte Lehrer der Menschlichkeit, weil er
      a) die Natur,
      b) die Nothwendigkeit,
      c) die Mittel wahrer Menschlichkeit in's Licht gesetzt hat;
   2) das größte Muster wahrer Menschlichkeit, denn er ha
      a) das erhabenste,
      b) das vollkommenste,
      c) das rührendste Beispiel wahrer Menschlichkeit auf gestellt;
   3) der größte Beförderer wahrer Menschlichkeit, denn er ha
      a) am zweckmäßigsten,
      b) am weitesten,
      c) am glücklichsten für sie gewirkt.

II. Anwendung. Ist das Geburtsfest Jesu ein solches Fest, s muß es gefeiert werden
   1) mit dankbarer Freude, denn
      a) wir huldigen an demselben dem, der die Ehre unsers Geschlechts ist,
      b) und erinnern uns an die größte Wohlthat, die unser Geschlecht jemals erhalten hat;

2) mit edlem Hochgefühl, denn es ist der Beweis, daß unsre Natur bestimmt ist,
   a) groß in ihrer Schwachheit
   b) und liebenswürdig in ihrer Größe zu sein;
3) mit menschenfreundlichen Entschließungen,
   a) für unsre besondern Verhältnisse
   b) und für die Welt;
4) mit herzerhebenden Hoffnungen, welche
   a) den Zustand unsers Geschlechts auf Erden
   b) und unser Schicksal in der Ewigkeit betreffen.

Hier läßt sich nichts aussetzen: hier begegnen wir zuerst drei Begriffen, welche gleichen Umfang haben und hernach vier einander leichstehenden Gesinnungen. Die Predigt des Jahres 1806 auf ohanni thut „einige tröstende Blicke auf die großen Weltbegebeniten". Diese großen Weltbegebenheiten zeigen uns

1) einen Alles vergeltenden Gott, welcher
   a) lasterhafte Völker züchtiget,
   b) unterdrückende zu rechter Zeit demüthigt,
   c) und sich bessernde segnet;
2) einen Alles weiterführenden Gott, welcher
   a) Hindernisse eines glücklichen Fortschreitens im Guten hebt,
   b) Hülfsmittel desselben an die Hand gibt,
   c) mehr Zusammenhang unter den Völkern der Erde knüpft;
3) einen durch die Sache Christi wohlthätig wirkenden Gott, welcher durch dieselbe
   a) den heiligsten Wahrheiten eine unvergängliche Dauer sichert,
   b) das sittliche Gefühl in einer immerwährenden Regsamkeit erhält,
   c) der Menschheit ein Mittel der Bildung und des Fortschrittes gewährt, bei welchem sie nie wieder zurücksinken kann.

Hier beanstandet Tzschirner mit Recht die Dreitheilung des veiten Theiles: daß die Völker nicht in Zusammenhang mit ein-

ander stehen, ist ja offenbar ein Hinderniß im Fortschritt, und daß sie in Zusammenhang treten, ein Hülfsmittel des Fortschritts. Ich habe aber auch Bedenken gegen die Unterabtheilung des ersten Theiles: lasterhafte Völker, im Unterschiede von sich bessernden, sind jedenfalls auch solche die Nachbarn unterdrückende Völker und diese Züchtigung solcher lasterhafter Völker geschieht sehr häufig so, daß Gott sie zu seiner Zeit demüthigt unter die Hand der Völker, die sie unterdrückten. Die Begriffe: lasterhaft und unterdrückend: stehen dem sich bessernd gegenüber, das ist richtig, aber lasterhaft und unterdrückend schließen einander nicht aus.

Reinhard redet ein Mal in seinen Geständnissen von der „lateinischen Schnürbrust" (S. 22), welche ihm in Regensburg angelegt worden sei; er hat außer dieser lateinischen Schnürbrust auch eine deutsche Schnürbrust noch Zeitlebens getragen. Sein-Formalismus, sein Predigtschematismus hindert ihn an vielen Stellen sich dem in ihm wohnenden Genius zu überlassen und seine Rede in voller Kraft ihren Strom ergießen zu lassen. Hätte er diese, jede freie Bewegung hemmende, Schnürbrust abgeworfen, er hätte eine bessere Palme erringen können, denn in ihm waren eminente Anlagen vorhanden. Sagen wir es mit einem Worte, das alles bemessende, abwägende, reflektirende Wesen ist die Achillesferse Reinhards. Er reflektirt: wie der Inhalt der Predigt nie frisch und fröhlich wie ein lebendiger Quell aus der Tiefe des Herzens hervorspringt, sondern erst in allerlei Definitionen, Demonstrationen hineingetrieben und durch den Verstand filtrirt wird, so ist es auch mit der Form. Hier ist alles Berechnung, Ueberlegung, nichts freie, urwüchsige Natur. Da muß gesorgt werden, daß kein Theil der Predigt über den andern emporrage: alle müssen auf gleicher Höhe liegen. Haben die alten Kanzelredner den Eingang bevorzugt, so gönnt ihnen Reinhard dieß Vergnügen. Er fürchtet sich, sein Pulver von vornherein zu verpuffen, einen zu hohen Ton anzuschlagen, den er für die Länge nicht halten kann. Mit einer kühlen Reflexion, mit einem nahe liegenden, nicht zu hoch gespannten, vortrefflich zu dem Hauptsatze leitenden Gedanken beginnt ausnahmslos seine Rede: selbst an den hohen Festtagen rauscht Psalter und Harfe nicht in dem Anfang. Die Gemeinde mag in ihren Festgesängen dem Herrn jauchzen, der Mann auf der Kanzel kennt diesen Ton nicht, er bleibt bedachtsam,

an sich haltend, ruhig. Am Schluß der Rede gipfelt bei den Alten, Reinhards „lieben Heiden", die Kraft der Rede: hier wird gewöhnlich der letzte Schlag erst gethan. Das ist bei diesen Predigten nicht der Fall, sie haben keinen besonderen Schlußtheil, die Rede geht mit dem letzten Untertheile aus wie ein Licht, das eben abgebrannt ist. Der Gegenstand ist erschöpft, der Prediger scheint auch erschöpft zu sein: Tzschirner bekennt schon (S. 219), von den Schlüssen der Reinhard'schen Predigten nicht völlig befriedigt zu sein, er habe sich des Gefühles nicht erwehren können, daß der Redner sich ihm zu plötzlich entziehe und ihm etwas, das er noch fordern könne, vorenthalte, und wundert sich, daß Reinhard, der mit den alten Rednern so vertraut war, auf diesen oratorischen Vortheil Verzicht geleistet habe: mir will es scheinen, als ob hier der Professor Reinhard dem Oberhofprediger Reinhard im Lichte gestanden habe, ein Docent kann so affektlos schließen; ein Redner gewiß nicht. Der dünne Faden, man stoße sich nicht an dieses Bild, aber Reinhard löst ja stets den Stoff seiner Rede in Atome auf, läuft durch alle Predigten glatt und fein, nirgends bemerkt man einen Knoten, eine Anschwellung, vom Anfang bis zum Schluß geht es in einem und demselben Tone der klaren Belehrung, der ruhigen Vorstellung fort: eine Monotonie herrscht in ihnen, die selbst dem Verfasser auffiel. Keine Hebung, keine Senkung, überall, so weit das Auge reicht, kein Berg, keine Anhöhe, Alles nur eine große, weite Ebene, eine gleichförmige Fläche. Man denkt auf einen Punkt angekommen zu sein, da der Redner Feuer fangen und seine ganze Kraft entfalten werde: aber man irrt sich. In gleichem Tempo geht es fort, in demselben Tone, in demselben mittleren Style! Kraftstellen gibt es nicht leicht in einer Reinhard'schen Predigt; keine Predigt hebt sich über das Niveau der andern: sie sind alle mit gleicher Klugheit und Geschicklichkeit, mit gleicher Beherrschung des Gegenstandes und der eignen Kraft gearbeitet, sie liegen alle auf einer Linie. Ich trete Tzschirner vollkommen bei, welcher S. 104 f. sagt: „oft scheint die Reflexion das Feuer der Begeisterung zu früh ausgelöscht, das dem Gemüthe stets gegenwärtige Andenken an die vorgezeichnete Bahn der Rede in ihrem fröhlichen Gange aufgehalten und die Besorgniß, von der Gewalt der Gefühle fortgerissen zu werden, den kühnen Aufflug des Geistes gehemmt zu haben. Hätte sich Reinhard seinem Genius vertrauens-

voller hingegeben, so würde ein noch höheres oratorisches Leben seine Predigten durchdringen, und einem Manne von so sicherm Geschmacke würde es auch dann, wenn er seiner Kraft freier zu walten gestattet hätte, möglich gewesen sein, sich gegen Regellosigkeit und Ueberladung zu verwahren."

Trotz dieser Monotonie wird Reinhard doch nie trocken, nie langweilig. Das hat darin seinen Grund. Er versenkt sich mit Lust und Liebe in seinen Gegenstand; er unterrichtet zwar lieber, und das pathetische Moment kommt bei ihm kürzer weg als das didaktische, er definirt, er demonstrirt, er reflektirt zwar, aber er hat seine Rede stets in scharfer Zucht. Er meidet allen Wortschwall, selbst jedes überflüssige Eigenschaftswort, er wiederholt sich nirgends, er schweift nie ab, er hält seinen Fuß bei dem Male und sein Auge unverrückt auf das Ziel gerichtet. Er ist klar und deutlich, scharf und bestimmt, knapp und gedrungen: immer im Fortschritte begriffen, immer den angefangenen Gedanken weiter entwickelnd. Er bestimmt die Begriffe nicht als ein Schulmeister, sondern als ein Redner. In Wittenberg blickt der Professor der Philosophie noch öfters durch den Chorrock durch, so wenn er in dem ersten Bande der dort gehaltenen Predigten S. 10 sagt: „Er (der Eintritt in das Leben) besteht aus einer Sammlung von Umständen, die sich einander so nothwendig nach sich ziehen, daß bei Setzung eines einzigen die übrigen alle mitgesetzt werden." Wie sticht hiergegen die Art und Weise ab, wie er in der ersten Weihnachtspredigt 1799 den Begriff der wahren Menschlichkeit seinen Zuhörern erklärt. Er versucht keine philosophische Begriffsbestimmung, sondern gibt eine Beschreibung derselben, das Abstraktum wird geschickt in ein Concretum verwandelt. „Eine vertraute Bekanntschaft," so wird hier gesagt, „mit dem, was Menschen zu wissen vergönnt ist; eine zarte Empfindung gegen Alles, was der Menschheit wichtig sein muß; ein feines Gefühl für Schönheit, Ordnung und Schicklichkeit; eine Regelmäßigkeit im Handeln, die sich überall nach dem Gebote der Pflicht richtet; eine rege Theilnehmung, die wohlwollend jedes empfindende Wesen umfaßt; eine herzliche Liebe gegen die Menschen, sie mögen sein, wer sie wollen; ein heitrer Sinn, der keine unschuldige Freude verschmäht; ein geselliges Wesen, das überall Vertrauen erweckt und Vergnügen verbreitet; eine Religiosität, die sich zu Gott erhebt, ohne

der Erde zu entfliehen, die nichts anders ist als lebendiges Vertrauen zu ihm und wohlthätiges Wirken nach seinem Muster: dieß, meine Brüder, dieß sind die Vorzüge, aus welchen die wahre Menschlichkeit zusammengesetzt ist; wer sie hat, ist ein edles, freies, ehrwürdiges Wesen, das auf der Grenze zweier Welten steht und seine Verwandschaft mit beiden behauptet; das dem Himmel angehört, ohne der Erde fremd zu sein; das ganz in seine Verhältnisse passt und alles ist, alles leistet, alles genießt, wozu es durch die Anlagen seiner Natur bestimmt ist." Mehrfach bedient sich Reinhard der Schilderung statt des Beweises, wie er z. B. in der Landtagspredigt von 1805 in dieser Absicht das Glück des christlichen Hauses glücklich malt: er ist da in seiner Zeichnung ebenso wahr, als lebendig. Vgl. die Predigt Nr. 37 aus dem Jahre 1808, in deren Anfang er die Erde als einen Schauplatz der Zerstörung, als einen Ort, wo wir überall mit den elenden Ueberresten vormaliger Größe und mit den traurigen Spuren verschwundener Geschlechter und Zeitalter umgeben sind, ergreifend vor das Auge malt. Gelegentlich bekräftigt er seine Mahnungen mit einem Beispiele aus der Geschichte, so beschließt er die vortreffliche Predigt über das Evangelium des 15. Sonntags nach Trinitatis im Jahre 1800 sehr wirksam mit folgender Erzählung. „Lasset mich hier noch einen Mann nennen, meine Brüder, der es einst tief empfunden hat, wie belebend für das Vertrauen auf Gott auch Kleinigkeiten sein können, wenn man sie mit frommer Seele und nach den Anweisungen Jesu zu nutzen weiß. Melanchthon, der ehrwürdige Freund und Gehülfe Luthers, war einst mit diesem und mehreren Gottesgelehrten zu Torgau versammelt, um bei den drohenden Gefahren, in welchen sich unsre kaum entstandene Kirche befand, Ueberlegungen anzustellen und den Fürsten der protestantischen Partei Rathschläge zu ertheilen. Man hatte schon viel gesprochen, schon lang sich angestrengt, etwas Ersprießliches ausfindig zu machen, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, als der ermüdete, sorgenvolle, fast trostlose Melanchthon auf einige Augenblicke herausgerufen wurde. Beim Zurückkehren in die Versammlung führte ihn der Zufall in ein Zimmer, wo er die Gattinnen dreier Prediger zusammenfand, die unter häuslichen Geschäften ihre kleinen Kinder Gebete zu Gott für die Erhaltung des Evangelii lehrten. Mit inniger Rührung hörte der fromme Melanchthon das Rufen dieser Unmündigen, und was war natür-

licher, als daß ihm die Worte beifielen: aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir eine Macht zugerichtet. Nun erhob sich aber auch sein niedergedrückter Geist, und mit fröhlicher Miene kam er in die Versammlung seiner bekümmerten Freunde zurück. Mit Verwunderung fragte Luther nach den Ursachen dieser schnellen Veränderung: lasst uns nicht zagen, antwortete der getröstete Melanchthon; ich habe so eben die Streiter gesehen, die für uns kämpfen und unüberwindlich sein werden; es sind unsre Kleinen, deren Rufen zu Gott ich jetzt gehört habe, und Gott wird, Gott kann sie nicht unerhört lassen. Glücklich, meine Brüder, glücklich, wer das fühlende Herz, wer den frommen Sinn dieses Edlen hat!! Er wird überall Trost finden; für ihn sind überall Erquickungen bereitet; er wird die Anfechtung muthig erdulden, und nachdem er bewährt ist, die Krone des Lebens empfangen; Amen."

Nicht mit Bildern schmückt, nicht mit Allegorien ziert, nicht mit frappanten, geistvollen Gedankenblitzen durchleuchtet Reinhard seine Predigten, und doch mangelt ihnen Schmuck und Zierde mit Nichten: sie haben, wie Tzschirner treffend (S. 109) bemerkt, „nicht bloß den bescheidenen, verborgenen Schmuck, welchen die Reinheit und Eleganz gibt, auch die bemerkbaren Zierden, welche von dem Gebrauche der Tropen und Figuren, von der Fülle und von dem rhythmischen Wohlklange kommen". Seine Sprache ist edel alle Wege, dem gemeinen Manne wohl nicht immer ganz verständlich, aber dem gebildeten Publikum, welches sich meist zu 3000—4000 Personen unter seiner Kanzel versammelte, vollkommen angemessen: es ist nicht die Sprache der Schrift, auch nicht des Volkes, sondern die Büchersprache. Seine Perioden, denn er liebt es nicht in lauter einzelnen Sätzen zu sprechen, sind durchsichtig, wohlgefügt, abgerundet und richtig geordnet. Durch Figuren belebt er mit großem Geschick seine so ruhig hinfließende Rede, Inversion, Concession, Exclamation, Frage, Complexion, Epiphora, Apostrophe u. s. w. begegnen uns. Am Häufigsten die Frage: Reinhard (Gest. S. 168) meint, daß dieses Schema von ihm zuweilen auch da angebracht sei, wo es nicht hingehöre, und wo es besser gewesen wäre, Alles kategorisch auszusprechen. Er hat nicht Unrecht: es wird des Fragens bisweilen zu viel, und dazu wird auch am unrechten Orte gefragt. Auch darin hat sein Gefühl ihn nicht getäuscht: die Exclamation wird zu oft angebracht, um immer Wirkung thun zu können. Wo Reinhard ein

Mal der Apostrophe sich bedient, macht es tiefen Eindruck: so redet er in der Reformationspredigt 1799 Luthern und seine Gehülfen ergreifend an: „Wie gleichgültig würde man euch aufnehmen, mit welchem Kaltsinn würde man euch anhören, wie bitter würde man eurer spotten, ehrwürdige Zeugen Jesu, die ihr einst vor den Augen des aufmerksamen und gelehrigen Europa's handeltet, wenn ihr jetzt auftreten, wenn ihr das Evangelium, das euch so heilig war, für das ihr bereit waret, euer Blut zu vergießen, den Enkeln eurer Zeitgenossen verkündigen solltet! Er ist verschwunden, er ist verschwunden der Sinn für Religion, der zu euren Zeiten so zart und lebendig, so warm und innig war, und ein schüchternes Gefühl, ein kaltes Vernünfteln, ein trostloses Zweifeln, ein erklärter Widerwille gegen das Evangelium Jesu und gegen alle Religion ist an seine Stelle getreten. O man würde dich nicht verstehen, man würde dich für einen Schwärmer, für einen unduldsamen Eiferer erklären, edler Luther, wenn du mit deiner Kraft zu diesem Geschlechte sprächest; und so stark, so durchdringend, so erschütternd auch deine Stimme war, würde sie sich im Getöse wilder Unordnungen und kämpfender Leidenschaften, die den Sinn für Religion betäuben, noch vernehmlich machen können?" „O, wenn wir euch versammelt aus allen Jahrhunderten sehen," ruft er bewegt und bewegend in der ersten Weihnachtspredigt des Jahres 1800 aus, „wenn wir die Stimme des Dankes vernehmen könnten, die sich aus eurem gerührten Herzen zum Himmel erhob; wenn euch unser Auge betrachten könnte, ihr alle, die ihr durch Christum hier schon selig waret, und den Frieden Gottes kanntet, der höher ist, denn alle Vernunft: wie würden wir einstimmen in eure Bekenntnisse, wie würden wir erstaunen über den Segen, der aus der Geburt Jesu entsprungen ist, mit welchem Entzücken würden auch wir rufen: Friede auf Erden, seitdem Christus erschienen ist; eine neue bessre Zeit, die Zeit eines reinern Genusses ist durch ihn angegangen." Vgl. noch die Ansprache an die Verstorbenen und an das Vaterland, Jahrgang 1804, Predigt 7 und 18.

Tzschirner hat das Eigenthümliche der Reinhard'schen Beredsamkeit nach meinem Dafürhalten am Besten schon 1811 in seinen Briefen (S. 89 f.) in diese kurzen Sätze zusammengedrängt: „unerschöpfte Mannichfaltigkeit der Materie bei einem seltenen Wechsel der Form; eine ebenmäßige Vollendung des Ganzen bei einem

seltenen Hervortreten einzelner Theile; eine Besonnenheit, welche über der Thätigkeit der Kraft, aus deren Fülle das oratorische Leben kommt, mit unablässiger Strenge wachet und waltet; Kunst und Wahl ohne gesuchten Schmuck und ängstliche Strenge; Reiz und Schmuck, nicht Pracht und Glanz; mehr ernste Würde, als heitre Anmuth und zarte Weichheit; eine gleichmäßige Mischung von Klarheit, Fülle, Präcision und Stärke."

Franz Theremin.

Aus den alten Rednern, vornehmlich aus Demosthenes, hat Reinhard die Idee der Beredsamkeit abgezogen. Theremin hat sich fast ebenso zu einem der bedeutendsten Kanzelredner der evangelischen Kirche gebildet. Demosthenes ist auch ihm das non plus ultra, die verkörperte, personificirte Beredsamkeit, doch, während Reinhard von christlichen Rednern nur den Saurin sehr oberflächlich kannte, war Theremin, welcher einer französischen Refugiefamilie entstammte, mit den großen Predigern der katholischen Kirche in Frankreich, vor allen Dingen mit dem edlen Massillon, sehr vertraut. Wir verdanken diesem Studium des größten Redners des klassischen Alterthums und des größten Predigers der gallikanischen Kirche die vortreffliche Schrift: Demosthenes und Massillon: ein Beitrag zur Geschichte der Beredsamkeit. Berlin 1845.

Das äußere Leben Theremins*) verlief sehr einfach. Er wurde zu Gramzow in der Uckermark den 19. März 1780 geboren, sein Vater war dort Prediger an der französischen Gemeinde. Nachdem er das französische Gymnasium in Berlin durchgemacht hatte, bezog er die Universität zu Halle, wo er hauptsächlich unter Knapp Theologie und unter dem berühmten Wolf Philologie studirte. Hier in Halle trat er mit einer Anzahl poetisch angehauchter, strebsamer, für Christus und Plato gleich begeisterter Jünglinge, die sich den Polarstern zum Bundeszeichen erkoren hatten, in Verbindung: der Dichter

---

*) Vgl. Palmer: Dr. Fr. Theremin als Prediger in Tholuck's literar. Anzeiger 1843, Nr. 7 und 8, und dessen Artikel in Herzog's Realencyklopädie. Sack, 356 ff. Brömel, 2, 116 ff.

Chamisso, welcher den Almanach herausgab, der diesem Bunde sein Leben verdankte und der auch von Theremin etliche Arbeiten enthält, Varnhagen von Ense, W. Neumann, August Neander, welcher ihm Zeitlebens seine treue Freundschaft bewahrte, u. A. gehörten zu diesem Bunde. In Genf, wo er seine theologischen Studien vollendete, wurde er 1805 ordinirt: 1810 trat er aber erst in's Amt und zwar als Prediger an der Werder'schen Kirche. Welchen Beifall er auch fand, so sehnte er sich doch aus dieser Stelle heraus, welche ihn verpflichtete in französischer Sprache zu predigen. Sein Wunsch ging 1814 schon in Erfüllung, als er an die Dom- und Hofkirche berufen wurde. An äußeren Ehren fehlte es ihm in der Folge nicht: 1824 wurde er zum Oberconsistorialrathe, zehn Jahre darauf zum wirklichen ernannt, 1824 erhielt er den Doktor der Theologie und 1839 trat er als Professor in die theologische Fakultät ein. Der Tod seiner Frau, die er schon 1826 verlor, schlug seinem Herzen eine tiefe Wunde, welche sich nie wieder schloß: er spricht von ihr in dem Vorworte zu dem vierten Bande seiner Predigten: „Er (der Herr) hatte mir die theure Seele zur Lebensgefährtin gegeben, die mich in meinem Berufe als Verkündiger des göttlichen Wortes nicht nur durch ihren Zuspruch ermunterte, durch ihre Theilnahme belebte, sondern auch mich jedesmal warnte; wenn ich mich von dem Wege zu dem Ideale entfernte, das ihrem ebenso frommen als gebildeten Sinne in so großer Klarheit und Richtigkeit vorschwebte." In den dreißiger Jahren bildete sich in dem einen Auge der Staar bei ihm aus, man befürchtete, er werde völlig erblinden: es geschah aber nicht. Nachdem er längere Zeit gelitten hatte, — die letzte Predigt hielt er am 26. April 1846 über Phil. 3, 20 und 21 mit dem Thema: unser Wandel ist im Himmel — starb er den 26. September desselben Jahres. Eine Leichenrede hatte er sich ausdrücklich verbeten, seinen Ansichten getreu. (Abendstunden S. 181 ff.)

Theremin hat seine Grundanschauungen über die Predigt in seinem Büchlein: die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Zweite Auflage. Berlin 1837: niedergelegt. Die Beredsamkeit ist ihm kein Mittelding zwischen Poesie und Philosophie, auch keine besondere Art der Poesie oder der Philosophie, sondern eine Tugend, nämlich eine Fertigkeit, nach ethischen Grundsätzen zu wirken. Die Rhetorik als Theorie der Beredsamkeit ist also ein Theil der Ethik. (S. 23.) Ist die Beredsamkeit aber

eine Tugend, eine ethische Eigenschaft, so versteht es sich von selbst, daß der Redner ein tugendhafter, gesinnungstüchtiger, sich selbst verleugnender, reiner Charakter sein muß. Deßhalb fängt Theremin auch ganz consequent das Kapitel über den oratorischen Charakter des Demosthenes mit dem ethischen Charakter dieses Redners an. „Er selber scheint die Gesinnung des Redners," sagt er (Dem. und Mass. 134 f.), „als die wichtigste Eigenschaft desselben betrachtet zu haben: dies geht hervor aus einem, von ihm unter sehr ernsten Umständen abgelegten Zeugniß. Nicht das Wort des Redners ist ehrenwerth, sagt er in der Rede für die Krone, auch nicht der Klang seiner Stimme, sondern daß er gleiche Bestrebungen hat, wie das Volk, und dieselben Gegenstände des Hasses und der Liebe, wie das Vaterland." „Der erste Zug," heißt es dort 135 f. weiter, „in der Beredsamkeit des Demosthenes — der auch wohl der erste in dem Ideal der Beredsamkeit sein möchte — ist, daß seine Person, ihr vortheilhaftes Erscheinen und die Rücksicht auf den Beifall des Zuhörers immer ganz und gar der Sache, dem Gegenstand und Zweck der Rede aufgeopfert werden. Von allen Rednern alter und neuer Zeit, geistlichen und weltlichen hat keiner in solchem Maße, die er, diese Selbstverleugnung geübt, die doch gewiß eine sittliche Eigenschaft ist und die bei den Mehrsten in der Selbstliebe und Eitelkeit ein unüberwindliches Hinderniß findet. Gewöhnlich will der Redner, indem er zum Ziele fortschreitet, doch nicht unterlassen, auf dem Wege manches Blümchen zu pflücken und sich durch Gang und Geberde den Zuhörern auf das Vortheilhafteste darzustellen. Wenn Cicero unter dem Demosthenes steht, so ist dies vornehmlich die Schuld seiner Eitelkeit, durch welche seine Person immer unverhältnißmäßig gegen die Sache hervortritt. So nicht Demosthenes; er will nicht glänzen, sondern seinen Zweck erreichen; nicht den Zuhörer gewinnen, sondern ihn fortreißen; er sucht nicht den Beifall desselben, sondern seine Zustimmung. Alle bloß äußerlichen Reizmittel, mit welchen selbst christliche Redner ihre Vorträge oft bis zum Ekel überladen und ausschmücken, werden von diesem heidnischen Redner immer auf das Entschiedenste verschmäht." Nicht seine Person will der wahre Redner zur Geltung bringen: seine Person tritt ihm gegen die Sache, die es gilt, ganz in den Hintergrund. Das innere Glaubensleben ist die einzige Quelle der geistlichen Beredsamkeit: diesen Satz, der zu seiner Zeit sehr befremdete, hat

Theremin (Ber. S. 59—67) eingehend ausgeführt. „Man denke sich," sagt er S. 60 f., „einen Kanzelredner mit den schönsten Talenten ausgestattet, der aber seine Vernunft nicht unter, sondern über die Offenbarung stellt, und der folglich bei Bestimmung des Verhältnisses, worin Gott zu den Menschen steht und worin die Menschen unter einander stehen sollen, sich auf keine höhere, göttliche Autorität berufen kann. Ist die Richtung seines Geistes überwiegend philosophisch, so wird er sich zum Hauptgeschäft machen, die Grundsätze seines religiösen und ethischen Systems darzustellen, zu erläutern, und so viel als möglich, zu beweisen." Eine wissenschaftliche Bildung bringt er bei dem Zuhörer da im glücklichsten Falle zu Wege: „aber nicht diese zu befördern, sondern Besserung der Gesinnungen und des Verhaltens zu bewirken, war die Absicht des Redners, und er muß sie verfehlen, da es ihm bei dem Bestreben, gewisse Wahrheiten zu begründen, an Zeit gebricht, sie mit den höchsten praktischen Ideen in Verbindung zu setzen. Das wird er vielleicht am Schluß versuchen; doch wenn das Ganze der Rede nicht schon in der Absicht entworfen ist, sittliches Interesse zu erregen, so wird man in der Anwendung vergeblich daran arbeiten." (S. 61.) Eine feste, unerschütterliche Ueberzeugung kommt aus der eigenen Weisheit und den Systemen der Philosophen nicht zu Stand, während die Offenbarung ewige Wahrheiten darbietet: „es wird daher in dem Gemüthe ungläubiger Kanzelredner eine gewisse, von ihnen selbst kaum bemerkte Verlegenheit zurückbleiben, die sich bei Darstellung der Wahrheit bald durch einen kühlen, gleichgültigen Ton, bald durch Spannung und verzerrten Eifer verrathen wird; und so werden die von ihnen vorgetragenen Wahrheiten, so vortrefflich sie auch sein mögen, nie den Einfluß auf Gefühl und Willen erlangen, den ihnen ein ruhiger, kraftvoller Nachdruck verschafft haben würde." (S. 62.) Die Verlegenheit des ungläubigen Predigers wird dadurch aber auf den Gipfel getrieben, daß sich ihm das dunkle Gefühl aufdrängt, er befinde sich zu seinen Zuhörern in einer schiefen, unwahren Stellung. Er ist zum Verkündiger der göttlichen Wahrheit bestellt und sein Amt umgibt ihn mit einer Würde und einem Ansehn, „die bei einem jeden, der seine Lehre nicht auf göttliche Autorität gründet, als unerlaubte Anmaßung erscheinen müssen". (S. 63.) „Er legt es auf's Rühren an, auf die Erweckung unnützer Gefühle; er sucht durch äußere Vorzüge und durch geschmückte Schreibart zu glänzen,

nd so wird seinen Vorträgen Nutzen und Kraft durch seinen Un-
lauben geraubt." (S. 64.) „Man denke sich dagegen," heißt es
eich (S. 64 f.) weiter, „einen geistlichen Redner von geringerem
lent, der aber mit einem redlichen Willen Gutes zu wirken, einen
erschütterlichen Glauben an die Wahrheiten der christlichen Religion
bindet; und man sehe, welchen höheren Schwung seine Vorträge
rch diesen einzigen Umstand nehmen werden. Indem er die er-
jensten Wahrheiten aus der heiligen Schrift, worin sie ihm in
lichtvollsten, populärsten Gestalt gegeben sind, entlehnt, ist er
leich durch die göttliche Autorität der Bibel aller weitläuftigen
twicklungen und Beweise überhoben, und kann, ohne sich damit
befassen, seine volle Kraft zur Bearbeitung der Gemüther an-
nden. Die von ihm vorgetragenen Wahrheiten werden um so
r Glauben finden, da er selbst nur spricht, weil er glaubt, und
seine feste, innige Ueberzeugung seinem Ton einen ebenso ruhigen
salbungsvollen Nachdruck gibt, vor dem alle Zweifel verschwinden
issen. Bei aller Demuth, die ihm die Schwäche der menschlichen
rnunft sowohl als seine eigenen von ihm selbst erkannten sittlichen
ängel einflößen müssen, fühlt er doch, daß er, ohne Anmaßung,
seines Gleichen, ja zu Besseren und Weiseren als er, belehrend,
afend und ermahnend reden darf, weil er nicht in seinem eigenen,
dern in Gottes Namen zu ihnen spricht, und weil er, als ein
gesandter des Höchsten, über jeden, er sei, wer er wolle, erhaben
Da also die Absicht der geistlichen Redner, durch Erkenntniß der
ahrheit zur Tugend und zur Seligkeit zu führen, nur durch ihren
auben zu erreichen ist; da ohne denselben das Verhältniß, worin
zu ihren Zuhörern stehn, nicht einmal eine moralische Gültigkeit
t, so scheint es, daß der Glaube bei ihnen nicht allein als eine
igiöse Eigenschaft betrachtet werden müsse, sondern daß man ihn
ch als eine sittliche Vollkommenheit ansehn und mit Strenge fordern
rfe. Um so trauriger ist die Bemerkung, daß so Viele aus un-
gründeter Furcht, durch Anerkennung einer göttlichen Autorität zu
ßfallen, ihren Glauben an dieselbe verhehlen, oder ihn nur mit
ghaftigkeit äußern und ihren Vorträgen dadurch Kraft, Würde,
tzen, und folglich auch am Ende den Beifall des Publikums
tziehn."

Das Wort Gottes ist also „das Fundament des evangelischen
edigers" (Pr. 7, 138): auf ihm steht er, von dort aus setzt er

seine Hebel an, denn der Redner will seinen Zuhörer zu etwas bestimmen und bewegen. Dieser muß als Person geachtet werden, es kann kein äußerer Zwang angewandt werden, er muß frei bleiben, mit voller Freiheit sich entschließen. „Zu dem Ende," heißt es (Ber. S. 29 f.), „soll der Redner seine jedesmalige Idee auf die nothwendigen Ideen der Zuhörer zurückführen. Er zeige ihnen also, wie sie, um ihre Pflicht zu erfüllen, um sich zur Tugend zu erheben, um ihr Glück zu befördern, nothwendig auch seine Vorschläge in's Werk setzen müssen; wie die Ideen der Pflicht, der Tugend, des Glücks durch sich selbst eben diese Gesinnung erzeugen, sie zu eben der Handlung antreiben müssen, wozu er sie bewegen will. So respektirt der Redner nicht bloß die Freiheit des Zuhörers, sondern, indem er ihn ganz zu überwältigen und niederzudrücken scheint, hat er ihn durch Belebung seiner Ideen zum höchsten Grade des Bewußtseins und der Selbstständigkeit erhoben." Die Idee der Pflicht vertieft sich bei dem kirchlichen Redner zu dem Willen Gottes, die Idee der Tugend zur Aehnlichkeit mit Gott, die Idee des Glückes zur Seligkeit. (S. 34.) „Es genügt nicht, daß der Redner eine Art der Thätigkeit, als zum vollkommnen ethischen Handeln gehörend, angreife; er muß den Menschen überhaupt und den ganzen gesellschaftlichen Zustand genau genug kennen, um in alle Verhältnisse einzugehn und zu zeigen, wie höchst angemessen ihnen dasjenige sei, wozu er auffordert. So werden die hohen religiösen Ideen aus ihrer Allgemeinheit hervorgerufen, und in die bestimmten Formen des menschlichen Lebens wie eingefangen; nichts ist ergreifender für den Zuhörer, nichts gibt seinen Ideen ein regeres Leben, als die ausgebildete Gestalt, worin sie ihm erscheinen. Aber freilich gehört von Seiten des Redners ein gewaltiger Wille dazu, um eben den Geist, der sich bis zu den höchsten Gegenständen der Betrachtung emporschwang, plötzlich bis zum kleinsten Detail des menschlichen Lebens hinunter zu zwingen, ohne daß er dadurch an Feuer und Spannkraft verliere. Das vermögen Wenige, und da es bequemer ist, so hält man es auch oft für angemessener, sich in gestaltlosen Ideen umherzudrehen." (S. 70.) Von seinem Gegenstande hat der Redner mit Affekt zu handeln. „Jeder, der voll von einer großen Idee vor das Volk getreten ist, hat mit Affekt gesprochen; mit dem größten aber der, welcher die größten Ideen auszusprechen hatte, Christus; das Licht der Welt offenbart die ewige Wahrheit mit

fortdauernder Begeisterung, die bald mild und sanft, bald donnernd und zerschmetternd erscheint: ein großes Beispiel für jeden kirchlichen Redner, das ihn von aller philosophischen Ruhe dispensirt und ihm einen ähnlichen Affekt zur Pflicht macht." (S. 110 f.) Theremin fordert also von dem Redner nicht fieberhafte Hitze, kränkliche Rührung oder geschraubte Begeistrung, sondern Wärme mit Besonnenheit, Gefühl mit Vernunft, Nachdruck ohne Verzerrung, icht und Feuer ohne Dampf. Der Redner pflanzt seinen Affekt ann auf die Zuhörer fort, stellt in der rechten Weise nur dar, wenn r erstlich seine Handlungsweise den jedesmal obwaltenden Umständen nd Verhältnissen genau anpasst, und also angemessen, wenn er veitens bei aller Rücksicht auf die Lage, worin er sich befindet, bei ler Bekämpfung oder Umgehung der Hindernisse, die er auf seinem Bege antrifft, doch in einem beständigen, unaufhaltsamen Fortschritte griffen ist, und also in stetigem Fortschreiten, und wenn er endlich i diesem Fortschreiten, wobei jeden Augenblick das ganze Verhältß wechselt und eine andre Gestalt annimmt, jeden Moment seiner Wirksamkeit durch eine besondere Form und Gestalt auszeichnet, und so lebendig redet. (S. 135.)

Ein hohes Amt ist dem Prediger beschieden. „Er darf," lesen ir Pr. 7, 183 ff., „strafen ohne Unterschied den König wie den Bettler, er darf Allen das tiefe Verderben aufdecken, das sie in ihrem Busen tragen und das doch so Wenige sehen mögen, er darf die im Schwange gehenden Irrthümer und Laster — diese oft hoch gepriesenen Irrthümer, diese oft glänzenden Laster — vor den Richtstuhl des göttlichen Gesetzes fordern; er darf es, denn er thut es icht selber, das Wort Gottes thut es, welches spricht: sie sind Alle bgewichen und allesammt untüchtig geworden. Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten; nd das, wenn es also strafend aus seinem Munde ertönt, jenes veischneidige Schwert ist, das durchdringet, bis daß es scheidet Seele nd Geist, auch Mark und Bein und ist ein Richter der Gedanken nd Sinne des Herzens. Er darf Geheimnisse verkünden, die in iner Höhe, wozu kein menschlicher Geist sich erheben kann, verborgen egen, das Geheimniß von der wesentlichen Einheit und persönlichen Verschiedenheit des Vaters, des Sohnes und des Geistes, und von er Verbindung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo; r darf es, denn das Wort nennt ja besonders den Vater, den

Sohn und den Geist; das Wort sagt von Christo: er ist Gott, über alles gelobt in Ewigkeit, und wenn es durch seinen Mund diese hohen Dinge verkündet, dann ist es dem Adler gleich, der die Erde verläßt, den Blicken entschwindet, die Sonne aufsucht und sie in der Nähe begrüßt. Er darf den zerschmetterten, durch den Donner des Gesetzes in den Staub niedergestreckten Sünder aufrichten durch die Versicherung: deine Sünden sind dir vergeben, so du glaubst an Christum. Denn das Wort spricht: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Dieß ist sein schönstes Vorrecht, dieß ist die größte Wohlthat, die ein Mensch dem andern erweisen kann, dieß ist die erhabenste Bestimmung seines Amtes, das von ihr in der Schrift das Amt, das die Versöhnung predigt, genannt wird. Und von denjenigen, die es weislich und gläubig ausüben, ja von denen gilt wahrhaft, was der Prophet spricht: Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: dein Gott ist König. Er darf, wenn die Versammlung, die ihn umgibt, wegen der vielen Unglücklichen, die darunter sein mögen, ihm erscheint wie eine schwere Wolke, aus welcher bald Thränen wie Tropfen herabfallen werden, er darf zu ihr sprechen: weine nicht, denn also hat ja das ewige Wort zu der Mutter des todten Jünglings gesprochen; er darf hinzusetzen: ich halte es dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth sei, die an uns soll geoffenbaret werden. Er darf denen, welche ihn befragen um die vollkommenste Einrichtung ihres äußern und innern Lebens, nach der sichern Anweisung des göttlichen Wortes, das da ist eine Leuchte unsren Füßen und ein Licht auf unserm Wege, Christum als Muster aufstellen und zu ihnen sprechen: Christus hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen; er darf sie auffordern, mit Hülfe der göttlichen Gnade dahin zu streben, daß sie sagen können wie der Apostel: Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Dieß alles darf er. Zwar so lange sein eigener Glaube noch mehr Verstandes- als Herzenssache und von geringer Erfahrung begleitet ist, wird er sich dieser hohen Vorrechte nur schüchtern und furchtsam bedienen. Ist aber sein Glaube erstarkt, ist er nicht nur ein Licht im Geist, sondern auch eine Flamme im Herzen, hat er die Wirkungen desselben in

seinem Innern erfahren; hält er sich selbst wie Paulus für den vornehmsten unter den Sündern, hat er für sich selbst nur in Christo Ruhe des Gewissens gefunden, ist er selbst in den bängsten Augenblicken seines Lebens nur durch Christum getröstet worden, strebet er selbst dahin, ganz mit Christo eins zu werden, und Alles abzuthun, was ihn scheidet von dem Herrn: dann wird er sein Amt mit großer Freudigkeit und Kühnheit verwalten und das Wort Gottes wird in seinem Munde immer mehr die ihm eigne Kraft offenbaren. Wenn er aber nicht glaubt? — Furchtbare Frage, die sich jedoch so mächtig aufdringt, daß wir sie nicht zurückweisen können! — Wenn er zu den vielen Unglücklichen gehört, die es jetzo gibt, für die das Wort der Schrift kein Wort Gottes ist, darf er es dann verkündigen, darf er die Sünder strafen, darf er ihnen durch das Verdienst Christi Gnade verheißen, darf er sie trösten durch die Hoffnung des Himmels, wo Christus die Seinigen um sich versammelt? Furchtbar nannte ich diese Frage, weil es ein furchtbarer Fall ist, den sie voraussetzt, und weil es furchtbar sein würde, sie falsch zu beantworten; aber die richtige Antwort ist leicht, sie bietet von selbst sich dar. Wer nicht glaubt, der soll auch nicht predigen, denn es heißt: ich glaube, darum rede ich. Wie? Er sollte von der Verderbtheit der Menschen reden, während er seine natürlichen Kräfte bewundert; er sollte Christum den eingeborenen Sohn Gottes nennen, während er ihn für einen Menschen hält; er sollte das Verdienst seines Todes preisen, während er meint, durch eigenes Verdienst selig zu werden; er sollte die Hoffnung des ewigen Lebens auf das Wunder des Ostertages gründen, während er diese Thatsache in Zweifel zieht — das sollte er und er müßte nicht fürchten, wenn er es thäte, daß eine Stimme vom Himmel ihm zuriefe: du hast nicht Menschen, sondern Gott gelogen, und daß er wie Ananias und Sapphira todt zu Boden gestürzt würde? Wahrlich, dem gewissenhaften Manne würde es nicht nur besser, sondern auch viel leichter erscheinen, irgend ein ehrliches Gewerbe zu treiben und, wenn er das nicht vermöchte, sein Brot an den Thüren zu betteln, als hier sonntäglich am Altare oder auf der Kanzel Dinge auszusprechen, an die er nicht glaubt, zum Schaden seiner Brüder und zu seiner eigenen Verdammniß!"

Von dem Satze, daß die Beredsamkeit eine Tugend, die Rede also eine sittliche That ist, macht Theremin nach allen Seiten hin

Gebrauch. Nach welchem Maßstabe soll man den Werth der geistlichen Reden beurtheilen? Nach der darin zu Tage tretenden Kunst, antworten Viele frischweg. Theremin weist diese Antwort entschieden ab. „Man könnte glauben," sagt er in der Vorrede zu Ber. S. VII f., „es gehöre zu einer guten Predigt, daß der christliche Gehalt, der nie fehlen darf, gründlich und zusammenhängend entwickelt und in einer schönen Form durch die Sprache dargestellt sei. Und gewiß wird man die Erfüllung dieser Bedingungen unnachsichtlich von denjenigen fordern dürfen, welche die Fähigkeit dazu besitzen; wenn diese es daran fehlen ließen, so müßten sie sich vorwerfen, daß sie die Kräfte, die Gott ihnen gab, nicht zu seiner Ehre angewendet, nicht nach ihrem besten Vermögen gesucht hätten, ihm zu gefallen. Eine Predigtweise, bei welcher eine dialektische und ästhetische Vollendung angestrebt wird, muß also denjenigen, die einen unverkennbaren Beruf dazu haben, gestattet und gegen den ungerechten Vorwurf, als wollten sie dadurch nur menschlicher Eitelkeit fröhnen, in Schutz genommen werden." „Diese Predigtweise," heißt es weiterhin, „ist jedoch nicht die einzige, es ist nicht einmal die beste. Es gibt fromme, in ihrem Innern sehr lebendige und weitgeförderte Verkündiger des göttlichen Wortes, denen die Gabe eines tiefen und zusammenhängenden Denkens, so wie eines angemessenen, schönen Ausdrucks nicht verliehen ist. Haben nun auch die Vorträge solcher Männer unverkennbare Mängel, so kann sich doch trotz, ja sogar vermittelst derselben — wenn sie nämlich in einer unbesiegbaren Schranke der Natur, nicht in Unfleiß ihren Grund haben — das Göttliche, das in ihnen ist, mit großer Klarheit und Kühnheit aussprechen; und ihr Wirken wird nicht nur vor Gott vollkommen bestehn, sondern auch vor den Menschen, unter denen die Gebildetsten sich oft gerade durch das, was ihrer sonstigen Sinnesart am fremdesten ist, am meisten erbaut fühlen. Zu welcher von diesen Predigtweisen ein Geistlicher berufen sei, wie weit er zu streben, womit er sich zu begnügen habe, das kann ihm nur klar werden, wenn er sich, unbekümmert um homiletische Regeln, in Beziehung auf Gott und seine Forderungen prüft." Den Beifall der Menge halten Andre für den richtigen Maßstab. „Für den geistlichen Redner," ruft Theremin erregt (S. IX f.) aus, „sollte die Gunst oder die Mißgunst der Menschen das höchste Urtheil, und ihren Beifall zu gewinnen, die höchste Aufgabe sein! Dadurch wäre plötzlich sein

rken, das nur aus den reinsten Antrieben hervorgehn soll, zu
r Volksschmeichelei erniedrigt; und es könnte sich nur die christ-
: Homiletik bequemen, Künste zu lehren, deren die heidnische
torik sich geschämt hätte. Man würde auch einer großen Anzahl
it frommer und achtungswerther Geistlichen, die aber gerade
: Lieblinge des Publikums sind, den Trost absprechen müssen,
das Zeugniß ihres Gewissens ihnen gewähren kann und soll.
: ist mir ein trefflicher Redner, dem es ganz gleichgültig ist, ob
or drei Zuhörern oder vor dreitausenden predigt." Sehr be-
nt spricht Theremin sich gegen Tholuck aus, welcher vorschlägt,
die Neigungen und den Geschmack der Gebildeten Rücksicht zu
ten und mehr, als der gewöhnliche Styl es thut, auf die Ge-
, in denen ihr Leben wurzelt, hinüberzuweisen und von daher
. Worte Shakespeare's und Goethe's als Beweismittel zu ent-
en. „Ich glaube," sagt er S. XI, „es gibt nur ein Mittel zu
m Zwecke: also zu predigen, daß man Gott gefallen könne;
en die Gebildeten alsdann ihr Theil Erbauung mit hinweg-
nen, so wird man sich deß freuen; wollen sie es nicht, so wird
es bedauern; aber man hat seine Schuldigkeit gethan und
n ihres Nachtheils haben sie keinen anzuklagen, als sich selbst."
eigene Zufriedenheit scheint Tholuck zum Kriterium der Güte
Predigt machen zu wollen: der Prediger, wenn er von der
zel herunter kommt, muß Mutterfreuden fühlen, Freuden der
tter, die unter Gottes Segen ein Kind geboren hat. „Wir
schen," sagt Theremin sehr besonnen S. XV, „allen denjenigen
k, denen ohne Beimischung menschlicher Eitelkeit solche Er-
ungen zu Theil werden; aber wir müssen es zur Steuer der
rheit und zum Trost vieler achtungswerthen Geistlichen be-
ten, daß auch ohne solche Empfindungen vor oder nach dem
en der Predigt, ja daß bei entgegengesetzten Zuständen, die
igt denselben Werth haben kann. Wie nämlich das Gebet, das
ohne Freudigkeit aus einem trockenen Herzen loswindet, oft
de das beste und wirksamste ist, so kann auch die Predigt gut
bei welcher man durch keine Begeisterung getragen, nur durch
n Entschluß und anhaltendes, obwohl freudenloses Beten die sich
enden Schwierigkeiten überwunden hat." Auch von dem die
digt begleitenden oder nicht begleitenden Segen ist der Werth
Predigt nicht abhängig. Muß bei einer jeden guten Predigt

der Segen allemal sichtbar hervortreten? „Ja man wird nicht umhin können, sich das Fehlen und Ausbleiben des Segens selbst bei einer christlichen, vortrefflichen Predigt als einen möglichen Fall zu denken. Denn wollte man ihn nothwendig daran knüpfen, so würde man die menschliche Kraft zu sehr erheben und die göttliche Gnade beschränken, die ihn gewähren oder versagen kann.“ (S. XVII.) Nicht die Ausbildung der Gedanken und der Form, nicht der Beifall der Zuhörer, nicht die eigene Begeisterung bei dem Hervorbringen und Halten der Predigt, nicht ein Mal der Segen, den sie stiftet, gibt den richtigen Maßstab zu ihrer Schätzung her; der geistliche Redner hat nur dann Grund mit seiner Predigt zufrieden zu sein, „wenn er bei ihrer Hervorbringung nach allen Kräften gestrebt hat, Gott, und zwar Gott allein, nicht den Menschen zu gefallen.“ (S. VI.)

Auch auf die Frage: soll man aufschreiben und auswendig lernen? soll man sich mit dem Ersten begnügen, das Zweite aber unterlassen? soll man sich von dem Einen wie von dem Andern frei machen: nur die Gedanken vorbereiten und ordnen; wegen des Ausdrucks aber der Eingebung des Augenblicks vertrauen? gibt der Kanon: der Prediger strebe Gott zu gefallen, die entscheidende Antwort. „Es ist Pflicht eines jeden,“ sagt Theremin (S. XX), „diese verschiedenen Methoden zu versuchen und diejenige für sich zu wählen, bei welcher er nach gewissenhafter Selbstprüfung hoffen darf, sein inneres Leben am vollkommensten auszusprechen. So handelt er nach dem Willen Gottes, der den Menschen verschiedene Gaben ertheilt und ihnen dadurch auch in dem Wirken für sein Reich ein verschiedenes Verfahren vorgeschrieben hat. Es gibt Männer, denen ein langes, einsames Nachsinnen nicht förderlich, sondern hinderlich ist; die bald das Wichtigste gefunden haben, das über einen Gegenstand zu sagen ist; deren Begeisterung in der lebendigen Bewegung des Sprechens wächst und denen gerade dann die kräftigsten Gedanken, Wendungen und Ausdrücke zuströmen. Solche Männer sind zum Extemporiren berufen; sie würden den Willen Gottes schlecht verstehen, wenn sie nicht diese Methode befolgten; und sie wären nur zu warnen, daß sie, im Vertrauen auf ihre Gaben, sich nicht auch der Vorbereitung der Gedanken, die auch ihnen unerläßlich sein möchte, überhoben glaubten.“ Denjenigen, welche nicht so organisirt sind, ist von Gott selbst die Pflicht auf-

:gt, „nicht nur die Gedanken vorzubereiten, sondern auch die
rte aufzuschreiben, ja diese Worte, wenn sie sich nicht von selbst
: Gedächtniß einprägen, förmlich auswendig zu lernen.“ (S. XXI.)
das Glaubensleben in einem jeden ein ganz eigenthümliches ist,
muß auch nach Gottes Willen die Form der Predigt eine ver-
dene sein. Eine Form ist nicht für Alle. Die am Häufigsten
ommende Predigtform, wo man das aus dem Texte geschöpfte
ma in zwei, drei, auch wohl vier Theile theilt und diese nach
nder entwickelt, hat ihre großen Vorzüge, „indem sie eine gründ-
, umfassende Bearbeitung des Gegenstandes, eine lichtvolle An-
nung der Gedanken nicht nur begünstigt, sondern gebieterisch
ert und dem Geiste des Zuhörers, der bei einer längeren Rede
abschweift und ermüdet, einen Faden darbietet, woran er sich
cht finden kann. Sie hat aber auch freilich ihre Nachtheile.
em man einen Gedanken durch Thema, Theile und Unter-
eilungen hindurchführt, kann er leicht etwas von der Kraft und
che einbüßen, womit er zuerst vor den Sinn trat. Um die-
oder drei Theile symmetrisch zu gestalten, wird wohl bei dem
n etwas Bedeutendes ausgelassen, bei dem andern etwas Un-
ntendes hinzugefügt. Mehrere Male, nämlich in einem jeden
ile, fängt man von Vorn an, indem man immer mit dem Be-
'e anhebt und mit der Anwendung auf das Leben schließt; eine
förmigkeit, welche den Redner und die Zuhörer ermüden kann.“
XXV.) Trotzdem kann Theremin diese Form nicht verwerfen;
laubt, daß sie manchem zur nachdrucksvollsten Ausbildung seiner
anken gute Dienste leistet. „Daher,“ sagt er (S. XXVI f.),
chte ich allen jungen Geistlichen rathen, sich darin zu versuchen,
mit der größten Strenge durchzuführen, aber freilich auch sie
ugeben, sobald ein nicht mehr auszugleichender Widerspruch
chen der Darstellungsweise und dem Gang ihrer Ideen und
ühle sich kundgethan hat. Alsdann möchte unter anderen denk-
n Formen auch vielleicht die folgende sich darbieten und em-
len. Indem man auf eine eigentliche Eintheilung Verzicht
et, gibt man nur im Allgemeinen die Absicht an, dem Zuhörer
aus dem Texte geschöpfte Lehre an das Herz zu legen. Diese
:e entwickelt man sogleich vollständig, ohne sie in mehrere Theile
erschneiden, aber in möglichster Kürze, so daß diese Entwickelung

nicht einen Haupttheil der Predigt bilden könnte. Ist dergestalt die Idee an sich zur Anschauung gebracht, so läßt man sie in's Leben übergehn und hält sie zusammen mit den Erscheinungen, die ihr widersprechen, oder die ihr gemäß sind und aus ihr entspringen. Man behandelt hier die ganze Predigt, wie man jeden einzelnen Theil zu behandeln pflegt; sie ist, so zu sagen, nur Ein Theil, sie ist ganz aus einem Stück, indem das Abbrechen und Zurückgehn auf die Begriffe, womit die einzelnen Theile anfangen, hier nicht Statt findet."

Auch die Frage, welche Sprache und Ausdrucksweise dem geistlichen Redner geziemt, erledigt sich durch den Satz: strebe allein darnach, daß du Gott gefällst. Mögen die Einen antworten: die Bibelsprache; Andre, die Büchersprache, oder die Sprache des gemeinen Lebens, oder eine einfache, natürliche, oder eine kunstgemäße, eine bilderreiche, poetische: Theremin antwortet kurz und gut: deine eigene. „Ein christliches Leben," sagt er von dem Prediger (S. XXVIII), „ist in ihm entstanden und er nährt sich unaufhörlich durch das Wort Gottes, aus welchem viele Ausdrucks- und Vorstellungsweisen ihm geläufig werden. Dieß christliche Leben bildet aber nicht einen abgesonderten Strom, sondern fließt mit seinem ganzen innern Leben zusammen. Zu diesem gehören Phantasie, Gemüth, Charakter, Geist, mit ihren, in einem jeden verschiedenen Kräften; Lebenserfahrungen, wissenschaftliche und litterarische Bildung. Aus allen diesen Bestandtheilen entsteht das innere Gespräch seines Herzens, die Sprache, in welcher er zu sich selbst und zu Gott von den Heilswahrheiten redet; und diese ist der Grundton, aus welchem er auch von der Kanzel herab sprechen soll. Ein jeder lasse also seine Eigenthümlichkeit walten, aber freilich ohne Ziererei, ohne mehr zur Schau zu tragen, als in ihm ist." Dieser Grundton muß aber doch in einer gemeinverständlichen Weise angeschlagen werden. „Massillon," sagt Theremin (Dem. u. Mass. S. 346), „will zum Herzen reden, er will die Vorgänge im Herzen und im Leben der Menschen beschreiben; zu dem Einen wie zu dem Andern ist aber eine Diction ganz untauglich, die sich zu sehr von der gewöhnlichen Ausdrucksweise entfernt; es wird dazu eine klare und einfache Darstellung erfordert."

Theremin klagt, daß die rhetorische Prosa bei den Deutschen

der Vollkommenheit, welche die philosophische, die erzählende und beschreibende erreicht hat, noch ermangele. Die Periode ist der rhetorischen Prosa eben so wesentlich, als die schnelle Fortbewegung, „und es wird uns schwer, Beides mit einander zu vereinigen. Wir können wohl mit Schnelligkeit reden, doch ohne Perioden; oder in Perioden, doch ohne Schnelligkeit. In vielen kurzen, hinter einander gestellten Sätzen können wir leicht gedrängt und concis sein, doch die Perioden, die wir bauen, haben eine lastende Schwere; beim Vortragen fallen sie gewöhnlich aus einander, zerbrechen gleichsam in mehrere Stücke und können von dem Ohre nicht als ein Ganzes aufgenommen werden. Bei den vielen dumpfen Lauten unsrer Sprache, bei den wenigen Metallklängen, bei der beschwerlichen Länge vieler Substantiva, bei den lästig nachschleppenden Hilfszeitwörtern, bei allen diesen Hindernissen, wer wird uns lehren, wohlklingende Perioden zu bilden, deren jede durch eine besondere Gestaltung sich auszeichnet und die doch leicht in einander verfließen und alle mit Schnelligkeit hinrollen? Die Sprache ist freilich sehr reich, aber unter den Mitteln, die sie so freigebig darbietet, ist Vieles, das für solche Zwecke unbrauchbar scheint." (S. XXXI f.) Und zu dieser Unvollkommenheit der Sprache gesellt sich nun noch gewöhnlich die Unvollkommenheit des Vortrags; man merkt es ihm an, daß er aus dem Singen entsprungen ist und von dorther seine meisten Regeln entlehnt hat. „Aber Sprechen und Singen," heißt es S. XXXII, „sind sehr verschiedene Productionen und selten wird jemand in beiden zugleich ausgezeichnet sein. Bei dem Singen werden die Sylben, die hervortreten sollen, gezogen und getragen; bei dem Sprechen müssen sie gehoben werden. Bei dem Singen kann dieselbe Folge von Tönen wiederkehren; bei dem Sprechen muß sich der Ton mit jeder Sylbe verändern. Man fragt zuweilen: auf welches Wort, auf welche Sylbe in einem Satze der Accent fallen müsse? Die Antwort ist: es sollen eben alle Sylben accentuirt werden, nur freilich jede auf eine besondere Weise."

Theremin, welcher (vgl. das Vorwort zu dem neunten Bande seiner Predigten), als er noch in französischer Sprache predigte, oft seufzte: könnte ich nur ein einziges kleines Bändchen deutscher Predigten herausgeben, erlebte das Erscheinen von neun Bänden deutscher Predigten; ein zehnter Band kam nach seinem Tode noch

heraus, so wie auch ein Bändchen von nachgelassenen Einsegnungsreden*).

Die Schilderung, welche Theremin von dem sittlich-religiösen Zustande seiner Zeit gibt, stimmt im Wesentlichen mit der Zeichnung Reinhards zusammen. Die Leugnung der Gottheit Christi, die Unterstellung der Offenbarung unter die Vernunft, der Rationalismus: das ist die Signatur seiner Zeit. Schon im Jahre 1815 klagt er (1, 78) über den Unglauben, der so stolz einherschreitet. „Unsere sittliche Kraft, behauptet er, genüge zur Erfüllung der göttlichen Gebote, unsre Vernunft zur Erkenntniß des zwischen uns und Gott bestehenden Verhältnisses. Ueberflüssig sei eine göttliche Offenbarung, ein höherer Beistand zur Heiligung. Vor den Richterstuhl der Vernunft zieht er die göttliche Lehre, nicht um sich ihr, wenn sie für göttlich anerkannt werden sollte, zu unterwerfen; denn dieser Fall wird nicht als möglich gedacht, sondern um sie als eine Frucht des menschlichen Geistes zu beurtheilen, über ihren Werth oder Unwerth zu entscheiden." Schmerzlicher noch wird die Klage in der Himmelfahrtspredigt von 1818 laut (2, 104). „Die Aussprüche der heiligen Schrift und das Beispiel ihrer geistigen Vorfahren verachtend, leugnen jetzt unzählige die höhere Natur Jesu Christi; dieser Unglaube, der sich sonst nur selten und schüchtern zu äußern wagte, erhebt jetzt laut, öffentlich und allgemein seine Stimme; in der Kirche selbst ist er herrschend geworden, und daß er nicht ihre gänzliche Auflösung herbeigeführt hat, das ist eins der auffallendsten Beispiele des göttlichen Schutzes, unter dem sie steht. Er, der sich sonst nicht regen durfte, ohne den Widerspruch der ganzen Christenheit und seine Verdammung hervorzurufen, er ist es, der jetzt die Gläubigen verdammt, sie verspottet und verachtet, und selbst wenn der Diener Jesu Christi an heiliger Stelle es wagt, ihn zu bestreiten und zu verdammen, so wird er nicht nur von den Heftigeren der Heuchelei oder des Aberglaubens bezüchtiget, sondern auch die Gemäßigteren rufen ihm zu:

---

*) Ich citire diese Predigten nach folgenden Ausgaben: Bd. 1 in der vierten Auflage von 1844; Bd. 2 in der dritten von 1841; Bd. 3 in der dritten von 1850; Bd. 4 in der zweiten von 1838; Bd. 5 in der zweiten von 1838; Bd. 6 in der fünften von 1851; Bd. 7 in der vierten von 1851; Bd. 8 in der dritten von 1852; Bd. 9 in der zweiten von 1849. (Bd. 6—9 auch unter dem Titel: Das Kreuz Christi.) Bd. 10 von 1847.

lebt eures Glaubens." Die Tage der Aufklärung sind ja freilich vorüber, aber ist das Wesentliche von ihnen nicht geblieben bis auf den heutigen Tag? „Verschwunden sind sie zwar jene Zeiten," heißt es in einer Predigt aus dem Jahre 1820 (3, 255 f.), „wo man unter dem Namen der Aufklärung ein neues Licht anzuzünden vorgab, gegen welches das göttliche Licht, das alle Jahrhunderte erhellt hat, seinen Schimmer verlieren sollte; doch nur den Namen, welchen dieses freche Streben sich damals gab, die eigenthümliche Gestalt, unter der es erschien, hat es verändert; dieß Streben selbst, diese Geringschätzung aller früheren Ueberzeugung, ist in vielen Gemüthern zurückgeblieben und fährt fort die Kirche zu beunruhigen. Nachdem es von jeher ist anerkannt worden, daß Gott sich den Menschen offenbart hat, wirft man jetzt die Frage auf: ob es eine göttliche Offenbarung gebe, und sucht diese Vorstellung durch tausendfache Einschränkungen zu vernichten. Nachdem es von jeher ist anerkannt worden, daß, wenn Gott den Menschen sich offenbaren wollte, dieß nur vermittelst übernatürlicher Begebenheiten geschehen konnte, weigert man sich jetzt, die Wunder als wirkliche Thatsachen gelten zu lassen. Nachdem es von jeher ist anerkannt worden, daß Christus wahrer Gott und wahrer Mensch sei und die Kirche schon in den ältesten Zeiten diese Lehre auf das deutlichste und genaueste festgestellt hat, so ist es diese heilige Wahrheit, die am meisten bezweifelt wird und die bei den Wenigsten Eingang findet. Und indem die Einen aus Neuerungssucht das Anerkannte umstoßen, gehen Andere aus eben diesem Triebe über die Grenzen hinaus, welche die Schrift und die Kirche gezogen hat, verfallen in Schwärmerei und Aberglauben und vermehren die traurigen Spaltungen, welche das Erbe des Herrn zerfleischen." Theremin ist nicht blind, er bemerkt, daß in den langen Jahren, da er das Evangelium gepredigt hat, Vieles besser geworden ist in dem Hause des Herrn. „O, ich verkenne nicht," ruft er 1844 (10, 224) aus, „daß jetzt eine schöne Morgenröthe uns aufgeht; daß die Predigt des Kreuzes lauter, allgemeiner als in früheren Jahren ertönt und bereitwilliger aufgenommen wird!" Aber er ist bei alledem nicht zweifelhaft, wie er 1842 bekennt (10, 120 f.), „daß der Herr, wenn er jetzt käme, jetzt in dieser Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, daß er Unglauben finden würde auf Erden, und zwar einen Unglauben, wie ihn die früheren Zeiten nicht kannten, und wie es der gegen-

wärtigen vorbehalten war, ihn zu erzeugen. Denn sonst, wenn man auch einzelne Lehren des Glaubens bezweifelte und bekämpfte, so pflegte man doch das Wort Gottes als den höchsten Quell aller Wahrheit anzuerkennen und zu verehren. Aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben die Ungläubigen auf das Wort Gottes selber ihre Angriffe gerichtet, und dahin geht ihr Streben, den Menschen den Trost zu rauben, daß Gott jemals durch Worte oder durch Thaten zu ihnen geredet habe. Die Vernunft ist ihnen das einzige Maß der Dinge; nach dem Gefallen derselben wird von ihnen das Eine verworfen, das Andre angenommen; und wenn sie etwas annehmen, so geschieht es nicht, weil Gott es gesagt hat, sondern weil sie selber es sagen. Das Annehmen und Behaupten ist aber nicht sowohl ihre Sache, als das Verwerfen und Verneinen. Manche unter ihnen leugnen nicht nur, daß Christus der eingeborne Sohn Gottes und der Erlöser der Menschen ist; — denn das ist schon früher vorgekommen, und wie könnten sie sich begnügen, das Alte, das Bekannte zu wiederholen? — sondern, indem sie ihren Ruhm darin setzen, den Unglauben aller früheren Jahrhunderte zu überbieten, leugnen sie, daß es eine heilige Geschichte, daß es einen Christus, daß es, im Sinne des Christen, einen Gott gebe. Oder wenn sie diese Gegenstände zu gering achten, so erklären sie durch Leben und That, deutlicher als es durch Rede und Schrift geschehen kann, daß sie an nichts glauben, als an sich selbst."

Diesem herrschenden Unglauben tritt Theremin fest und entschieden entgegen, nicht in der verschämten und schüchternen Weise Reinhards, sondern als ein unerschrockener, kampfeslustiger Streiter. Er will nicht nur der biblischen Lehre wieder eine Stätte bereiten, sondern er fordert Annahme der von der Kirche formulirten Schriftlehre: er betont das Bekenntniß der Kirche und betrachtet sich als den berufenen Verkündiger und Vertheidiger desselben. In dem Vorworte zu dem ersten Bande seiner Predigten bekannte er schon ohne Menschenfurcht seinen Glauben. „Ich glaube," sagt er hier, „daß wir eine Offenbarung haben, die etwas anderes ist als Vernunfterkenntniß; daß Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist; daß sein Tod uns mit Gott versöhnt hat; daß Frömmigkeit und Seligkeit, die ohne ihn unerreichbar blieben, die Früchte der Erlösung sind. Fehlt diese Ueberzeugung, die ihm Licht und Zu-

sammenhang gibt, so ist das christliche Lehrgebäude ein verworrenes Chaos; Jesus Christus verliert seine Ansprüche auf sittliche Verehrung; seine Lehre vermag nicht mehr, zur Reinigung und Beruhigung des Herzens das zu leisten, was sie verspricht. Mit dieser Ueberzeugung aber wird das Evangelium eine Kraft Gottes und das Heil der Welt; das habe ich an mir selbst und an Anderen erfahren." An diesem Bekenntniß hat er Zeit Lebens festgehalten: immer mehr vertieft er sich in dasselbe, immer voller und wärmer wird das Bekenntniß seines Glaubens. Auf welche Punkte es ihm hauptsächlich ankam, ersehen wir aus der Predigt über das Bekenntniß des Glaubens, in welcher er dieß als die Summa dessen angibt, was die evangelische Kirche gelehrt und gehalten habe, „daß Ein Gott ist und in demselbigen einigen göttlichen Wesen drei Personen sind; daß alle Menschen in Sünden empfangen und geboren werden und keine wahre Gottesfurcht, keinen Glauben an Gott von Natur haben können; daß Gott der Sohn sei Mensch geworden und daß die zwo Naturen in Einer Person also unzertrennlich vereinet, Ein Christus sind; daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen durch unser Verdienst, sondern aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben." (5, 11.) Die Person Christi ist die lebendige Mitte aller dieser Predigten: tritt im Anfang auch hinter den Wohlthaten des Herrn die Person des Herrn vielleicht etwas zurück, so ist das später nicht mehr der Fall. Theremin predigt keine Lehre Christi, sondern die Lehre von Christus, Christus ist ihm das Centrum der Lehre selbst. „Ihr habt von Lehren gesprochen," sagt er 7, 11: „was sind denn Lehren ohne den, welcher sie ertheilt? Ihr habt Wohlthaten angeführt: kaltes, eigennütziges Herz, welches nicht empfindet, daß der Wohlthäter besser als die Wohlthat sei! Ihr kennt die Schrift, ihr habt euch versenkt in ihre heiligen Fluthen, ihr habt ihre Tiefen durchforscht: nun wohl, was tönet sie denn von Anfang bis zu Ende? Sind es Dinge, die man mit dem Verstande auffaßt, wie das Wahre, das Gute? Ist es nicht ein Wesen, das man mit seinen leibhaftigen Augen vor sich sieht, den Wahrhaftigen, den Guten, den Heiligen? Wer ist der Schlangenüberwinder, von dem die Schrift auf ihren ersten Blättern redet? Wessen Tag hat sich Abraham gefreut zu sehen? Wen haben die Propheten verkündet? Wer ist erschienen in der Fülle der Zeiten? Wessen Zukunft ist

der Gegenstand des letzten Seufzers, mit welchem das letzte der heiligen Bücher sich schließt? Dieß Alles ist Jesus Christus! Er ist das höchste Gut, die Eine köstliche Perle. Er ist Alles; Er ist Gott und ist Mensch; Er ist Gerechtigkeit und Erlösung; Er ist ewiges Leben und Seligkeit; Er ist die Liebe! Wenn ich ihn habe, — ihn, diese bestimmte Person, die zu Bethlehem geboren ward und am Kreuze starb, ihn, der zur Rechten seines Vaters sitzt und allgegenwärtig mir zur Seite steht — so habe ich Alles, Begnadigung, Seligkeit, Anweisung und Kraft zu einem heiligen Leben. Meinte ich aber irgend etwas von diesen Gütern zu haben ohne ihn, so hätte ich nichts."

Der Gottheit Jesu Christi ist schon eine der ersten Predigten, die sechste des zweiten Bandes, ausschließlich gewidmet: sie wird immer wieder mit aller Entschiedenheit betont (z. E. 1, 6. 4, 135). Er ist der Schöpfer der Welt: „Wir wissen es wohl," so betet er (2, 44 vgl. 2, 46 u. 4, 7) den Herrn an, „du bist der, durch den die Welt und ein jeder von uns geschaffen ward." Er ist auf übernatürliche Weise empfangen worden: „Da unterbricht," lesen wir (3, 35), „sich die natürliche Fortpflanzung des Geschlechtes und von einer Jungfrau wird ein Kind geboren, in welchem die göttliche Natur sich mit der menschlichen verbunden hat." „Er ist Beides: ist Gott und Mensch; vereinet, was unvereinbar schien, aus Liebe zu uns," so heißt es (4, 135). Die Majestät, Herrlichkeit, Allmacht, Weisheit, welche der Himmel anbetet, naht uns in einem Glanz, der nicht getrübt, sondern nur gemildert ist durch die menschliche Natur, tritt zu uns heran in einer Gestalt, die der unsern gleich ist. In ihm können wir die Gottheit lieben ohne sie zu fürchten, denn sie hat ja die Menschheit an sich genommen, gegen ihn können wir der Liebe uns überlassen, die der Mensch, die der Bruder uns einflößt, denn dieser Mensch, dieser Bruder ist Gott. — Er vereiniget Lehre und Wandel. Mit einer wunderbaren Gewalt haben seine Worte, da er noch auf Erden einherging, die Gemüther beherrscht." „Diese Worte enthalten in einer Verschmelzung," heißt es gleich S. 136 weiter, „die kein Prophet, kein Apostel zu erreichen vermag, Kraft und Milde, Würde und Einfalt, Licht für den Geist, Feuer für das Herz, die Belehrung über die Geheimnisse des göttlichen Reichs und die Anweisung zu demselben zu gelangen. Wie die sichtbare Natur, wenn er spricht, das Wort ihres Meisters

erkennt und ihm gehorcht: so erkennt auch das Innere des Menschen, wenn er redet, seinen Meister und Schöpfer und wird durch sein Wort allgewaltig bewegt, ergriffen und gerührt." „Und doch sind diese Worte nur etwas Geringes gegen sein Leben," heißtes S. 137, „oder vielmehr mit seinem Leben zusammen bilden sie ein einziges, göttliches Ganze." In dem unschuldigen Leiden und Sterben gipfelt die Bedeutung seines Lebens für uns. Christus ist unser Stellvertreter, er hat unsre Strafe getragen; nur so war die Erlösung möglich. „Aber ist denn unser Gott nicht die Liebe, wie die Schrift ebenfalls sagt? Ist es nicht zugestanden, daß er auch in der Liebe ein verzehrendes Feuer sei? Wird er also die Sünde nicht vergeben? Gewiß, gewiß," antwortet Theremin auf diese Fragen, 6, 12 f., „wird er es; nur nie auf Unkosten seiner Gerechtigkeit, nur nie ohne daß die verdienten Sündenstrafen erduldet wären. Begreift doch, daß Gottes Wesen es also mit Nothwendigkeit fordert, und denkt nicht dabei an Rache oder Blutdurst eines Menschen. Wenn der Staat einem Verbrecher das Urtheil spricht, geschieht es aus Lust an dem Blutvergießen? Nein, er will seinen Abscheu gegen die Sünde an den Tag legen. So straft auch Gott, nicht als ob er Wohlgefallen hätte am Elend der Menschen, sondern um seiner Heiligkeit willen, und damit er euch nicht in der heillosen Vorstellung bestärke, als ob ihm die Sünde gleichgültig sei. Was rede ich von Gott. Auf euer eigenes Herz kann ich mich berufen; auf dieses sündliche Herz, in welchem aber dennoch die Stimme Gottes durch das Gewissen sich vernehmen läßt. Vielleicht ist es in euch noch nicht erwacht; aber ich sage euch, wenn es erwacht, so wird es fühlen, daß die Strafe nicht bloß billig, gerecht, sondern daß sie unabweisbar und nothwendig sei; es wird die zögernden Blitze Gottes auffordern zur schnellern Ausführung seiner Gerichte; und es wird sich weigern, selbst die dargebotene Vergebung anzunehmen, ehe nicht der göttlichen Heiligkeit Genüge geleistet und die verdiente Strafe wirklich erduldet ist. Gott hat alles vereinigt; er hat erfüllt, was seine Gerechtigkeit und was seine Liebe, was der Richter in unserer Brust und unser Verlangen nach Seligkeit forderte; er hat dieß alles vollendet und erfüllt durch das Lamm, das erwürget ist von Anbeginn der Welt. Das Opfer, das da bluten sollte am Stamme des Kreuzes, war ausersehen von Ewigkeit an; und in Beziehung auf dasselbe konnte Gott von jeher

unbeschadet seiner Gerechtigkeit vergeben und unbeschadet seiner Liebe strafen. Kein anderes Opfer hat es gegeben, so lange die Welt steht, als dieß einzige; kein anderer konnte gültig auf sich nehmen und erdulden, was die Menschen verdient hatten, als nur Christus allein." Erworben hat sich Christus durch dieses sein stellvertretendes, Gottes Gerechtigkeit zufriedenstellendes Leiden die Menschheit zum Eigenthum. „Als er," heißt es 4, 5 f., „die größten irdischen Qualen ertrug, um uns die Seligkeit des Himmels zu erwerben; als er zitterte wie ein Sünder, damit die Sünder voll Vertrauen zu Gott emporblicken könnten; als er rief: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! damit hinfort keiner seiner Gläubigen sich von Gott verlassen fühlte; als er den Tod am Kreuze starb, damit wir dem ewigen Tode entgingen: da ward er im eigentlichen Sinne unser Herr; da ward Alles, was denken und fühlen kann, mit unauflöslichen Banden an ihn gefesselt. Eine Dornenkrone hatten sie auf sein Haupt gesetzt, einen Purpurmantel um seine Schulter gehängt, ein Rohr ihm in die Hand gegeben. Sie meinten es im Spott; aber so verhielt es sich wirklich: Krone, Mantel und Zepter trug er von dem Augenblick an als der wahre Monarch der ganzen vernünftigen Schöpfung." Ja über diese Schranken reicht das Reich des Herrn noch hinaus, es umspannt die ganze Welt. „Ich weiß wohl," lesen wir 6, 153, „daß man das Walten des Sohnes in der sichtbaren Schöpfung leugnet, und daß man vermeint, ihn auf die Regierung seines geistigen Reiches zu beschränken. Aber ich frage: was ist das Höhere? Doch gewiß das Geistige! Warum wollt ihr also nicht den Regierer des Höhern auch als Herrn über das Geringere erkennen?" Mit der ganzen evangelischen Kirche stellt Theremin fort und fort „den Glauben an Christum als die wichtigste, oder vielmehr die einzige Bedingung zur Seligkeit" (3, 77) dar. Dem, der auf diese Bedingung sich nicht einlassen will, weil er auf eigenes Verdienst baut, ruft er in furchtbarem Ernste (6, 47) zu: „Unglückseliger, stirbst du in dieser Gesinnung, wo du dem Einzigen, der dir helfen kann, Hohn sprachst, so bist du für alle Ewigkeit verloren! Deine Stunden sind gezählt! Wenn die Sonne, die jetzt noch heiß herabbrennt, untergegangen ist, dann zermalmen Keulenschläge dein Gebein; deine Seele reißt sich los von dem am Kreuze zurückbleibenden Körper und findet sich wieder im ewigen Graus.

Da kommt kein lieblicher Führer durch die Nacht gegangen; finster bleibt es um dich her und statt der Kreuzespein, die bei aller Furchtbarkeit doch beschränkt und endlich war, erwachen in dir Schmerzen ohne Maß, die etwas Ewiges, Unendliches haben. Das ist das Loos derer, die im Leben und im Tode Jesum lästern! Wer kann das thun? Das thut der, welcher sich auf seine guten Werke verläßt; welcher im Angesicht des Todes spricht: ich sterbe ruhig, denn ich habe nichts Böses gethan! Heißt das nicht den Gekreuzigten lästern, wenn man ohne seinen Kreuzestod selig zu werden meint?"

Wir sehen, das Bekenntniß Theremins hat einen vollen, tiefen Klang, es kommt aus einem Herzen heraus, welches den Herrn und sein Kreuz in Wahrheit liebt, für den Herrn und sein Reich in heiliger Liebe glüht. Er glaubt, darum redet er: und er redet von seinen Glauben an den Herrn und von seiner Liebe zu diesem Geliebten des Vaters, daß er diesen selben Glauben in den Herzen seiner Zuhörer pflanze und begieße, damit die köstliche Frucht wahrhaftiger Jesusliebe bei ihnen sich entwickle und reife. „Immer habe ich," bekennt er in dem kurzen Vorworte zu dem siebenten Bande seiner Predigten, „bei meinen Vorträgen die Absicht gehabt, Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, durch dessen Blut wir erlöst sind, zu verherrlichen, die Gemüther zur Buße, zum Glauben an ihn zu erwecken und zur Heiligung in seiner Nachfolge zu ermuntern. Freilich ward mir in diesem Streben nicht immer die gleiche Kraft geschenkt; ja ich muß es bekennen, daß keine einzige von meinen Predigten meinen eigenen Fordrungen genügt. Dennoch hoffe ich, daß meine schwachen Worte, da es Worte von Christo sind, um seinetwillen nicht ohne Segen bleiben und das, wozu ich sie aussende, an manchen Herzen erfüllen werden." Erbauen will mit einem Worte Theremin durch seine Predigten: die Erbauung, welche er erstrebt, ist nicht eine einseitige des Verstandes, oder des Gefühles, oder des Lebens: er will erleuchten, er will erwärmen, er will heiligen. Eingehend entwickelt er in der herrlichen Predigt über die Erbauung, ein Nachbild des Pfingstwunders, im Jahre 1833, was die Erbauung ist. „Es ist keine Erbauung ohne Erleuchtung," sagt er hier 7, 210 ff. „Das Wort Gottes ist vorhanden, es ist beschlossen in der Schrift, von welcher nichts hinweggethan, zu welcher nichts hinzugefügt werden darf. Aber die Schrift ist ein unermeßlich großes Feld, voll hoher Berge, voll

schattiger Wälder, voll grünender Auen; wo ist der, welcher es ganz überschaute; dem nicht manche Gegenden des großen Gartens in Dunkel gehüllt wären? Dieses Dunkel zu verscheuchen, gehört zu den Zwecken der evangelischen Predigt. Ein Wort der Schrift wird zum Grunde gelegt: unter Anrufung des göttlichen Beistandes wird der Versuch gemacht, einzudringen in seinen Sinn. Es gelingt, das Wort beut seine verborgenen Schätze; Gedanke auf Gedanke entwickelt sich; die Gedanken des Hörers eilen denen des Redners vor und ergänzen sie. Eine Quelle des Lichts ist geöffnet und strömet herab auf einen Jeden, wie die Flamme des Geistes sich auf das Haupt eines jeden Jüngers niederließ. Denn einem Jeden wird ja ein Theil des ihm sonst von Schatten bedeckten Feldes erleuchtet; ein Jeder wird inne, wie das sonst von ihm nicht beachtete Wort auch ihm gesagt war, sich auf die Bedürfnisse seines Herzens bezog. Doch das sind Alles nur einzelne Funken, das ist Alles nur ein mühsames Fortschreiten in einzelnen Begriffen; es ist noch nicht die unmittelbare Anschauung des Lichts. Nach dieser streben wir; doch wer, als du allein, Geist Gottes, könnte wohl uns und der Gemeinde dazu verhelfen? Wenn es dahin gekommen ist durch deine Kraft, daß alle zerstreuten Funken zusammenfließen in das Eine wesentliche Licht, wenn Christus, das Licht der Welt, dem Gemüthe nahe tritt und es mit seinem Glanze bestrahlt, dann hat die Erleuchtung ihre Spitze erreicht. Dann schauen wir Alles in dem Einen, wie ja auch in ihm Alles zusammengefaßt ist, Gottheit und Menschheit, Zeit und Ewigkeit, Schöpfung und Erlösung, Gerechtigkeit und Gnade. Dann schauen wir hinein in das Herz des Vaters, in die Tiefen der unsichtbaren Welt; und auch die dunkelsten Räthsel des Erdenlebens sind gelöst. In dem Feuer ist aber Licht und Wärme verbunden. Jenen Beiden, die nach Emmahus wandelten, brannte das Herz auf dem Wege, als Christus mit ihnen ging und ihnen die Schrift auslegte. Mächtiger brannten jetzt die Herzen der Jünger in den Flammen, die sich vom Himmel ergossen; sie brannten in Liebe zu dem, welchen sie nun in seiner ganzen Herrlichkeit schauten; sie brannten in dem Entschlusse, sich ihm zu weihen und dabei Trübsal, Verfolgung und Tod nicht zu achten. — Auch in der Erbauung, wenn sie die wahre ist, vereinigt sich beides, Licht und Wärme, Erkenntniß der Wahrheit und Belebung des Gefühls; und soll ja eines ohne das andre sein, so ist

viel Liebe ohne Erkenntniß besser, als viel Erkenntniß ohne Liebe. Denn das Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert, und Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen. Man ist eine Zeit lang fortgeschritten von Gedanken zu Gedanken, man hat Himmel und Erde als ein Ganzes geschaut — das war nur Licht und nicht Wärme. Plötzlich frägt man: und ich selber, was bin ich? Sehet, da hat der Strahl gezündet! Ein elendes Wesen, fährt man fort, bin ich, das sich einmal in schrecklicher Noth und Bedrängniß, das sich nahe an dem Abgrunde ewiger Verdammniß befunden hat, und das durch jene allmächtigen, gnädigen Hände, die Himmel und Erde erschufen und die sich am Kreuze ausstreckten, hinweggerissen ward von dem furchtbaren Schlunde und gestellt auf einen festen, sichern Felsen. Was empfinde ich nun für meinen Erretter? Bei dieser Frage schlägt schon die Flamme empor! Ach ihn, der vom Himmel uf die Erde gekommen ist, der mich gesucht und mich gefunden at, ihn, den ich immer suchen sollte und immer finden könnte, ihn uche ich nicht, hege nach ihm kein Verlangen, lasse durch die ganze Welt mit ihren Sorgen, Arbeiten, Zerstreuungen mich von ihm rennen; habe aus reiner Liebe zu ihm noch nichts, gar nichts hin-egeben und aufgeopfert. Ich will — nun steht das ganze Herz n Flammen, und das Feuer strebet zum Himmel, von dem es erabkam, zurück — ich will, Herr, wenn du mir beistehst, Alles ingeben; mich selbst für dich, daß ich dich gewinne; die Erde für en Himmel, daß ich dort bei dir sein möge! Dieses Feuer vom Himmel, welches leuchtet und wärmet, es verzehret auch; verzehret — nicht das, was der Vater in das Herz gepflanzt hat; dieses grünet und blühet darin, wie der Busch in der wunderbaren Flamme; aber es verzehret Alles, was nicht vom Vater ist, sondern von der Welt. Diese Kraft zeigte es schon bei dem Opfer des Elias. Der Prophet hatte einen Altar aus Steinen erbaut; er hatte Holz und das Opfer darauf gelegt, nach seinem Befehl waren Altar, Holz und Opfer mit dem kalten, dem Feuer widerstrebenden Ele-mente des Wassers überschwemmt worden, also daß es bis in den um den Altar gezogenen Graben floß. Er flehte — da kam das Feuer des Herrn vom Himmel herab; und — o was kann dir widerstehen, göttliche Flamme! — es verzehrte Brandopfer, Holz, Steine und Erde und schlürfte mit seiner glühenden Zunge das Wasser in dem Graben auf. Holz, Steine, Erde, Wasser, träge,

sündliche Elemente, o wie waren sonst von euch die Herzen der Apostel beschwert! Aber wo ist jetzt der Ehrgeiz? Sie wollen nur dienen und nicht herrschen. Wo ist jetzt die Menschenfurcht? Petrus, der vor dem Angesichte einer Sklavin verleugnet hatte, bekennt jetzt vor dem Angesichte von Jerusalem. Wo ist jetzt die Angst vor Tod und Verfolgung? Sie freuen sich etwas zu leiden um Christi willen. Alles weggebrannt, Alles verzehrt in einem Augenblick! So ist es nicht bei uns; langsam und allmählig vollendet sich unsere Heiligung. So schreite sie denn wenigstens vorwärts in jeder Stunde der Erbauung; in einer jeden werde etwas von den sündlichen Bestandtheilen, die wir in unserm Herzen tragen, durch ein himmlisches Feuer verzehrt."

Keine Predigt Theremins verliert diesen Zweck der Erbauung je aus dem Auge, sie wollen alle den ganzen Menschen erbauen; nie einseitig erleuchten, nie einseitig das Gefühl erwärmen, nie einseitig das Leben gestalten. In den ersten Predigten trifft er mehrfach, wie er selbst aufrichtig bekannt hat, nicht immer das Richtige: er ist auch etwas von der Richtung seiner Zeit ergriffen und predigt dort mehrfach die Tugend, ohne nachzuweisen, wie dieselbe in dem Glauben wurzelt, aus dem Glaubensleben ihre Nahrung zieht. Selbst in dem zweiten Bande finden wir noch eine Predigt von den Leidenschaften, in welcher zu Gemüthe geführt wird: „Die Leidenschaften sind erstlich unsrer Tugend, sie sind zweitens unsrem Glauben gefährlich" (S. 124). Je länger je mehr finden in diesen Predigten das dogmatische Element und das moralische einander, um sich vollständig zu durchdringen und auf den innern und äußern Menschen ihre erbauende Wirkung auszuüben. „Das Streben," sagt er in dem Vorworte zu dem zweiten Bande, „wird man, wie ich glaube, in diesen Predigten wahrnehmen, von den höchsten Glaubenslehren aus, die entferntesten Folgerungen für das Leben zu erreichen und von den einzelnen Geboten zu den höchsten Anschauungen des Glaubens zurückzukehren, welche die Kraft zu ihrer Erfüllung verleihen." Ohne Glauben gibt es kein sittliches, gottgefälliges Leben, das weiß Theremin sehr wohl. „Die Flamme der Lampe," sagt er 5, 189, „zieht ihre Nahrung aus dem Oel und soll die Flamme fortbrennen, so darf der Vorrath des Oels nicht versiegen. Das christliche Leben zieht seine Nahrung aus dem Glauben, aber aus einem solchen Glauben, der in der Liebe

dem Herrn die Welt überwunden hat; und soll es sich ununter-
ichen bewähren in Erfüllung der Pflichten, in Ausübung der
genden, im Bestehen der Prüfungen, so muß das ganze Herz
: dieser Liebe erfüllt sein." Der Glaube, die Herzensbewegung,
fromme Gefühl, welches seine befruchtenden Wasser nicht in
Feld des alltäglichen Lebens ergießt, hat keinen Werth. Immer
immer wieder erhebt der Prediger des Kreuzes Christi seine
inende Stimme, ja nicht, in Thränen aufgelöst, unter dem
nze des Herrn stehen zu bleiben und da in süßen, wonniglichen
ühlen schwelgen zu wollen, er weist von dem Kreuze des Herrn
e Aufhören auf das eigne Fleisch, auf das eigne Ich, das ge-
zigt werden muß, und auf die Welt, welche dem Gekreuzigten
rthan werden soll. „Was wir so in uns aufgenommen haben,"
er 1, 246, „soll es nur dazu dienen, andächtige Betrachtungen,
nme Gefühle zu erwecken; soll es nicht auch in Wort und That
ortreten, unsern Wandel bessern und den Nächsten erbauen?
wäre das Erkenntlichkeit gegen Christum, der wahrlich nicht
e Liebe in seinem Innern verschlossen, sondern sie uns durch
idlungen, durch das Opfer seines theuren Lebens bewiesen hat,
e das Erkenntlichkeit gegen ihn, wenn wir zwar seine göttliche
rde rühmen, seinen Tod beweinen, aber nicht seinem Vorbilde
folgen wollen? Nein, wie er gestorben ist, so sterbe auch ein
r den verderblichen Leidenschaften, die er in sich nährt; wie er
rstanden ist, so erwache ein jeder zu einer Gott wohlgefälligen
itigkeit." „Hat uns Jesus zu sich gezogen," so lautet es an einer
ern Stelle (4, 144), „so zieht er uns auch in sein thatenvolles
n hinein. Schön ist es, wenn unser Herz von Gefühlen für
, unser Mund von seinem Lobe überströmt; aber noch weit
ner ist es, wenn wir in seinem Geiste, nach seinem Vorbild
en. Die Thaten müssen aus den Gefühlen hervorgehen; aber
verſinken oft in die Gefühle und vergessen zu handeln." „Das
ühl," heißt es 7, 97, „hindert nicht das Wirken. Aber es soll
mehr thun, um sich zu bewähren, es soll das Wirken hervor-
n. Und das thut es auch. Und zwar werdet ihr hierbei nicht
n an ein äußeres, sondern auch an ein inneres Wirken denken
sen. Ehe die That rein, kräftig, Gott wohlgefällig hervortritt,
viel innere Hindernisse sind nicht zu besiegen, wie viel geistige
npfe zu bestehn!"

Theremin sucht in seinen Predigten den Verstand zu erleuchten: er thut dieß nicht in der Weise Reinhards, daß er die Begriffe definirt, die Wahrheiten aus der Schrift beweist, die sittlichen Probleme durch psychologische Erörterungen löst: das reflektirende Denken ist Theremins Gabe nicht, viel weniger die Dialektik. Für ihn erwächst nicht die Aufgabe, die Wahrheit erst zu suchen, die Wahrheitselemente erst zu sammeln, zu gestalten; die Wahrheit steht ihm fest — es ist die Lehre der Kirche, welcher er dient. Die Größen, mit denen er fort und fort rechnet, sind also schon benannte Zahlen, gegebene Größen: er sucht diese, von der Kirche ihm in die Hand gegebenen Wahrheiten nicht auf das Neue als Aussagen der Schrift zu beweisen, sondern nur gegen falsche Auffassungen, schiefe Beurtheilungen, ungerechtfertigte Angriffe zu vertheidigen, und dieß thut er gewöhnlich so, daß er das Gefühl des Herzens, die Erfahrungen des inneren wie des äußeren Lebens zu Hülfe ruft. Wir finden daher in diesen Predigten im Ganzen keine neuen Ideen, keine originellen Anschauungen, keine tieferen Einblicke in das Geheimniß des Wortes Gottes, keine Dialektik der Begriffe, keine Spekulation. Die wissenschaftliche Theologie zieht aus ihnen keinen Gewinn. Diese Eigenthümlichkeit der Thereminschen Beredsamkeit wird zum besten Theile wohl auf seine französischen Predigtvorbilder, vornehmlich auf Massillon, zurückzuführen sein. Von ihnen wurde er nicht auf diesen Weg — in die Schrift hinein, in die Tiefen des vorgelegten Textes — hingewiesen, die französischen Muster redeten mehr über einen Text, als von dem Texte. Theremin tritt in ihre Fußtapfen. Der Text ist bei ihm meistentheils Nebensache: er knüpft an ihn, so gut wie es geht, sein Thema an und benutzt ihn, so weit es sich ohne Künstelei machen läßt, zur Ausführung. Der Text ist ihm nicht der Grund, aus welchem seine Predigt naturnothwendig hervorschießt, sondern nur der Rückhalt, an den sie sich anlehnt. Einzelne Predigten gehen dem Texte nach, und wir besitzen eine schöne Anzahl trefflich gelungener Homilien von seiner Hand: die Emmauntischen Jünger (Bd. 1), die Verklärung und der Mondsüchtige (Bd. 2), Maria Magdalena am Grabe des Herrn, Lazari Erweckung, der verlorene Sohn (Bd. 3) u. s. w.

Wenn wir von diesen Predigten nicht das rühmen können, daß sie über die biblischen Wahrheiten ein helleres Licht verbreiten,

hlt doch das erleuchtende Moment durchaus nicht in denselben. müssen es nur auf der rechten Stelle suchen. Theremin trägt Licht, welches er in seiner Hand hat, nicht in den Text hinein, dessen unergründliche Tiefe zu erhellen, auch nicht in die Lehre Kirche, um dieselbe in dem Wiederscheine des Wortes Gottes aufstrahlen zu lassen als das Bekenntniß der Wahrheit, er das von Gott ihm geschenkte Licht in das menschliche Herz in das menschliche Leben hinein, um die Irrgänge der Gedanken, Trugschlüsse des Verstandes, die Greuel der Verwüstung in dem e der Sinne und Triebe, der Lüste und Begierden, um die ehrtheit und Thorheit, die Noth und den Jammer, die Herzens- und die Hoffnungslosigkeit des Menschen, der ohne Gott ist, z und rücksichtslos, ganz und voll an das Licht zu ziehen. dieser Seite hin leuchtet er als ein Stern erster Größe, mit sich nur Wenige messen können. Er will aber kein kaltes Licht diese finstere Welt mit seinem Worte verbreiten: um psycho- he Probleme und Experimente ist es ihm nie zu thun. Das , welches er hier an- und aufsteckt, thut nicht weh, wenn es noch so hell und grell scheint, es hat nichts Stechendes, nichts etzendes, denn man merkt es ihm an, daß es von einer dop- n Liebe, welche im Grunde ja eins ist, entbrannt ist und genährt , von der Liebe zu dem Herrn, der uns bis in den Tod geliebt und von der Liebe zu den Brüdern, für welche wir auch unser ı lassen sollen. Diese Liebe drückt ihm das Licht in die Hand, welchem er dem Bruder, der in der Finsterniß lebt und der, ı er das Licht, das ihn erleuchten und selig machen will, auf zukommen sieht, sich immer tiefer in die Finsterniß verstecken auf Schritt und Tritt nachgeht; er hält ihn, wenn er ent- pfen will, fest, und verfolgt ihn bis in den letzten Schlupf- el seiner finsteren Höhle. In der einen Hand hat er das Licht in der andern Hand trägt er fast ohne Ausnahme das Kreuz dem Bilde des Gekreuzigten, das hält er dem frechen Sünder gen, daß er erschrecke, das hält er aber auch dem verzagten gen, daß er nicht verzweifle. Denn die Kraft des Kreuzes sti kennt Theremin sehr gut; er weiß, daß nichts so gewaltig Zorn Gottes über das ungöttliche Wesen und die weltlichen des Menschen predigt und nichts so herzgewinnend die Liebe t, welche den Sünder, der mit dem verlorenen Sohne sich

aufmacht, in ihre Arme schließt. Vielfach legt der Prediger das Licht und das Kreuz hin, der Widersacher will sich nicht ergeben, er muß mit ihm ringen, Brust an Brust, Auge in Auge, bis daß die Morgenröthe anbricht. Ein Kämpfer, ein rüstiger, gewandter Ringer ist dieser Mann auf der Kanzel; wen er ein Mal mit seinen starken Armen umschlungen hat, den läßt er nicht los, bis daß er ihn in die Höhe gehoben und seinem Herrn zu Füßen gelegt hat. Und bei diesem fortwährenden Ringen und Kämpfen geräth er nie in Hitze, nie in Leidenschaft, seine Stirne schwitzt, sein Herz klopft vernehmlich, alle seine Pulse fliegen, aber aus den Augen schießen keine flammenden Blitze hervor, sondern eine Gluth der Liebe, die aus dem innersten Herzen kommt, schlägt aus ihm hervor, um einen zündenden Funken in das Herz des Gegners zu werfen. Aber nicht den Verstand, auf welchen es Reinhard fort und fort absieht, will Theremin überwinden; er weiß, daß die Ausreden und Einsprüche des Kopfes aus einem bösen Herzen hervorgehen, und hat es darum auf das Herz zu allermeist abgesehen, das will er zurechtweisen und überführen, treffen und rühren, erschüttern, wenn Alles nicht verfangen will. In einer Predigt aus dem Jahre 1818 sagt Theremin (2, 67): „So wollen wir denn mit denen rechten, die den Glauben auf Christum verwerfen, sich auf ihre eignen Kräfte verlassen und das, was sie durch sich selbst, durch die Natur und durch das Glück sind, mit wohlgefälligem Stolz betrachten; ihren Stolz wollen wir der Thorheit und die menschliche Natur ihrer Nichtigkeit überführen; erinnern wollen wir sie, daß sie das Bild des irdischen Menschen an sich tragen, dessen, der zwar auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit und der Seligkeit durch die schaffende Gottheit gestellt ward, der aber, weil er ihre Gesetze übertrat, von seiner Höhe herabstürzte." Man könnte dasselbe fast von allen seinen Predigten sagen: er will in ihnen rechten, überführen und erinnern. Er macht es sich bei seinem Kämpfen und Streiten nicht leicht, es ist keine Spiegelfechterei, kein Scheinkampf, es ist voller, entschiedener Ernst, denn es handelt sich um Segen und Fluch, um Leben und Tod, um Himmel und Hölle; die Gegner stoßen hart auf einander, die Waffen sind scharf und schneidig, es folgt Schlag auf Schlag. Jeder strengt alle seine Kräfte an, um das Feld zu behaupten. Und noch mehr: der wackere, streitbare Held sucht sich seinen Gegner nicht nur aus der Mitte der Halbgläubigen, welche

noch ein leiser Zug des Herzens in das Haus des Herrn führt, er fordert auch die zum Ringkampfe heraus, welche schon lange nicht mehr in der Kirche erscheinen, welche vor den Thüren des Hauses Gottes auf der Straße stehen. Er hört nicht bloß die unaussprechlichen Seufzer, die heimlichen Bedenken, die quälenden Zweifel er Kleingläubigen, sondern auch den offnen Widerspruch, den eißenden Spott, den frechen Hohn der Ungläubigen. „Was höre h aber," ruft er 8, 122 aus, „für eine Stimme, die mich mit Schauer und Entsetzen erfüllt? Nicht aus eurer Mitte erhebt sie ch, denn ihr seid ja gekommen, die Auferstehung des Herrn zu iern; sie tönet von fern herüber, sie leugnet diese Auferstehung, e spricht ihr wenigstens die Gewißheit einer ausgemachten Thatache ab. Warum störe ich dadurch eure festliche Freude? Ach! Geliebte in dem Herrn, dieß ist nicht eine Zeit, wo sich etwas verhweigen läßt! Das Schrecklichste wird laut von den Dächern epredigt; so sei es uns wenigstens vergönnt, eben so laut unsern lbscheu auszusprechen. Ja, unsern Abscheu! Denn dieß ist nicht in Irrthum, den man bemitleiden, den man aus einem Mangel n Einsicht und Ueberlegung herleiten könnte. Dieser Irrthum ntsteht nicht aus dem Verstande, er ist die Ausgeburt eines vererbten Herzens. Wo noch einiges menschliche Gefühl im Herzen t, da wird man, so viel Sündliches man auch sonst sich erlaubt, ch doch niemals unterfangen, Christum und seine Herrlichkeit, dieß Vollkommenste, Schönste, Theuerste, das die Erde aufweisen kann, u verunglimpfen, diesen reinen Glanz mit dem Odem der Lästerung nzuhauchen." Theremin bezeichnet selbst diesen seinen Kampf mit en Widersachern als ein Ringen: „Doch ein zweites Ringen muß h anheben, und dieß ist noch schmerzlicher als das bisherige," sagt r 10, 219, „denn hier ringe ich nicht mit denen, die draußen ehen, sondern mit uns selbst, die wir meinen, das hochzeitliche Kleid angenommen zu haben." Und dieses Ringen fehlt fast in einer Predigt, es entspinnt sich wie von selbst fast ohne Ausnahme ı einer jeden. In einzelnen, wie z. B. in der fünften, neunten es ersten Bandes, in allen Predigten über das Kreuz Christi . a. m. findet es nur in einem größeren Maße statt.

Theremin versucht es ja allerdings auch, den trotzigen Verstand es Gegners zu überwinden; allein er weiß es, daß die Ueberwindung des Verstandes noch kein vollkommner Sieg ist. Er zieht

vielfach die schwere Waffenrüstung aus, welche ihn in seiner freien Bewegung hemmt, und sucht auf das Herz, auf das Gefühl einen Eindruck hervorzubringen. Nicht der scharfe Verstand, sondern das rege, tiefe Gefühl ist seine besondere Gabe. Er ist sehr leicht reizbar und erregbar, die Wärme seines Herzens athmet jedes Wort seines Mundes, er hat tiefes Mitleid mit dem Feinde des Kreuzes Christi, herzliche Wehmuth nimmt jedem Stachel seiner Rede die verletzende Spitze. Das Gefühl seines Zuhörers will Theremin erwecken und erregen, stacheln und entzünden: er thut es auf zwiefache Weise, er sucht entweder sanfte Gefühle zu erzeugen oder mit Entsetzen und Grauen zu erfüllen: er will rühren und erschüttern. „Hat euch aber dieß nicht gerührt," ruft er sehr bezeichnend schon in einer seiner frühsten Predigten (1, 174) aus, „so erschreckt wenigstens vor dem Elend, dem unbeschreiblichen Jammer, dem ein unchristliches Alter ausgesetzt ist."

Um eine heilsame Rührung in dem Menschenherzen hervorzubringen, bedient sich Theremin meistens des Kreuzes Jesu Christi. Mit leuchtenden Farben malt er die Liebe vor Augen, die da stärker ist als der Tod, welche die Seinen bis an das Ende geliebt hat: man vergleiche nur folgende Stelle aus der Predigt über das Leiden Christi, welche mir zufällig in die Hand fällt. „Ihn hat nichts getödtet als seine Liebe," heißt es hier (2, 50 f.). „Er hat es gewollt, aus Liebe hat er es gewollt; tiefer wird dieser Gedanke euch rühren, aber er wird euch aufrecht erhalten, wird euch Kraft geben, dem Erlöser auf seinem letzten Wege zu folgen und am Fuße seines Kreuzes zu stehn. Es ist aufgerichtet und du bist daran mit durchbohrten Gliedern befestigt, wundervolles Gebilde des heiligen Geistes, Leib, unbefleckt von dem angestammten Verderbniß, vollkommne Hülle, welche den vollkommnen Geist umgab. Angesicht, das die Freude der Seligen macht, Todesschmerzen fangen an hin und wieder in deinen Zügen zu wühlen; Blick, vor dem sich die Welt erheitert, umnachtet und brechend schweifst du über eine Mutter, über Freunde, in unnennbarem Jammer verloren, bis zu der Stadt hin, welche ihm so theuer war, und welche ihn verstieß. Und während durch die Betäubung, worein du allmählig versankst, grimmige Schmerzen wie feuerrothe Blitze durch die Finsterniß zuckten, was mag da, zwischen Leben und Sterben, dein Gedanke gewesen sein, o Herr? — Unser Heil war dein Gedanke, im Tode erquicktest du dich an unserm

øben, in deiner Pein an unsrer Seligkeit!“ Aber der Redner, elcher die gekreuzigte Liebe so gern preist, schlägt noch andere Saiten t, die in jedem fühlenden Herzen mächtig wiederklingen. Er stellt e Freude, den Frieden vor, welchen der Glaube an den Herrn seinem Gefolge hat. Wer möchte nicht diese durchdringendste, ese höchste Freude genießen, wer nicht eine Stunde mit dem Herrn rf Tabor feiern. Was sind das für selige Stunden, für unausrechliche Wonnen! „Zeiten gibt es,“ lesen wir 8, 54 f., „wo, ährend sich von Außen nichts besonders Günstiges ereignet hat, is Gemüth in einen seltsamen Zustand von Wonne versetzt wird. cht auf Licht, Glanz auf Glanz fließt, strömt, rauscht in dasselbe nein. Dann entwickelt das Wort Gottes seinen verborgenen lanna-Geschmack und man kann sich nicht ersättigen an der heiligen peise. Der Glaube ist kraftvoll, die Liebe ist innig, die Hoffnung nnt keine Schranken; alle Anschauungen stehn in Sonnenklarheit r dem innern Sinn. Das Gebet ist wie ein Strom, der sich is unerschöpflicher Quelle ergießt; man fordert sich nicht auf zum eten, man wird durch die Lust zum Beten fortgerissen. Man ttet auch nicht um diese oder jene Güter: es ist, als ob man sie hon alle besäße; und man kann dem Herrn nur danken, mit Inunst danken für die unaussprechliche Gnade, daß er das Größte geben, daß er noch nie eine Bitte unerhört gelassen hat. Man it eine schwache Ahndung von dem, was der Apostel wohl emunden hat, als er entzückt ward in den dritten Himmel und rte unaussprechliche Worte, die kein Mensch sagen kann.“ Wer un ohne tiefe Rührung lesen, welchen Lebensabend, welches Lebensde der von Jugend an Fromme hat (1, 172 ff.)!

Doch Theremin kennt die Härtigkeit des Menschenherzens zu it, als daß er glauben könnte, daß das Eis in demselben vor dem nften Flügelschlage solcher Rührung bräche: er weiß, daß es einem elsen vielfach gleicht, der von dem Hammer zerschmissen werden uß. Darum ergreift er diesen schweren Hammer und schwingt ihn it Kraft, daß jedes seiner Worte eine Last wird, unter welcher das erz zusammenbebt und bricht. Um das Herz zu erschüttern, nimmt zu den Stürmen der Zeit, zu den Kriegen, die drohen, zu der holera, die aus Asiens Steppen immer näher heranrückt (vgl. die redigten aus den Jahren 1830, 1831, 1832 und 1837, welche n fünften Band mit dem Titel: Zeugnisse von Christo in einer

bewegten Zeit: füllen), am Liebsten aber wieder zu dem Kreuze Christi seine Zuflucht und seine gewaltigsten Wirkungen bringt er dadurch hervor, daß er das Seelenleiden des Herrn, welches er als unser Hoherpriester und Stellvertreter erlitt, in seiner ganzen Tiefe zu ergründen und vorzustellen sucht. Es ist das letzte Mittel, versagt es seinen Dienst, so bietet das Leben Christi dem Redner nichts mehr. Von den vielen Stellen, z. B. 2, 46, 53. 4, 74. 6, 67 8, 96 u. s. w., hebe ich nur zwei heraus. „Hat aber die Liebe," fragt er 3, 94 f., „welche das Aeußerste thun will, ihre Absicht erreicht durch die Uebernahme körperlicher Todesschmerzen, und muß sie nicht auch die Qualen des geistigen Todes mit empfinden? Die Liebe, die in Christo war, fühlte, daß sie es mußte, und sie war entschlossen, sich auch den geheimnißvollsten Schrecken ihres furchtbaren Feindes darzubieten. Zwar, wie konnte, möchte man fragen, wie konnte der, welcher stets mit Gott eins war, in der Gesinnung wie im Handeln, und den also auch der selige Friede, der von Gott ausströmt, immerwährend erfüllen mußte, wie konnte er zugänglich sein für die Angst und den nagenden Kummer, welche die Seele in der Entfernung von Gott ergreifen? Wie wenig muß der, welcher so fragt, die Allmacht der Liebe kennen! Aus sich selber hinaus geht die liebende Seele und versetzt sich in den Zustand dessen, den sie liebt; empfindet sein Glück, als ihr eigenes, und wenn die tiefste Trauer in ihr herrschte; fühlt seine Schmerzen als die eigenen, und wenn sie die Fülle der Seligkeit genösse. So dachte sich denn Jesus in dem ganzen Umfange, in welchem seine Allwissenheit ihn sich vorstellen konnte, den Zustand der Seelen, die ihr Bündniß mit Gott gebrochen haben: die glühende Schaam, womit das kleine Vergehen sich in dem Herzen des Bessern bestraft; die furchtbare Angst des Sünders, wenn das spät erwachte Gewissen ihm unaufhörlich die schwere Unthat vorhält; diese vergeblichen Bemühungen, Ruhe zu finden, die in Ueberdruß des Lebens enden, und in schrecklicher Erbitterung gegen den Urheber desselben; dieses Bangen der Seele, die an ihrem Heile verzweifelt, wenn sie mit dem Tode ringt und vor dem Angesichte ihres Richters erscheint. Dieses dachte sich Jesus und sein Denken war ein Mitempfinden, denn er liebte ja die Unglückseligen, deren Martern er sich vorstellte; liebte nicht Einzelne unter ihnen, liebte sie Alle, die lebten, noch leben würden, ja selbst wohl diejenigen, welche, nicht mehr unter den Lebenden wandelnd,

n dem unsichtbaren Reich des Todes seine Qualen geschärfter em-
ıfanden. In ein übermächtiges Gefühl zusammengefaßt, lag die
Inseligkeit unseres ganzen Geschlechtes auf seinem Herzen, in jener
lacht, die seinem Tode voranging. Er schüttelte es nicht von sich
b, wie er gekonnt hätte; seine Liebe hielt es fest; freiwillig bot er
:ine heilige Brust allen feurigen Pfeilen dar, welche der Tod auf
ım schleuderte. Blutiger Schweiß rann von seiner Stirn; nimm
iesen Kelch von mir, so flehte er; aber seine Liebe ließ ihn sich
:nnoch nicht nehmen, den furchtbaren, bittern Kelch und leerte ihn
ıs bis auf die Hefen. Mein Gott, mein Gott, warum hast du
ıich verlassen? So rief er am Kreuze; indem Alle, die sich von
›ott verlassen fühlen, durch seine Mitempfindung ihrer Pein hier
ıit ihm eins geworden waren; und wollte, um den Tod ganz und
ıf einmal zu besiegen, mit den Schmerzen des körperlichen, auch
ıgleich die Schrecken des ewigen ertragen." „Die Angst, worin
ir Christum beten sehen," heißt es 9, 75 f., „wird also durch sein
:rannahendes äußeres Leiden verursacht; aber freilich nicht durch
eses allein. Für den gewaltsamen Zustand, worin wir ihn finden,
ır diese Betrübniß bis zum Tode, die seine Seele ergriffen hat;
:r diese blutigen Schweißtropfen, die aus seiner Stirn dringen und
ıf die Erde fallen — bedürfen wir noch einer andern Erklärung.
nd wir finden sie darin, daß Christus hier schon die Stelle der
ndigen Menschheit vertritt, daß er angefangen hat, die geistigen
ualen, wovon er uns befreien will, selbst zu empfinden, und daß
, vor seinem Kampfe mit dem leiblichen Tode, hier schon mit dem
›igen Tode kämpft. Wenn wir leiden, wenn wir sterben, so sind
e Schmerzen, die wir zu erdulden haben, endlich und eingeschlossen
den Grenzen unserer Persönlichkeit. Christus aber will die ganze
lenschheit von den Folgen der Sünde befreien; deßhalb muß er
ese Folgen schauen, und indem er sie schaut, muß er sie empfinden —
: aber sind etwas Unermeßliches an Umfang und an Größe. Er
:ht den aus der ersten Sünde entsprungenen Feuerstrom der Qual
ıd des Verderbens hinfluthen über die Erde, in den Herzen der
lenschen wüthen, Unzählige mit sich fortreißen in die Tiefen der
ısichtbaren Welt und sie dort mit nie verlöschenden Flammen um-
›gen. Er sieht die Strafen, welche die Ungläubigen erdulden
üssen; er sieht diejenigen, welche auch den Gläubigen bevorstanden,
:nn er sie nicht davon befreite. Er hört aus dem Dunkel des

Abgrunds die ewigen Seufzer über die ewige Pein. Die Scheidewand zwischen dem Heiligen Gottes und der sündigen, unseligen Menschheit ist aufgehoben; die Wogen ihrer Qual schlagen herüber in sein Herz. Das erträgt er nicht; der Gottmensch lieget im Staube; das Ungeheuere des Jammers erregt das Ungeheuere seiner Angst. Aber sie treibt ihn nur mächtiger hin zu seinem Vater; das Grausen vor dem ewigen Feuer steigert das Feuer seiner Gebete; und wenn er stets für uns gefleht hat und noch fleht — wie mag er damals gefleht haben? So waren es also vornehmlich unsere Sünden, die in Christo jene Angst erregten, die ihn zum Beten trieb; und sollten sie nicht dasselbe, was in ihm, auch in uns erwecken?"

Mit gewaltigem Ernste mahnt Theremin an die Vergänglichkeit aller menschlichen Herrlichkeit. „Prachtvolle Särge," sagt er 2, 189, indem er vortrefflich den Umstand benutzt, daß unter der Domkirche, in welcher er spricht, sich die Königsgruft befindet, „verschließen weiter unten den Moder der Könige und Königinnen, und die zu Staub zerfallenen Hände, die ehemals das Zepter trugen; in dem Aufenthalt der Lebendigen sind die Behältnisse der Verwesung zurückgeblieben, gleich als wäre dort unten der Raum zu gefüllt durch die gedrängten Reihen der Todten, und unfähig neue Bewohner zu fassen. Und worauf stehen unsere Füße? Auf der Gruft, in welche die Gewaltigen dieses Landes, wenn sie ihren Lauf vollendet haben, hinabsteigen, wo sie in stiller Gemeinschaft neben einander schlafen, und von wo, wenn wir uns dieß Bild lebhaft vorstellen, wir die heraufftönende Stimme vernehmen müssen: bedenkt, ihr Menschen, daß ihr sterben müßt, auf daß ihr klug werdet." Nicht auf Gräbern, nicht auf Leichengefilden steht der Mensch bloß, er trägt den Tod in seiner Brust und bettet sich bei lebendigem Leibe schon in den schauerlichen Abgrund. „Habt ihr wohl jemals ein Gewölbe betreten," fragt er 3, 90, „wo in unabsehbarer Folge an einander gereihte Särge standen, deren Zierrath seltsam durch das Halbdunkel schimmerte und wo giftiger Qualm sich bewegte oder vielmehr unbeweglich festzustehen schien? Aus dieser Schatzkammer des Todes, wo er seine Beute aufspeichert und wo in allen diesen Behältnissen leise die Verwesung arbeitet, tratet ihr schaudernd und tief aufathmend heraus, mit dem Gefühl, daß das kein Aufenthalt für Lebendige sei. Und in einen Aufenthalt, der diesem ähnlich und

viel schlimmer als dieser ist, stürzt so manche Seele sich hinab, welcher die Gefilde des Lichts und das Reich des Lebens offen stehen, die aber, weil sie sich dem Reiche des Todes geweiht hat, das Leben nicht ertragen kann. Stärker empfindet sie hier die schon früher bekannte Qual; sie haßt sich selbst, denn sie ist, das fühlt sie, allein an ihrem Elend schuld; sie haßt Diejenigen, die sie umgeben, denn sie erblickt in Jedem ihr eigenes Bild; sie haßt den Urheber des Lebens, aus keiner andern Ursach, als weil er gut und sie böse ist, weil er sie berief und sie von ihm abfiel. Fest, unbeweglich, ohne sich zu äußern, weil jede Aeußerung fruchtlos sein würde, steht in ihr dieser Haß, wächst und häuft sich beständig und so leidet sie den ewigen Tod; denn Haß ist Tod und nur Liebe ist Leben." Welch ein Abgrund, welch ein Greuel thut sich um und in uns auf! „Gott, wie viel Verirrungen in unserm vergangnen Leben! Welche Vernachlässigung der göttlichen Gnade und ihrer uns so reichlich dargebotenen Hülfe! Welcher entsetzliche Einfluß ist von uns ausgegangen, durch den auch andre Menschen nicht nur in Unglück, sondern in Sünde gestürzt worden sind! Und wenn wir nun in unser Herz blicken, so finden wir darin die Quelle aller dieser Greuel, die Quelle, die noch viel böser ist, als der Ausfluß, die böse bleibt, auch wenn der Ausfluß zurückgehalten wird." (5, 101.) Schrecklich, entsetzlich — dieser Gedanke kehrt unzählig oft wieder, vgl. z. E. 1, 110 ff. 6, 146, 191, wenn wir in unsren Sünden sterben, wenn wir in das Gericht Gottes (4, 12, 62, 84 ff., 95 u. s. w.) hineinfallen!

Theremin liebt es, um einen tiefen Eindruck auf die Herzen hervorzubringen, den seligen Tod des Gerechten und das Schreckensende des Gottlosen, Leben und Tod, Segen und Fluch neben einander zu stellen: vergleiche nur die vierte Predigt des dritten Bandes mit ihrem Thema: von der Seligkeit und der Verdammniß. In welches selige Gefilde schließt uns der Glaube die Pforte auf: in welchen tiefen Abgrund stürzt uns der Unglaube! „Dort unten in der tiefsten Tiefe," heißt es 9, 132, „da ist etwas, das man kaum noch ein Wesen und ein Geschöpf Gottes nennen kann. Daß es gequält wird, daß es Pein leidet, sind viel zu schwache Ausdrücke: es passt nur das eine: es ist von Gott verlassen! Blicke dort hinunter, meine Seele." „Dort siehst du Flammen sprühen, von dort erhebt sich ein Jammergeschrei, und ein Rauch der Qual steigt auf von Ewig-

keit zu Ewigkeit. Die Erde ist rings um dich her mit Dunkel und Finsterniß bedeckt. Aber indem jene Flammen heller aufschlagen, erblickst du nicht das Kreuz, das auf jenem Berge steht? Schnell, dorthin, dorthin nimm deinen Lauf, falle nieder; umarme es; halte es fest. Können sie dich jetzt noch ergreifen diese Flammen? Kann dir jetzt noch etwas schaden in der Welt?" Gern führt der Redner, so wie hier 6, 203, seine Zuhörer bis an den Rand des Abgrundes, aus dem die höllischen Flammen hoch herausschlagen und nach allen Seiten hin lecken, und heißt dann auf den Mann am Kreuze schauen, der die Qualen der Hölle für uns erduldete; er dringt ergreifend, erschütternd, überwältigend so auf das Herz ein und zwingt es seine Kniee zu beugen.

Dieß das Herz im tiefsten Grund bewegende Moment der Theremin'schen Beredsamkeit wird ganz wesentlich verstärkt durch seine Meisterschaft im Schildern und Bildern. Er versenkt sich durch die Kraft der Liebe, die in das Herz des Geliebten sich versetzen kann, in das verborgene Sinnen und Denken, Empfinden und Begehren des menschlichen Herzens, er ist vertraut mit allen Sorgen und Aengsten, Mühen und Kämpfen, Verhältnissen und Zuständen des menschlichen Lebens. Was ihm vor das Auge des Geistes tritt, sind nicht die Schatten und Schemen der Vorstellung, der Reflexion, welche den Lebendigen und dem Leben das Blut aus den Adern zieht; er sieht, was er mit dem Auge des Geistes schaut, zugleich auch mit dem Auge des Leibes: seine Einbildungskraft leistet ihm hier die ersprießlichsten Dienste, sie erstreckt sich auf das Gebiet des inneren wie des äußeren Lebens, sie vergegenwärtigt ihm die Vergangenheit und zeigt ihm lebensfrisch und lebenswarm den Herrn und seine Heiligen, nicht bloß die Heiligen aus der biblischen Geschichte, sondern auch die aus der Kirchengeschichte, die Märtyrer, von welchen er gern redet, 1, 185. 204. 2, 14. 24 ff. 6, 317, und trägt ihn bis an das äußerste Meer dieser Weltzeit. Alles, Alles gestaltet sich unter seinen Händen, nimmt Fleisch und Blut an, wird zu einer konkreten Person, zu einem klaren, lebendigen Bilde. Wie wahr malt er den Tod (1, 145. 3, 86. 147) und das Jammern der Kinder an den Sterbebetten der Eltern, und das Klagen der Eltern bei dem Tode des Sohnes und das Sichverklagen des Gatten an dem Lager der sterbenden Gattin (1, 142 f.)! Er erschrickt selbst nicht vor der Aufgabe, den Greuel der Verwesung zu zeichnen.

„Was sehen wir hier?“ So lesen wir 2, 73. „Schreckliche, furchtbare Erscheinungen, die keine Kunst verlarven kann, die nur der Glaube aufhebt, indem er erkennt, daß es Erscheinung, Täuschung und nichts Wirkliches ist. Diese körperliche Hülle, die mit allen Zeichen äußerer Ehre bekleidet einherging, deren Schönheit gepriesen wurde, die zu ihren Begierden die abhängige Seele mit sich fortriß, da hat der Tod sie hingestreckt! Einen scheuen Blick wagt noch die innigste Liebe, die treuste Freundschaft darauf zu werfen, dann tritt sie zurück, und überläßt sie der stummen und gewaltigen Zerstörerin, der Verwesung. Wie schrecklich zerfließt nun eben das Bild, das vielleicht noch von manchem Gedächtnisse bewahrt wird; wie ist der Name einer Leiche noch viel zu gut, um ein schauderhaftes Etwas zu bezeichnen, das in alle Elemente sich auflöst, und in welchem schon Alles, selbst der Name, womit man es nennen könnte, gestorben ist.“ Eine wahre Virtuosität beweist Theremin in dem Ausmalen von inneren Zuständen, während er auf das Ausmalen der biblischen Situation regelmäßig verzichtet; eine Erscheinung, die nur in der eigenthümlichen Stellung, in welcher bei ihm die Predigt zum Texte steht, ihren Schlüssel findet. Ich kann mich nicht enthalten, zwei Gemälde von inneren, durch des Herrn Hülfe gewonnenen Kämpfen mitzutheilen. „Wer ist es,“ heißt es 6, 159 f., „der die Nacht hindurch in seinem Zimmer händeringend umhergeht und dessen Augen nicht zufallen, während die ermüdete Welt ruhig schlummert und träumt? Es ist ein Mensch, der eine große Sünde begangen hat; vielleicht muß Mancher unter uns hinzusetzen: ich selbst bin oder war dieser Mensch! Bald will er sein Vergehen entschuldigen; bald erkennt er es in seiner furchtbaren Größe. Bald hofft er, es werde verborgen bleiben; bald sieht er es entdeckt und sich selbst durch die Folgen seiner Thaten fortgerissen von einem Abgrund zum andern. Schon klingt etwas wie das entfernte Hohngelächter der Hölle in sein Ohr. Horch! auf der andern Seite! Es klopft an die Thür; öffne, Unglückseliger, öffne, daß der Anklopfende hereintrete. Er kommt; in der einen Hand hält er das furchtbare, flammende Schwert des Richters, dessen Berührung ewigen Tod bringt; mit der andern Hand weiset er auf das Maal in seiner Seite. Wähle nun zwischen Seligkeit und Verdammniß; wähle, ob du ihn zum Erlöser oder zum Richter haben willst. Er wählt Gnade und sinkt ihm reuevoll und gläubig zu Füßen. Wer ist es dort mit dem un-

steten Gang, mit der unruhigen Gebärde, aus dessen Augen ein so dunkles und wildes Feuer strahlt? Es ist ein Mensch, welcher schwankt zwischen Leidenschaft und Pflicht, zwischen Tugend und Glück. Schon hat die gewaltige Neigung das Uebergewicht, schon streckt er die Hand nach jenem schäumenden Becher, aus dem nicht Glück und Freude getrunken wird; sondern ein Feuer, das die Eingeweide verzehret; horch! da klopft es und der Herr tritt herein, ganz strahlend vom himmlischen Lichte; aber das Kreuz, durch welches er zur Herrlichkeit einging, ruht selbst verklärt in seinem Arm. Wer sein Leben suchet, so spricht er, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden. Wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angethan werden und ich will seinen Namen nicht austilgen aus dem Buche des Lebens. Der Schwankende hört es, er stößt den Becher der Weltlust zurück und nimmt aus der Hand des Herrn das Kreuz, wählt statt des Lebens, das zum Tode, den Tod, der zum Leben führet."

Wie lieblich ist nicht die Schilderung des Sonntags, des Gottesdienstes in der dritten Predigt des dritten Bandes. Aber am Tiefsten taucht Theremin doch seinen Pinsel in die Farben, wenn es gilt die Wonnen des Himmels und die Qualen der Hölle vor die Augen zu malen. „So öffne dich denn, du Perlenthor der Stadt Gottes," heißt es 6, 180, „und zeige uns von fern die Herrlichkeit, die du uns zwar verhüllen, aber nicht gänzlich verbergen sollst. — Dort, wo der Strom, der an dem Stuhle Gottes entspringt, seine Fluthen rollet, rein wie Cristall; dort, wo auf beiden Ufern des Flusses ein Wald grünet vom Holze des Lebens, dort wandeln Selige mit Engeln in süßen Gesprächen; sie reden von den tiefen, selbst für Geister höherer Art undurchforschlichen Geheimnissen der göttlichen Weisheit, an denen sie schon Jahrtausende gelernt und nicht ausgelernt haben. Mit ihren durchdringenden Blicken, mit denen sie Gottes Werke erkennen, wie sie selber von ihm erkannt sind, durchlaufen sie die Räume der Schöpfung und sehen das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, ja dasjenige, was uns als Widerspruch erscheint, zu einem harmonischen Ganzen sich bilden. Doch der liebste Gegenstand ihres Gesprächs, das ist der Sohn Gottes und seine große Liebe zu den gefallenen Sündern, das Kreuz, woran er gestorben ist, weicht nicht von ihren Blicken; und es wird, wenn mit der Erde und dem Menschengeschlechte auch die Kirche aufgehört hat,

doch noch im Himmel von Ewigkeit zu Ewigkeit gepredigt werden. Mancher Selige, der schon diesen Ort der Wonne Jahrtausende lang bewohnet und noch immer staunet, daß er bei so vielen Sünden dort konnte aufgenommen werden, hält sich nicht länger und strömt seinen Dank in Worten aus, die ungesucht ein himmlischer Gesang werden, den entfernte Engelchöre beantworten." Er schildert, was ich noch bei keinem Kanzelredner gefunden habe, mehrfach das Aufwachen der gläubigen Seele aus dem Todesschlafe an der Schwelle des ewigen Lebens (1, 153. 6, 247) und die Vereinsamung der ungläubigen Seele in dem Gerichte des jüngsten Tages. „So werden die Seelen herbeigerufen," lesen wir 4, 168, womit 6, 73 zu vergleichen ist, „und sie kommen. Aber unter ihnen befindet sich eine, die nicht kam, als sie auf Erden geladen ward; und die dennoch meint — denn der Stolz erwartet ja immer einen Vorzug — sie müsse zum Gastmahl des Himmels herbeigerufen werden. Sie harrt und es geschieht nicht! Einer nach dem Andern geht vor ihr ein; sie denkt mit jedem Augenblick, die Reihe werde auch an sie kommen, aber die Reihe kommt nicht an sie. Immer leerer und leerer wird es um sie; nun ist auch der letzte schon hinüber; nun ist sie ganz allein; nun ist der Eingang zur Seligkeit verschlossen. Nun entwickelt sich aus der Angst, aus der Furcht der Gedanke — o bewahre uns, Gott, in deiner Gnade, daß wir ihn nicht mögen zu denken haben, den tödtenden Gedanken! — nun steht sie endlich vor ihr fest die Gewißheit: ich bin verstoßen! Nun wendet sie sich; und vor ihr liegt — ewige Nacht!"

Die Gedanken des Redners kleiden sich gern in das gefällige Gewand von Bildern: die Rede wird dadurch nicht bloß schöner, sondern anschaulicher und handgreiflicher. Wann genießt unser Herz den inneren Sabbath? Wenn wir sprechen können: „unser Inneres ist kein in träger Ruhe stockender Sumpf; es ist kein durch entgegengesetzte Stürme geängstetes Meer; es ist ein Gewässer, auf dem der Geist Gottes mit lindem Flügel dahinfährt und Wellen erregt, die zum Himmel emporschaun und von denen jede, ehe sie niedersinkt, durch einen Schimmer der ewigen Sonne vergoldet wird. Dieß ist der innere Sabbath, den wir feiern sollen." Mehrfach verdeutlicht Theremin das Gesagte durch ein Bild, durch ein Gleichniß. „Es fällt mir hier ein Gleichniß ein," sagt er 7, 330, „wodurch ich das, was ich meine, vielleicht deutlicher machen kann. Das Kind soll

gehen lernen, weil es sonst zur Thätigkeit des irdischen Lebens unfähig und ungeschickt bleiben würde. Es werden dazu mancherlei Vorübungen mit mancherlei Hülfsmitteln angestellt. Wenn es einigermaßen auf seinen Füßen stehen kann, so faßt die Mutter es bei der Hand, und auf diese gestützt, muß es die ersten Schritte wagen. Es gelingt, und nun kann man schon etwas Schwereres von ihm verlangen. Die Mutter stellt es hin und sie selbst kniet in geringer Entfernung mit ausgestreckten Armen nieder. Nur diese kleine Strecke soll es durchlaufen, zwar ohne die gewohnte Hülfe, aber doch immer bewacht von der Mutter, die es durch ihre ausgebreiteten schützenden Arme vor dem Fallen bewahret. Sie fordert es auf zu kommen; bald ist der Lauf vollendet und es liegt wieder an ihrer Brust. Unsre theuren Angehörigen und Freunde sind die Arme der Mutter, oder vielmehr die Gnadenwerkzeuge des himmlischen Vaters, unsre ersten wankenden Schritte auf der Bahn des ewigen Lebens zu unterstützen. Können wir sie entbehren, so werden sie uns genommen; aber unsichtbar bleiben um uns ausgespannt die Arme des himmlischen Vaters." Dasselbe thut er in der Predigt über das Gebet im Namen Christi. „Darf ich nun," sagt er hier 5, 110 f., „um das Gebet der Freude, der Noth und der Liebe zu schildern, mich eines Bildes bedienen, so würde ich sagen: der, welcher in der Freude betet, gleicht einem Manne, der durch ein liebliches Gefilde, einen anmuthigen Lusthain wandelt. Er blickt wohl empor zum Himmel und zu dem, der so viel herrliches schuf und ihn dadurch entzückte; aber er ist doch eben so sehr mit den Gaben als mit dem Geber beschäftigt; und durch die grünen, schattigen Wipfel der Bäume wird ihm oft der Himmel entzogen. Wer in der Noth betet, ist dem Wanderer gleich, der durch ein rauhes, finsteres, grauenvolles Felsenthal zieht. Er sucht wohl die Sonne, daß ihr Licht ihn erfreue, daß ihr Strahl ihn erwärme, daß er, durch sie geleitet, seine Richtung nicht verfehle und einen Ausgang finde; aber oft wird sie ihm durch die starr emporstrebenden Felsen verborgen, und oft muß er selber den Blick auf den Boden heften, um nicht in einen Abgrund zu stürzen. Wer hingegen bei der Nüchternheit des täglichen Lebens das Gebet der Liebe beharrlich fortsetzt, der gleichet einem Manne, der in einer weiten, unabsehbaren Ebene wandelt. Auf der Erde gibt es nichts, das ihn erfreuen oder betrüben, das ihn reizen oder erschrecken könnte; auch richtet er nicht sein Auge auf die Erde; er

erhebt es zum Himmel, der sich über ihm ausbreitet und dessen Anblick ihm durch nichts entzogen wird. Wie Moses, als er die Herden weit hinein in die Wüste getrieben hatte, den Busch, der m Feuer brannte, gewahr ward und sprach: ich will dahin und esehn dieß große Gesicht; so sieht auch er ungehindert die Pracht er in Osten aufgehenden Sonne, er schaut die glühenden Farben res Untergangs; und selbst unter dem Schatten der Nacht preiset Gott mit allen den unzähligen Sternen, die an dem verdunkelten immel hervortreten.“ Vgl. weitere Vergleichungen 2, 99. 8, 65.

Wie groß auch die Meisterschaft Theremins im Schildern ist, übertreibt es mit und in dem Schildern nicht: er weiß Maß zu lten sowohl in der Herbeiführung als auch in der Ausführung ner Schilderungen. Wir finden diese kleinen Gemälde immer an r rechten Stelle angebracht und in dem Farbentone ausgeführt, lcher in den Zusammenhang der Rede passt. Die Bilder sind ht gesucht, nicht erkünstelt, sondern einfach und natürlich und dabei durchsichtig, daß der Gedanke, welcher sie eingegeben hat, klar d deutlich aus ihnen heraustritt.

Vergebens suchen wir in diesen Predigten nach gelehrten Citaten ir sind nur zwei aus Schriftstellern der alten Welt aufgestoßen , 161 f. und 305 f.), nach überraschenden Wendungen (ich habe r eine großen Effekt machende 10, 31 — „doch da ich fühle, daß se Aufgabe für mich allein zu groß ist, so habe ich mir einen hülfen, einen Mitkämpfer und Mitredner gewählt — das ist : Tod!“ — gefunden), nach geistreichen Einfällen, nach genialen dankenblitzen, nach sprühendem Witz, nach kalter Ironie, nach verhtendem Spotte. Theremin will kein nach allen Seiten hin Feuerrben sendendes und Leuchtkugeln in den dunkeln Himmel werfendes uerwerk in Scene setzen: er mag nicht glänzen, blenden, bezaubern d bestricken, er will nicht angestaunt und bewundert werden und ne flüchtigen, vergänglichen Erfolge erringen. Er sucht für sich hts, er spricht nur für die Ehre seines Herrn, um des Heiles ner Brüder willen. Er wählt seine Worte, Bilder, Vorstellungen, danken lediglich in der Absicht, auf das Herz seiner Zuhörer einen fen, unverlöschlichen Eindruck zu machen und ihnen an der Stelle zukommen, wo das Menschenkind am Verwundbarsten ist. Der n seiner Rede ist stets ein gemischter und diese Mischung verleiht : eine ganz besondere Gewalt. Man merkt es dem Redner alle

Wege an, daß sein Herz unverrückt mit der dankbarsten Liebe an das Kreuz Christi gerichtet ist und an diesem Kreuze, seiner Erlösung gewiß und froh, jubilirend gen Himmel aufsteigt, daß es aber auch den Blick nicht von den Armen abwenden kann, welche das Kreuz des Herrn noch nicht kennen und auf ihren verkehrten Wegen der Grube des Verderbens entgegenwandeln. Liebe und Wehmut treffen einander und verbinden sich, die Sehnsucht kommt zu Stande, die Sehnsucht nach dem Herrn und den Brüdern, sowohl nach denen, welche noch ferne sind von der Gemeinschaft der Heiligen, als auch nach denen, welche aus dieser sichtbaren Welt schon in die unsichtbare Welt hinübergegangen sind. Ein gedämpfter Ton, ein schwermüthiger Zug geht durch diese Predigten hindurch — der Redner fühlt die Nähe der unsichtbaren Welt auf das Lebhafteste, er lebt mit den Entschlafenen in ununterbrochener Gemeinschaft; doch sieht er sich dadurch nicht veranlaßt, die zweite Ehe sittlich zu verwerfen, vgl. 10, 203. Das sind Lieblingsgedanken, welchen er ganze Predigten, wie Predigt 5 des Bandes 2 (von der Nähe der unsichtbaren Welt) und Predigt 13 des Bandes 6 (die Gemeinschaft mit den Verstorbenen) gewidmet hat: Todesgedanken, wie die zehnte Predigt des zweiten Bandes überschrieben ist, sind ihm nicht fremd, er verfolgt sie gern, denn er fürchtet den Tod nicht, er liebt ihn und begrüßt ihn mehrfach, wie 4, 107 mit solchen Worten, wie: „Sei uns denn gegrüßet und willkommen, o Tod, als der Weg zum Leben! Wenn wir das Leben, wenn wir die jetzt im Frühling grünenden Felder, wenn wir die Tugend und Frömmigkeit eines Herzens sehen, müssen wir nicht denken: o wie viel Samenkörner mußten in die Erde fallen und sterben, wie viel Leidenschaften mußten überwunden und ertödtet werden, um diese liebliche Erscheinung hervorzubringen! Eben so wenn der Tod uns vor die Augen tritt, wollen wir damit das Bild des Lebens verbinden, das unter seiner traurigen Umhüllung verborgen liegt. Wenn wir theure Ueberreste in die Erde versenken und ein neues Grab zu so vielen Gräbern hinzufügen, neben welchen auch Freunde und Angehörige gestanden und geweint haben: laßt uns denken alsdann, jetzt fällt das Weizenkorn in die Erde, jetzt wird der Körper, die gröbere Hülle, abgestreift, damit die Seele sich mit einem geistigen Leibe bekleiden und die schönere Saat auf dem Boden des Himmels emporblühen könne."

Was nun das äußere Kleid dieser Predigten anlangt, so ist
er die Anlage, die Einrichtung derselben nicht viel zu sagen.
ieremin hat allen seinen Predigten einen Titel, eine Aufschrift ge-
ien, welcher nicht immer mit dem Thema selbst genau übereinstimmt.
ist wohl der Erste, der diese homiletische Unart in Aufnahme
racht hat, der Predigt eine sehr allgemeine, unbestimmte Ueber-
rift zu geben und in dem Thema erst zu bestimmen, in welcher
chtung und Beschränkung man sich in dem durch die Ueberschrift
zegebenen Gedankenkreise ergehen will. Das Thema leidet, wenn
überhaupt ausgedrückt wird, vielfach an demselben Fehler der
bestimmtheit, die Disposition verbessert mehrfach diesen schlimmen
istand, freilich nicht immer; denn der Redner gibt die Theile
ers nur vermittelst formaler Kategorien an. Einige Beispiele
rden das Gesagte erläutern. Die dreizehnte Predigt des ersten
ndes trägt die Etikette: von der Dankbarkeit; die zweite des
rten Bandes diesen Titel: vom Fußwaschen: wer kann ahnen,
r mit Theremin zu schreiben, ahnden, wovon er handeln will?
as läßt sich nicht Alles vermuthen? Was nicht in diesen weiten
ck hineinstopfen? Hier gibt die Disposition erst das nöthige
ht: der Redner will gar nicht von der Dankbarkeit so im All-
meinen handeln, sondern uns belehren, wofür wir zu danken haben,
m er fordert auf: „So laßt uns ihm denn erstlich für dieses
en und für dessen Güter; zweitens für sein Evangelium und für
Erlösung danken" (1, 235). Ebenso verhält es sich mit der
edigt über das Fußwaschen: die Eintheilung erlöst das Thema
t aus seinem Hangen und Bangen; „durch dieses Fußwaschen" —
lesen wir 4, 24 — „fordert Christus uns auf erstlich zur De-
th, zweitens zur Ergebung, drittens zur Reinigung unsers
rzens." Warum hat der Prediger nicht seinen Zuhörern den
bestdienst gethan, das Thema so scharf und bestimmt, wie es hier
s der Disposition herausspringt, zu fassen? Ueberall gelingt es
ht, aus der Eintheilung die Summe und Seele der Predigt zu
ennen, denn mehrfach leiden die Theile an derselbeu Unbestimmt-
t und Unfaßbarkeit, an welcher das Thema krankt. Die erste
edigt des zweiten Theiles trägt an dem Kopf die Worte: die Auf-
erung Isaaks: Theremin stellt diese Aufopferung, was die Ueber-
ift nicht vermuthen läßt, unter den Gesichtspunkt der Entsagung
› läßt uns nun erstlich die Gegenstände der Entsagung, zweitens

die Beschaffenheit der Entsagung, drittens die Wirkungen der Entsagung betrachten. Auf Trauer folget Freude, hält die achte Predigt des fünften Bandes uns vor: das Thema ist hier ein Mal wirklich formulirt und fixirt, aber die Eintheilung: „Wir erwägen erstlich, worauf diese Hoffnung sich gründet; zweitens, unter welchen Bedingungen sie in Erfüllung geht; drittens, wozu diejenigen, für welche sie erfüllt worden ist, verpflichtet sind" (S. 164): orientirt uns nur über den Verlauf, nicht über den Inhalt der Rede. Diese nicht zu lobende Verschwommenheit des Themas und diese überwiegend formale Eintheilung der Predigt thut der Predigt selbst aber keinen Schaden: denn der Redner fährt in derselben nicht haltungslos und richtungslos in der Kreuz und Quere herum, verliert sich nicht in Weiten und Breiten, in Allgemeinheiten und Unbestimmtheiten: spricht er auch den Gegenstand seiner Rede nicht präcis aus, so steht derselbe doch in den bestimmtesten, schärfsten, klarsten Umrissen vor seiner Seele, so führt derselbe uns doch in die unterschiedlichsten Stimmungen der Seele und in die konkretesten Verhältnisse des innern wie des äußern Lebens hinein. Die Ausführung verbessert jedes Mal ohne Ausnahme das, was Hauptsatz und Haupttheile zu wünschen übrig gelassen haben. An Unklarheit, Unbestimmtheit, an Verflossenheit, an Unfruchtbarkeit und Unanwendbarkeit leiden diese Predigten nirgends: man könnte ihnen nur hie und da vorwerfen, daß der Text nicht vollständig klar erkannt, die Schriftlehre nicht ganz treu und wahr vorgetragen, daß nicht jedes Wort auf der Goldwage abgewogen ist. Was soll man dazu sagen, daß der ältere Bruder des verlorenen Sohnes, welcher doch offenbar die Pharisäer und Schriftgelehrten abbilden soll, die über die Annahme der Sünder Seitens des Herrn murrten, als Repräsentant der Engel gefasst wird? „Nur die ersten Erschaffenen," versichert er mit aller Zuversicht (3, 168), „die früher als die Menschen aus Gottes Hand hervorgingen, können mit jenem älteren Sohne gemeint sein; nur von ihnen, deren herrliche Schaaren stets von dem Willen des Höchsten regiert werden; nur von ihnen, welche die Gemeinschaft mit ihm, worein sie von Anfang versetzt wurden, durch himmlische Gedanken und Gefühle immerfort unterhalten; die stets zu ihm zurückströmen, um aus seiner Fülle Vollkommenheit und Seligkeit zu schöpfen; nur von ihnen mag es gelten: daß sie Gottes Gebote nie übertreten, nie das Haus des Vaters verlassen

haben.“ Dieser Mißverstand hat nun die Folge, daß an den murrenden Worten des ältern Sohnes gekünstelt werden muß. „Ja so unbeschreiblich ist die Liebe Gottes gegen den Menschen, daß höhere und bessere Geschöpfe als wir, sie vielleicht nicht ohne Eifersucht wahrnehmen können. Deßhalb legt der Herr dem älteren Bruder, unter welchem sie zu verstehen sind, einige Worte des Unmuths und der Beschwerde in den Mund“ (S. 181). Von einem Vielleicht läßt sich hier nicht sprechen: der Zug ist nicht ein Kunstgriff des Darstellers, um die Gnade des Vaters recht hervorleuchten zu lassen, sondern einfach eine geschichtliche Thatsache, eine nothwendige Erscheinung. Hat Theremin das Richtige getroffen, wenn er auf Grund von Hebr. 12, 11 den Satz aufstellt: alles Leiden ist Strafe (6, 215): unterscheidet die Schrift nicht bestimmt zwischen Strafe und Züchtigungsleiden? Wird in der Predigt von den Widersprüchen in der menschlichen Natur (3, 1 ff.), was Sack schon ganz richtig bemerkt hat, nicht mancherlei auf den Sündenfall zurückgeführt, was nicht Folge dieser Verschuldung, sondern Folge der von Gott herrührenden Organisation des Menschen ist? Rechten will ich nicht, daß Theremin 3, 71 fragt: „Sollen wir annehmen, daß auch die Qualen und Schmerzen, die wir beschrieben haben, endlos, ohne Linderung fortdauern?“ Und antwortet: „Da wir kein helles und deutliches Wort der Schrift anführen können, das die Frage entschiede; da die Aussprüche, welche das Furchtbarste anzukündigen scheinen, eine mildere Deutung zulassen; da unser Geist kaum im Stande ist, eine ewige Freude, geschweige denn einen ewigen Jammer zu denken, so wollen wir mit denen nicht streiten, welche die Vorstellung verwerfen.“ Denn diese Frage über die Ewigkeit der Höllenstrafen entscheidet er später 8, 20 anders: hier heißt es: „Vor den Seligen liegt eine Ewigkeit stets zunehmender Wonne; vor den Unseligen eine Ewigkeit stets wachsender Qual. — Immer und ohne Ende, sprechen die Unseligen, immer und ohne Ende wird es so fortgehn, immer fürchterlicher wird die Angst, immer brennender der Durst, immer dunkler der Abgrund, immer schneller der Sturz in die Tiefe werden; immer und ohne Ende!“ Genau erwogen hat der Prediger sicher die Worte nicht immer; so sagt er 1, 12 zu dem Herrn: „Um deinetwillen hat uns Gott unsere Sünde vergeben; durch seinen gnadenvollen Rathschluß ist die Reinheit unsers Herzens wieder hergestellt,“ und 2, 18: „In seiner Auferstehung, in dem

Ende seiner Leiden haben wir unsere Seligkeit, den Lohn unserer Tugend, im Voraus genossen." Correkt ist hier der Ausdruck des Gedankens nicht: es ließe sich mit Leichtigkeit aus dem ersten Satze eine Anklage auf Verwechselung und Vermischung der Gerechterklärung mit der Heiligung, und aus der letzten Behauptung eine Anklage auf Beseitigung des Verdienstes Jesu Christi und Aufrichtung der eigenen Gerechtigkeit erheben: Anklagen, welche der Angeklagte durch Verweis auf andere Stellen sofort entkräften könnte.

Was nun endlich den Styl in diesen Predigten anlangt, so entlehnt der Prediger seinen Wortvorrath aus der Umgangssprache der Gebildeten, jedoch mit strengem Ausschluß aller fremdländischen Ausdrücke, und seine Worte fügt er zu Perioden, welche klar und durchsichtig sind, zusammen. Der Gedanke kommt überall nicht bloß correkt, sondern schön zu seinem Ausdrucke und die sprachliche Darstellung schmiegt sich auf das Innigste dem Gedanken an. Je nach dem Inhalte der Rede wechselt die Sprache: sie erhebt sich in ihrer ganzen Kraft, wenn es gilt, das Herz des Zuhörers zu erschrecken und mit Entsetzen zu erfüllen; sie schlägt die süßesten, sanftesten Weisen an, wenn die Sünderliebe des Herrn, die Wonne der Seligen gepriesen werden soll. Plastisch tritt aus dem Wort und Satzbilde jeder Gedanke hervor. Mit diesem plastischen Elemente verbindet sich das drastische, damit der Rede neben der Wahrheit, Durchsichtigkeit und Anschaulichkeit nicht die Bewegung, das Leben fehle. Aeußere Mittel, wie Exclamationen, welche bisweilen gar zu sehr rühren wollen, wie (3, 109): „Weinet, ihr fühlenden Herzen, löset euch auf in Thränen!" und Interjektionen, wie Interrogationen und Apostrophe, welche letztere nach meinem Gefühle zu oft eingestreut werden und sich nicht nur an Gott in dem Himmel, wie 8, 168, und den Herrn Christus, wie 1, 11. 51. 86. 92, sondern an Alles und Jedes, wie an Alles im Himmel und auf Erden (2, 57), an Sonne und Erde (4, 60), an die geistige Heimath (1, 31), an den neuen Himmel (2, 18), an das Kreuz (1, 187 und öfters), ja selbst an die Leiche des Herrn (2, 58), an die Todten (7, 311), an die unsterbliche Seele (1, 30), an die Jugend (1, 162), an die Erkenntlichkeit (1, 246), an die Heiligkeit (1, 240), an die Lüge (3, 209) u. s. w. richten, werden mit Recht nicht verschmäht: sie würden aber wenig helfen, wenn nicht von selbst in dem ganzen Vortrag der Gedanke in unaufhörlichem Fortschritte begriffen wäre und auf

as Lebendigste entwickelt würde. Der Redner führt die handelnden
ersonen, deren Widerfahrnisse er bisweilen, man vgl. Pr. 3 in
d. 2 von dem Leiden Christi und Pr. 3 in Bd. 6 von dem be-
adigten Schächer, mit zu großer rhetorischer Kunst ausmalt,
cht in ihren Thaten und Leiden vor und stellt sich dann dazu als
en redseligen Cicerone, sondern er läßt sie selbst aussprechen,
as sie empfinden, denken, wollen: so läßt er, 2, 51 ff., den Herrn,
r am Kreuze schwebt, selbst seine Gedanken in einem langen Mono-
ge mittheilen. Doch diese wirksamen Kunstmittel hätten der Rede
cht dieses Leben eingehaucht, wenn der Redner nicht fortwährend
dem lebhaftesten Zwiegespräch mit seinen Zuhörern und mit den
ächten, welchen er ihre Beute entreißen will, begriffen wäre:
nn er nicht mit dem Fürsten der Finsterniß, mit dem Selbst-
truge des Herzens, mit den Einsprüchen des Verstandes, mit dem
sen Willen zu kämpfen hätte, so würde am Ende doch seine Rede,
rnehmlich da nicht ein Gedanke den andern Gedanken drängt, um
was Neues auf das Tapet zu bringen, sondern ein Gedanke mit
ehaglichkeit entfaltet, mit Umständlichkeit ausgeführt wird, den
d jenen ermüden.

Es ist keine Frage, Theremin hat an seinen Predigten keine
chte Arbeit gehabt, sie sind ihm nicht so glatt aus der Feder ge-
ssen, als sie seinem beredten Munde entströmten. Er hat viel
ihnen gefeilt. Er selbst sagt in dem Vorworte zu dem vierten
ande: „Bei dem niederbeugenden Gefühl meiner eigenen Schwäche,
l der großen Arbeit und Anstrengung, wodurch ich suchen mußte
n Mangel höherer Gaben zu ersetzen, hat er (der Herr) mir doch
ts die innere Freudigkeit und Lust an der Verkündigung seines
ortes erhalten und er hat es vergönnt, daß unter den vielen
ftigeren Stimmen, die ihn als den eingebornen Sohn Gottes
d den Erlöser der sündigen Menschheit preisen, auch die meine
cht ganz unbeachtet geblieben ist." Was ihm von Natur versagt
r, hat er durch Fleiß und Arbeit ersetzt: man merkt diesen Pre-
gten mit ihrer klassischen Sprache, mit ihren schön tönenden und
gerundet rollenden Perioden, mit ihren lieblichen Schilderungen
d treffenden Bildern, mit ihrem ununterbrochenen Fortschritt und
ischen Leben, mit ihrem Licht und Feuer es nicht an, daß sie so
ühsam entstanden sind. Die Kunst ist so trefflich, daß sie nirgends
anier, sondern überall Natur ist.

Wenn ich mein Urtheil schließlich über Theremin zusammenfassen soll, so möchte ich ihn auch wie Brömel mit seinen eigenen Worten charakterisiren. Während dieser aber aus der Gedächtnißpredigt auf den Bischof Sack (die letzte im zweiten Bande) einzelne Sätze entlehnt, halte ich mich, um sein volles Bild noch ein Mal vorüberzuführen, an seine Schilderung des oratorischen Charakters Massillons. „Er war ein gläubiger, frommer, rechtschaffener Mann: mit diesem Zuge, der keinem wahren geistlichen Redner fehlen darf, können wir auch“ Theremins „oratorische Charakteristik eröffnen.“ (Dem. u. M. S. 333.) „Aus seinen Predigten leuchtet sein Eifer um das Heil der Seelen auf das Unzweideutigste hervor; er redet nicht zu seiner Ehre, sondern zur Ehre Gottes; er sucht nicht den Beifall seiner Zuhörer, sondern ihr Heil.“ (S. 334.) „Was die geistigen Fähigkeiten betrifft, so stehen diese in einem für den Redner günstigen Gleichgewicht, und ob es ihm gleich weder an Phantasie noch an der Gabe zu einem tiefen, zusammenhängenden Denken fehlt, so tritt doch keine von beiden einseitig hervor. Das Vermögen, das sich bei ihm mehr als die übrigen geltend macht, ist kein Vermögen des Geistes, sondern des Herzens, es ist das Gefühl. Und zwar wird dieses in ihm besonders durch Dasjenige angeregt, was den sittlichen Forderungen entspricht oder widerstrebt, was die Menschen glücklich oder unglücklich macht; das Eine empfindet er als eine ihn selbst berührende Freude; das Andere — und Eindrücke dieser Art hat er am häufigsten Gelegenheit darzustellen — als einen persönlichen Schmerz. Dieß Gefühl in ihm ist nicht unthätig; es hat eine praktische Natur; es ist nicht eine Flamme, die ein Mal in die Höhe steigt, um dann in sich selber zu versinken; es greift um sich in die Weite und Breite, um seine Freuden oder, was am häufigsten geschieht, seine Schmerzen dem Zuhörer mitzutheilen, um ihn zu erregen, zu stacheln, zu entzünden, und das, was jene Schmerzen hervorruft, in ihm zu verzehren. Dabei hat es jedoch nicht die scharfen Spitzen und es glüht nicht in der brennenden Flamme eines demosthenischen Zornes, sondern es ist immer von dem Schatten einer christlichen Wehmuth umwölkt.“ (S. 335.) „Wie hätte er hoffen können, durch Darstellung einer Pflicht und der allgemeinen Beweggründe zu derselben einen tieferen Eindruck hervorzubringen? Seine Kenntniß des menschlichen Herzens verrieth ihm die Hindernisse, welche der Erfüllung einer Pflicht, deren Verbindlichkeit man

bt, entgegenstehn; diese Hindernisse faßt er in's Auge; er sucht
zu bewältigen; er belehrt nicht den Zuhörer, er kämpft mit ihm;
belehrende Vortrag hätte seinem eigenen feurigen Gemüthe einen
:träglichen Zwang auferlegt und nur in dem lebhaftesten Kampf
ite er selbst Befriedigung finden." (S. 338.) „Auch auf eine
:re, von ihm so oft und mit so großer Virtuosität angewendete
n, auf die Schilderung, mußte er fast nothwendig durch seine
:nthümlichkeit geleitet werden. Deutlich standen vor ihm das
schliche Innere und das menschliche Leben; er hatte ihre Tiefen
hschaut; er hatte so Manche in ihren wichtigsten Momenten, in
:n des Leidens und des Sterbens, beobachtet; bei seinem tiefen,
ıdigen Gefühle waren ihm davon höchst erfreuliche, aber noch
: höchst schmerzliche Eindrücke geblieben. Das, was er selber
ıltend schaut, was ihn selbst so mächtig bewegt, z. B. das Bild
sterbenden Gottlosen und des sterbenden Frommen, das ist er
auch fähig, mit einem Pinsel, den er in die Gluthen seines
zens taucht, zum Schrecken und zur Erbauung seiner Zuhörer
sie hinzustellen." (S. 339.) „Was nun den Styl betrifft, so
erselbe gerade das, was er bei solcher Persönlichkeit und solchen
:ntionen sein mußte und einzig sein konnte." (S. 346.) „Dieser
ıche Styl hat die höchste Lebendigkeit; er strömt unaufhaltsam im
:llsten Flusse dahin, während zugleich durch den Wechsel der
:igsten Wendungen die Einförmigkeit solches raschen Ganges
rbrochen, die Aufmerksamkeit erhalten, der Eindruck verstärkt
ı." (S. 347.)

Johann Heinrich Bernhard Dräseke.

Tholuck nennt in seinem trefflichen Artikel in Herzogs Real-Encyklopädie diesen Herold des Evangeliums „eines der bedeutendsten Meteore am Kirchenhimmel der neuern Zeit": „leuchtend, denn sein Glanz war noch stärker als seine Wärme — ein Meteor, denn als er abtrat, war seine Zeit vorüber und eine andere angebrochen, in die er nicht mehr gehörte." So viel Wahres diese Vergleichung enthält, so ist sie doch nicht ganz wahr; ein Meteor zieht nur die Augen der bewundernden Menschenkinder auf sich und übt auf nichts im Himmel und auf Erden einen sichtbaren Einfluß aus: wer wollte das von diesem Manne sagen, daß er an dem Kirchenhimmel zwar strahlend und glänzend hervorgebrochen wäre, aber wirkungslos, bedeutungslos zu seiner Zeit wieder erloschen wäre? Dräseke hatte eine Mission an dem Geschlechte seiner Zeit auszurichten und er hat diesen seinen Beruf auch in weiten Kreisen erfüllt: er hat vielen Dienern der Kirche, vielen Gebildeten in der Gemeinde einen kräftigen Anstoß gegeben und in hohem Grade anregend, für das Christenthum gewinnend, für den Herrn begeisternd gewirkt. Er war mehr als ein Meteor, er war ein brennend und scheinend Licht.

Dräseke wurde zu Braunschweig den 18. Januar 1774 geboren: seine Eltern — sie starben 1810 und 1811 — waren schlichte Leute, der Vater ein subalterner Beamter, die Mutter eine fromme Frau. „Kampf mit dem Leben," sagt der berühmte Sohn dieser Eltern selbst in der Widmung des zweiten Bandes der Predigten über die letzten Schicksale unsres Herrn, „ist die Physiognomie unsres Familienschicksals": er mußte sich in seiner Jugend durch's

Leben schlagen, so gut und bös es ging, und sang als Chorknabe mit vor den Häusern der Wohlhabenden in seiner Vaterstadt, wo er die niedern und höhern Schulen durchmachte. In Helmstädt studirte er Theologie, der bekannte Kirchenhistoriker Henke, ein vielseitig gebildeter Mann, geistreich und mit den Häuptern der neu damals aufblühenden deutschen klassischen Litteratur wohl bekannt, ein Rationalist reinsten Wassers, aber von vortrefflicher Gesinnung, nahm sich des talentvollen jungen Menschen väterlich an und gewann auf ihn einen tiefen, entscheidenden Einfluß. Das Studium der Wissenschaft, welcher er sein Leben widmen wollte, genügte ihm nicht für sich allein, er warf sich mit glühender Seele auf die deutsche Litteratur und verschlang mit Heißhunger die Erzeugnisse dieser großen Periode. Sein Geschmack bildete sich, sein Horizont erweiterte sich, die Sprache veredelte sich, sein Styl reifte. Diese Beschäftigung mit den Heroen der deutschen Dichtung seiner Zeit ist für Dräseke maß- und richtunggebend gewesen, sie verschaffte ihm nicht bloß eine ästhetische Bildung, welche allen seinen Geistesprodukten in der Folge diese anmuthende, wirklich schöne Formvollendung gab, sondern führte ihm auch alle Bildungselemente seiner Zeit zu, so daß er auf der Höhe der damaligen Cultur stand. Es kann uns nicht wundern, daß der so lebhaft angeregte und tiefergriffene Jüngling seine schaffende Kraft eher auf der Schaubühne als auf der Kanzel erprobte und auch in seinem Mannesalter das Theater nicht ganz vergaß. Ein Drama von ihm ging in seiner Geburtsstadt nicht ohne Beifall über die Bretter: 1817 schrieb er noch über „das Heilige auf der Bühne", er will das Heilige nicht von der Bühne verbannt wissen, weil es auf ihr nur profanirt werden könne, nein, das Heilige gehört auch auf die Bühne; nur sind die Gesetzgebung auf Sinai und die Kreuzigung auf Golgatha nicht bühnengerecht, da sie zu kolossal sind.

Nachdem Dräseke nur sehr kurze Zeit in Ratzeburg Hauslehrer gewesen war, wurde er 1795 zum Diakonus zu Mölln im Herzogthum Lauenburg ernannt, drei Jahre später ward er dort Hauptprediger: 1804 siedelte er, der sich schon einen sehr angesehenen Namen als Kanzelredner erworben hatte, nach Ratzeburg als Prediger am Sct. Johann über. Immer mehr lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich, einzelne Predigten, welche er auf den dringenden Wunsch seiner Zuhörer herausgab, machten in der Nähe und in

der Ferne den Wunsch rege, eine vollständige Predigtsammlung von ihm zu besitzen. Er ließ sich bereit finden, und so kamen in den Jahren 1804—1812 seine Predigten für denkende Verehrer Jesus in 5 Bänden heraus; diese Sammlung, vielfach wieder aufgelegt, zuletzt wohl 1836 in zwei Bänden wieder abgedruckt, erregte weit und breit das Verlangen nach weiteren Gaben. Der Prediger konnte gewiß sein, daß das Wort, welches er im Sct. Johann zu seiner ihn hoch verehrenden und bewundernden Gemeinde redete, weithin durch Norddeutschland vernehmlich schalle und tief zu Herzen genommen werde. Seine Stimme erhob sich deßhalb mit immer größerer Stärke, seine Rede wuchs zu einem immer mächtigeren Strome, sein Gesichtskreis dehnte sich immer mehr über die Grenzen seines Kirchspieles und die Bedürfnisse seiner Gemeinde aus. Er richtete von seiner Kanzel seine gewaltig anfassenden und hoch entflammenden Worte an die ganze deutsch-evangelische Christenheit, an sein deutsches Volk, an sein liebes, armes Vaterlant, dessen Erniedrigung ihm in die Seele tief hineinbrannte und dessen Erhebung und Erhöhung sein feurigster Wunsch und anhaltendes Gebet war. Die Hinweisungen auf das Eine, was Noth ist — 1812 erschienen — bilden den Vorläufer zu den mächtigen Reden in den beiden Jahren 1812 und 1813, nebst einem Anhange von Predigten aus späteren Jahren über „Deutschlands Wiedergeburt", 1814 erschienen in drei Heften, 1817 in zwei Bänden wieder aufgelegt.

Dräseke ward 1814 nach Bremen an die St. Ansgarii-Kirche als Prediger gewählt: sein Ruhm erreichte dort wohl seinen Höhepunkt. „Es lag und liegt noch," hat er sich später selbst geäußert, „im Interesse der tonangebenden Familien in Bremen, den ihnen zusagenden Prediger in jeder Weise zu protegiren; falls er mit Ueberlegenheit auftritt, ihn zu verehren, ihm den Hof zu machen." Da er nun durchaus nicht zu den Geistern gehörte, welche sich imponiren lassen, sondern ein Mann war, der sich durch seine Worte und Werke einen großen Namen schon errungen hatte, so blieb den Bremern nichts übrig, als seine geistige Ueberlegenheit verehrungsvoll anzuerkennen und ihm zu huldigen. Tholuck hat sicher das Richtige getroffen, wenn er meint, daß Bremen Dräseke eitel gemacht habe: denn Eitelkeit trat bei ihm selbst nach dem Zeugnisse seiner vertrautesten Freunde von da an merklich hervor. Aus dieser

bremischen Periode stammt eine stattliche Reihe von Predigten, viele von ihnen erschienen einzeln und sind leider nicht zur rechten Zeit gesammelt worden und deßhalb zum größten Theile verschollen, viele jedoch sind in Sammlungen erhalten. Ich kenne folgende Predigtbücher aus dieser Zeit: Predigtentwürfe über freie Texte, 2 Bände, 1815; Predigten über die letzten Schicksale unsers Herrn, 3 Bände (erster Band nach Matthäus, zweiter nach Johannes, dritter nach Lukas) 1816 ff., wiederholt aufgelegt; Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte; Evangelische Bedenken und Bitten, 1816. Ueber frei gewählte Abschnitte der heiligen Schrift, 2 Jahrgänge, jeder derselben in 2 Theilen, 1817 und 1818, zweite Aufl. 1826; Christus an das Geschlecht dieser Zeit, 1819, auch wiederholt aufgelegt, mit den 3 Zugaben: 1) Die Gottesstadt und die Löwengrube, 2) Der Fürst des Lebens und sein neues Reich, 3) Die höchsten Entwickelungen des Gottesreichs auf Erden, 1819 und 1820; die zweite Auflage ward 1820 schon nöthig. Gemälde aus der heiligen Schrift, 4 Theile, und zwar der erste Theil unter dem besonderen Titel: Der Weg durch die Wüste, 1821; der zweite Theil: Paulus zu Philippi, 1824; der dritte Theil: Lazarus Auferweckung, und der letzte Theil: Jesus und Nikodemus, beide 1828. Endlich: Vom Reich Gottes, Betrachtungen nach der Schrift mit denkenden Christen angestellt und zur Feier des Augsburgischen Bekenntnisses im dritten Jubeljahr herausgegeben, 3 Theile, 1830. Die Predigten zur dritten Jubelfeier der evangelischen Kirche 1817 sind mir nicht zu Gesicht gekommen.

Manchen glänzenden Ruf hatte Dräseke Bremen zu Liebe ausgeschlagen; als aber der König Friedrich Wilhelm III., welcher ihn schon wegen seiner unionsfreundlichen Schrift von 1817 über den Confessionsunterschied der beiden protestantischen Kirchen hatte werthschätzen gelernt und durch seine Predigten von dem Reiche Gottes eingenommen war, trotzdem, daß Dräseke im Verdachte demagogischer, politisch-freier Denkungsart stand, ihm 1832 die Generalsuperintendentur über die Provinz Sachsen mit dem Titel als evangelischer Bischof anbot, konnte er dieser lockenden Versuchung nicht widerstehen. Er verließ sein liebes Bremen und zog nach Magdeburg, wo er die erste Dompredigerstelle mit der andern Würde und Bürde vereinte. Die kirchlichen Verwaltungsgeschäfte konnten ihm keine Lust, sondern nur eine Last sein: er gehörte nicht an den grünen

Tisch: seine Begabung ging darauf, als Redner durch das lebendige Wort für das Reich seines Herren, für welchen sein Herz hoch schlug, rastlos zu wirken. Es gelang ihm, nicht bloß in der Hauptstadt der Provinz viele gleichgültig gewordene Gemüther wieder zu erwärmen und anzufeuern, er zog auch in die Provinz hinein, und wo er in Stadt und Land hinkam, da sprühte er zündende Funken nach allen Seiten hin aus, da setzte er Alles in Staunen und Bewegung. So, so gewaltig, so hinreißend hatte noch Niemand einen Knecht Gottes predigen hören: selbst die, welche als scharfe Kritiker, als entschiedene Feinde in seine Kirche gekommen waren, überwältigte er. Wahre Triumphzüge waren für ihn seine Rundreisen: er kam sich wohl selbst bisweilen als der evangelische heilige Vater vor und konnte es öfters nicht lassen, dem Volke, durch dessen dichtgedrängte Reihen er sich so häufig nach dem Gottesdienste durchdrängen mußte, auf der Straße seinen Segen noch zu ertheilen. Es sind die Predigten, welche der überall begeistert aufgenommene Oberhirte in der Provinz hin und her bei diesen Gelegenheiten gehalten hat, fast sämmtlich sofort gedruckt worden; aber auch hier ist zu bedauern, daß sie aus dieser Zerstreuung nicht gesammelt worden sind: und dieß ist um so mehr zu beklagen, da er es ausgezeichnet verstand, Alles, was der Ort durch seine Lage, Geschichte, Eigenthümlichkeit hervorstechendes hatte, in seiner Rede zu verwenden. Der Mann, welcher durch die höchsten Ehren hindurchgegangen und dadurch etwas verwöhnt war, mußte an seinem Lebensabende erfahren, daß der Menschen Gunst so sehr leicht in Mißgunst umschlägt. In Magdeburg ward im Winter 1839/40 ein Gemälde ausgestellt, das ein Gebet zu dem Herrn darstellte. Ein Geistlicher, Namens Sintenis, wies dieses Gebet zu dem Herrn als unstatthaft zurück: Dräseke aber trat in einer Predigt, welche er mit den Worten schloß: „so umringen wir dich mit unsrem Festlied, Weltheiland, Erretter von allem Uebel, du Erbarmer jeglicher Noth", für die Ehre des Herrn ein. Er verlangte von Sintenis Widerruf und drohte mit Absetzung: allein die oberste Behörde genehmigte nicht die Beschlüsse des Consistoriums, welches von dem Bischof geführt wurde, es blieb bei einer bloßen Verwarnung. Dräseke war schwer gekränkt, tief verletzt: er hatte in ein Wespennest mit seinem Verfahren gegen Sintenis gegriffen, die Anhänger des Rationalismus, die späteren Lichtfreunde, fühlten sich nicht mehr sicher

und fielen nun mit Schriften, unter welchen die von dem Pfarrer König zu Anderbeck mit dem Titel: Der Bischof Dräseke und sein achtjähriges Wirken im preußischen Staate, 1840, die heftigste war, über den verstimmten Greis her, über dessen persönliche Schwächen, Mißgriffe und kleine Versehen in der Verwaltung sie ein erbarmungsloses Gericht hielten. In Folge dieser Erfahrungen kam der Bischof um seine Entlassung ein. König Friedrich Wilhelm IV., welcher ihn hoch verehrte, schlug ihm seine Bitte zwei Mal ab, doch gab er 1843 nach. Auf den Wunsch seines Königs, der ihm das ganze Einkommen beließ, siedelte er nach Potsdam über: gelegentlich bestieg er dort, um vor dem Könige und seinem Hofe zu predigen, noch ein Mal die Kanzel, welche er so viele Jahre geziert hatte. Er starb dort den 8. Dezember 1849. Aus der Magdeburger Periode sind keine größeren Predigtwerke mehr hervorgegangen: ich kenne nur „Einige in der Domkirche gehaltene Predigten," 1839, und dem Titel nach: „Drei Festpredigten", 1834. Aus dem litterarischen Nachlasse erschienen noch: Predigten über die Stufenlieder, 1850, und Predigten über den Brief des Jakobus, 2 Abtheilungen, 1851.

Dräseke hat sich über die Aufgabe des Geistlichen und über die rechte Art zu predigen, mehrfach ausgesprochen, meistens in Vorreden. „Der Lehrer des Christenthums," so läßt er sich in der Vorrede zu dem zweiten Bande der Predigten für denkende Verehrer Jesus*) aus, „soll Erzieher der Menschheit zum Heiligsten, was sie hat, zur Religion sein. Entfesselt vom Vorurtheil, emporgehoben über das Richtige und Gemeine, erneuert im Geiste des Gemüthes, veredelt in That und Sitte, gebildet für ein würdigeres, nützlicheres, zufriedeneres und seligeres Dasein, soll sie durch ihn werden; und Allem soll er sich widersetzen, gegen Alles ankämpfen, Alles fortschaffen, muthig und ernstlich, was daran hindern will. Ist es nicht ein Verrath, nicht Hochverrath an der Majestät der heiligsten Angelegenheit und schändliche Erniedrigung des ehrwürdigsten menschlichen Berufes, wenn ein solcher, wo er frei und rücksichtslos die Wahrheit verkünden sollte, schüchtern umherschauet, ob er dadurch auch wohl bei Diesem und Jenem verstoßen werde — wo er selbst das strenge, das strafende Wort nicht scheuen sollte, mit

*) Ich citire diese unter der Bezeichnung Verehr. und zwar Bd. 1 in der dritten Ausgabe von 1814; Bd. 2 in der zweiten von 1815; Bd. 3 in der von 1809; Bd. 4 in der von 1810, u. Bd. 5 in der von 1812.

dem Zeitalter erst Rücksprache hält, ob er so etwas auch wagen dürfe, — wo er Thorheiten züchtigen und Laster der verdienten Schmach übergeben, wo er gewaltig predigen und über seine Lehre das Volk sich entsetzen sollte, allerlei Vorwände erträumet, warum er glimpflich verfahren und um der Schwachen willen dergleichen Gegenstände gar nicht berühren dürfe, — wo er mit Verschmähung eitler Gunst und schnöden Gewinnes auf eine gänzliche Wiedergeburt der Menschheit dringen und darauf bestehen sollte, daß auch nicht ein Tüttel vom Gesetze falle, nur um Weihrauch und Lobreden buhlt und die Klugen wohl merken lässet, er habe den Muth nicht, mit der Sprache herauszugehen, — ja, wo er dastehen sollte als der Mann der Kraft, entschieden und tapfer, geweihet durch heilige Begeisterung, mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk, *wenn er da lieber sein will als der Andren Einer*, wenn er da gute Miene zum bösen Spiele macht, wenn er da freundlich in die Welt hineinschauet, als ob Alles im Gleise der besten Ordnung sich befinde und statt im Strahle des christlichen Evangeliums die schlaffen, verwöhnten Gemüther erstarken zu lassen, noch schlaffer als sie selbst zu der Menge hinabsteigt; — — wie das hieße: Christum predigen? Es bleibt bei dem, was du sagst, trefflicher Paulus! Für das Wahre und Heilige streben wir, dagegen vermögen wir nichts. Wer, wie du, denkt, will zwar gern Allen Alles sein; aber er will es nicht dadurch sein, daß er sich und seine Sache *erniedrigt*, sondern dadurch, daß er die Welt zu dem, den er verkündigt, *hinaufzieht*. Er begehrt es, er mag es nicht, was ihm auf diesem Wege nicht werden kann. Ihm ist Alles, was dem Zeitalter zu gefallen der Lehre Jesu *abgedungen* wird — ihm ist ein jegliches Bemühen, die herrschende Frivolität, damit sie nur leidlich erscheine, zu übertünchen und das Hochgeweihete, damit es nur Eingang finde, ihr kläglich anzupassen, — *es ist ihm ein Greuel*. Extreme, von welchen ihrer Natur nach das Eine das Andere ausschließt, *können* ein Mal nicht vereinigt, es kann nach Jesu Ausspruch zwischen Gott und dem Mammon keine Annäherung bewirkt, — und folglich soll sie auch nicht *versucht* werden. Der Lehrer des christlichen Evangeliums soll es gar nicht verhehlen wollen, daß die Tendenz seines Amtes dem Charakter seiner Zeit e diametro entgegenstehe. Das Hohe *soll* nicht sein wie das Niedrige, und das Reine nicht wie das Befleckte.

Die Wahrheit soll ertönen laut und anklagend. Das Gefühl soll erwachen, der Mensch sei nichts, so lange er nicht von ganzer Seele religiös sei. Das Herz soll warm werden für Jesus. Der Geist der Welt soll erscheinen in seinem entsetzlichen Contraste gegen den Geist des Herrn; und Alle, so unsern Meister verkennen, so wie diejenigen, die ihn noch nicht recht kennen, sollen es hören und erfahren bei jeder Gelegenheit: nur in ihm wohne das wahrhaftige Leben, und einzig, welche sein göttlicher Geist treibt, können für Glieder gelten an dem Leibe dieses erhabenen Hauptes. Das sind die Grundsätze, welche der Verfasser überall vor Augen gehabt zu haben sich bewußt ist, das ist das Ziel, wohin er nicht durch trockne Zerlegung dürrer Begriffe und nicht durch breite, bloß auf den nüchternen Verstand berechnete Erörterungen, sondern durch den einfachen, klaren, herzlichen Erguß seines religiösen Gefühls und Glaubens zu gelangen strebt; darin besteht der Zweck, für welchen, wo er zu reden hat, er treulich aufbietet, was Fleiß und Kunst ihm gestatten." „Diese Demuth," sagt er an einem andern Orte (Ihr seid theuer erkauft), (später: Erk.) S. 32, „die, weit entfernt, das Ihre zu suchen und das Menschliche, nur Gotte dienen und Gott verherrlichen will, die man daher auch apostolischen Hochsinn nennen könnte, soll alle Lehrer der heiligen Kirche zieren. Nicht als Knechte der Menschen, sondern als Diener Christi und als Haushalter über Gottes Geheimnisse sollen sie auftreten. (1. Cor. 4, 1.) Sie sollen nicht, als seien sie Herren des Glaubens (2. Cor. 1, 24), die Erfindungen der eigenen Vernunft geltend machen, denn sie predigen nicht sich selbst, sondern Jesum Christum, daß Er der Herr sei (2. Cor. 4, 5). Sie sollen nicht unter der Vormundschaft irgend einer Partei oder Schule ihr Amt führen; vielmehr sollen sie mit dem Apostel bezeugen können: ich thue euch kund, liebe Brüder, daß das von mir gepredigte Evangelium nicht menschlich ist, indem ich es von keinem Menschen empfangen und gelernt habe, sondern durch die Offenbarung Jesu Christi (Gal. 1, 11 u. 12). Sie sollen nicht mit Rücksicht auf die Welt ihre Rede beherrschen, beschränken, bestechen lassen und mit Schmeichelworten umgehen, als gedächten sie nicht des Gottes, der die Herzen prüft (1. Thess. 2, 4, 5); aus Lauterkeit und als aus Gott, vor Gott, sollen sie reden in Christo (2. Cor. 2, 17); und wo Eigennutz oder Furcht sie befangen will, sich fragen: predige ich denn Menschen, oder Gott zu Dienst? Wenn ich den Menschen

gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht (Gal. 1, 10). Sie sollen nicht darauf ausgehen, einen Schwarm von Anhängern an ihre Person zu sammeln und ihrem Namen eine eitle Bedeutung zu geben; anerkennen soll Jeder müssen, es sei wahr, wenn sie mit Paulus sprechen: haben auch nicht Ehre gesucht von den Leuten, weder von euch, noch von andern (1. Thess. 2, 6). Sie sollen nicht zu blinder Nachbeterei ihre Zuhörer erniedrigen und ein sklavisches Hängen am Buchstaben bei denselben fördern wollen, denn sie sind nicht die über das Volk herrschen (1. Petr. 5, 3), noch weniger die den Geist auf Despotenart dämpfen (1. Thess. 5, 19); Träger sind sie des Lichts, das die Welt erleuchtet; Wecker der Schlummernden, die da verschlafen den schönen Glanz Gottes aus Zion. Und dürfen sie je als Knechte der Menschen betrachtet werden; so kann dieß nur in dem hohen und edlen Sinn statthaben, in welchem Paulus den Corinthern sagt: wir sind eure Knechte um Jesu willen (2. Cor. 4, 5)."

Die Predigt hat vor allen Dingen die Schrift auszulegen, der Prediger ist der Dolmetscher des Wortes Gottes. „Ueberhaupt," spricht Dräseke in der Widmung des ersten Bandes seiner Gemälde, „halte ich dafür, soll all unser Predigen mehr und mehr diese Gestalt gewinnen. Wir sollen Ausleger der Bibel im Geiste der Bibel sein, weiter sollen wir nichts zu sein begehren. Wer da fürchtet, dabei werde das Volk wenig Weide finden, die Predigt werde die Herzen nicht ansprechen, das Bedürfniß der Zeit werde unberücksichtigt bleiben: der kennt nicht den Geist der Offenbarung und weiß nicht, was es heißt: ihm Bahn machen in die Seelen der Menschen. Er ist reich, dieser Geist; er ist lebendig, mächtig, heilig und heilbringend. Er kann nicht anders als die Hörer, die er anhaucht, ergreifen und ihr Leben beleben. Ach! daß wir selbst, wir Lehrer, nur immer voller würden dieses Geistes: auch die Kirchen würden angefüllter sein mit begierigen Hörern; unser Wort wäre weise genug für die Weisen und einfältig genug für die Einfältigen; die Sucht nach bloßer Unterhaltung verschwände aus der Nähe christlicher Lehrstühle und Vertrauen und Erbauung nähmen wieder ihre Plätze ein; und in dem Maß, als unsre persönliche Kraft und Kunst in den Hintergrund zurückwiche, träte Christus mächtiger hervor, um das schwache Wort des Knechtes zu bekräftigen durch mitfolgende Zeichen." Das Brod des Lebens ist in dem Worte

Gottes da: „Es ist fertig zum Genusse; es darf nicht erst von Menschen, nach Menschen Weise und mit menschlicher Zuthat, zurechtgemacht werden;“ so lesen wir in Christus an das Geschlecht dieser Zeit (in der Folge bezeichnet: Geschl., nach der zweiten Auflage von 1819 benutzt), S. 84. „Die Lehrer haben nur zu sorgen, daß das Volk nehme, was Christus und seine Boten geben; daß es selbst nehme; daß es selbst zu nehmen geschickt werde; daß es wahrhaften Hunger nach himmlischer Befriedigung empfinden und geistig das Geistige erfassen, beurtheilen, würdigen, anwenden lerne. Mehr können die Lehrer nicht. Mehr sollen sie nicht. Mehr dürfen sie nicht. Ihr Werk ist vollbracht, wenn die ihnen anvertrauten Seelen in unmittelbare Berührung mit Christo gesetzt sind. Wollen sie mehr thun und mit der ewigen Wahrheit zugleich ihre wandelbaren persönlichen Ansichten von diesem oder jenem Glaubenssatze den Hörern aufdrängen: so mischen sie dem Süßteige des lauteren Gotteswortes ihren Sauerteig bei; wofür ihnen die Kirche keinen Dank wissen kann, wäre ihr Name noch so berühmt und ihr Anhang noch so mächtig.“ „Der evangelische Geistliche,“ so steht in der Vorrede zu diesen Predigten, „verkündiget immer nur Einen und Eines; er predigt Christum, den Heiland. Bringt er's bei frommen Hörern und Lesern dahin, daß man dieß fühlt, und über Christum, den Heiland, die ganze, unbedeutende und armselige Persönlichkeit des Knechtes vergisset: das ist sein höchster Triumph auf Erden.“

Klar und einleuchtend muß der Prediger sprechen. In dem Vorworte zu dem zweiten Theile der Predigten für Verehr. S. X ff. wird dieser Satz aufgestellt und begründet. „Gegründet aber und eine wahrhaft unerläßliche Forderung ist ohne Zweifel der: daß der Vortrag des christlichen Religionslehrers, der mündliche, wie der schriftliche, Allen einleuchte, für die er bestimmt ist. Zugleich steht unter den vielen schweren Aufgaben, welche das evangelische Lehramt zu lösen hat, eben diese mit oben an. Hier soll das Unsichtbare zum Anschauen aufgestellt, das Unaussprechliche in Worte gefaßt, das Unbegreifliche gedeutet, das Hohe, das Erhabene, das Unendliche, seiner Würde und Herrlichkeit unbeschadet, in den Kreis des endlichen, auf allen Seiten beschränkten Staubbewohners herabgezogen, — das Himmlische, das Geweihete soll dargeboten werden in irdischen Gefäßen und doch von seiner göttlichen Natur

dabei nicht einbüßen. Wie verschieden auch die Person des Lehrers sei von der Person des Zuhörers oder Lesers, und welch ein Abstand an Geist und Gefühl sie trenne; hier soll aus beiden Eine werden. In jedem Wort des Ersteren soll dieser sein Innerstes enthüllt und ausgesprochen finden mit überraschender Klarheit; er soll in das, was er vernimmt, wie in einen Spiegel schauen, der das treue, redende Bild seiner höheren Natur ihm vorhält; er soll es fühlen, der Standpunkt, auf welchen er hier versetzt wird, sei ein ganz anderer, als worauf die Menschen im Leben gewöhnlich stehen, und dennoch ihn anerkennen als den einzig würdigen und wahrhaften; er soll es bemerken, die Religion Jesu thue ihm eine Welt auf, die dem Sinnenwesen, als solchem, fremd sei, die seine gewohnten Maße verschmähe, die dem niederen Bedürfniß nicht zusage, die von seinen Alltags-Sorgen und Geschäften unendlich weit abliege — und dennoch sich innigst bewußt werden: eben dieses fremde Gebiet sei seine Heimath; da gehöre er zu Hause und sonst nirgend. Ist nun nicht das hellste Licht ausgegossen über unsere religiösen Vorträge; spricht jeder Gedanke, auch der zarteste, auch der erhabenste, sich nicht einfach und leicht aus, knüpft das Unbekannte nicht an das Bekannte und das Schwere nicht an das Leichte und das Himmlische nicht an das Irdische sich an; wird das Verständniß, ohnehin schon durch so manches gehindert, auch noch durch eine unbehülfliche, verworrene, fehlerhafte Darstellung, durch seltsame Sprünge des Witzes und der Phantasie, durch dunkle Andeutungen, durch schwerfällige Construktionen, durch sesquipedalische Worte, durch hohle, auf eitlen Klingklang berechnete Tiraden oder durch einen schleppenden, in endlosen Tautologieen sich verlierenden Styl unmöglich gemacht; — was wird der Erfolg sein?" „Herrsche denn," heißt es weiterhin, „in unserm Vortrage nur eine reine Sprache, damit das todte Wort an sich selbst schon von Jedem verstanden werde; sei er wohlgeordnet, damit es keinem Mühe mache, die Entwickelung der Gedanken zu verfolgen; fließe er dahin, hell wie ein Bach, dessen klare Fläche durch nichts getrübt wird, damit nirgend eine Störung eintrete und tief auf den Grund jedes Ausspruchs hin das andächtige Gemüth schauen möge; biete er das Heilige also dar, daß nicht eben, wer schon geneigt, gewöhnt, geübt, sondern selbst Jeder, der nur überhaupt fähig ist, einen stillen, erforschenden Blick in sein Inneres zu schlagen und über den Kreis

des Sichtbaren und Gemeinen Geist und Gefühl zu erheben, genöthigt werde, es zu empfangen; — dann leisten wir Allem, was uns in dieser Hinsicht wahrhaft obliegt, Genüge. Mehr kann nicht geschehen, auch ist es vergeblich, mehr zu wollen und zu versuchen."

Sehr bestimmt erklärt sich Dräseke gegen eine bestimmte Form, in welche alle Predigten hineingezwängt werden sollen: er fordert hier ganz entschieden Freiheit von jedem Zwange. Nicht jede Form ist jedem Prediger, ja nicht einmal eine Form ist allen Gegenständen angemessen. „Eine jede Form unsrer öffentlichen Vorträge," sagt er in der zuletzt erwähnten langen Vorrede, „wie beifallswerth an sich sie auch immer erfunden werden mag, hört auf, diesen Beifall zu verdienen, sobald sie eine stehende wird, ein Leisten gleichsam, über welchen die freie Betrachtung sich muß schlagen lassen. Denn nicht für jede Materie und jeden Zweck kann sie doch in demselben Grade angemessen erscheinen; und selbst dadurch, daß Hörer und Leser sich an sie gewöhnen, verliert sie schon." „Die Form auch dieser Vorträge, wie aller Predigten des Verfassers," rühmt er sich in der Vorrede zu dem zweiten Bande der letzten Schicksale (später mit Schick. bezeichnet), „widerspricht bald mehr bald minder dem Zwange der in den letzten Jahrzehenden vorherrschenden, aber abgelebten und zur Veraltung reifen Homiletik. Er macht ihnen daraus keinen Vorwurf, so wenig als Mancher darin eine Empfehlung für sie finden wird. Je mehr Amt und Leben des evangelischen Geistlichen ihm klar worden sind, er will es nicht leugnen, desto völliger und fröhlicher hat er von jenem Zwang sich losgemacht. Jetzt weiß er von keinem und keinerlei stehenden Leisten mehr, über welchen er das lebendige Wort der christlichen Offenbarungsurkunden schlagen müßte oder möchte. Und er wünscht sich alle Tage Glück zu dieser Freiheit, die weder regellos sich bewegen will, vielmehr die Regel, welche ihr durch ihren jedesmaligen Zweck gegeben wird, ehrt und beachtet; noch ein Deckel geheimer Blößen zu sein begehrt, indem Unvermögen, wo es ist, nicht verhüllt werden kann, und Nachlässigkeit, wo sie waltet, nicht bemäntelt werden soll. Welche aber, wie zuweilen geschieht, diese Weise, die er Niemandem abgeborgt, noch auch nach vorübergehender Laune selbst gemacht hat, eine Manier nennen, denen hat er nichts zu sagen. Er buhlt ebenso wenig um den Beifall irgend einer Schule, als er einen

Trotz begehrt sich selbst aufopfernder Nachahmer. **Pectus disertos nos faciat.**"

Auf Schönheit der Form legt Dräseke einen hohen Werth: der Prediger hat sich zu bemühen, seinen Vorträgen eine möglichst vollendete Form zu geben. „Mögen Sie, mein gütiger Freund," so lesen wir in der Widmung des zweiten Bandes der Gemälde, „in diesem meinem Paulus zu Philippi nun wieder erkennen, was Sie früher schon erkannt haben: daß ich weiter nichts weiß, als Jesum Christum, den Gekreuzigten, und Weiteres zu wissen, mir nicht einfallen lasse. Auch was mir Hauptsache sei: ob die Bibel? oder die Aesthetik? mögen Sie das durch gegenwärtige Schrift auf's Neue erfahren, Sie werden jedoch in ihr nicht minder, und ich wünsche das von Herzen, die Sorgfalt wiederfinden, die den güldenen Apfel in silberner Schale reichen möchte. Von dieser Sorgfalt binde ich mich so wenig los, daß ich nur fester mich an sie binde; und zwar aus dem dreifachen, übrigens sehr einfachen Grunde: weil, nur auf diese Weise, der Sache, die wir treiben, der Culturstufe, auf der wir mit den Zeitgenossen stehen, und dem Menschen, Gemeinden und Einzelnen, Hörern und Lesern, ihr Recht widerfährt, die wir ganz und gar, mit Sinn und Seele, zu gewinnen suchen sollen für das Reich Gottes, denen wir daher durch unsre Einladungen auch volle Genüge gewähren müssen, dergestalt und dermaßen, daß ihnen die Lust zu critisiren vergeht, die Lust aber selig zu werden ihr ganzes Wesen erfüllt." „In der Darstellung," führt Dräseke seine Gedanken in dem Vorwort vom Reiche Gottes (citirt als Reich) weiter aus, „muß mit jener Einfalt und Klarheit, welcher ein nachdenkensfähiger Mensch auch ohne höhere Bildung folgen kann, die Gründlichkeit und Tiefe verbunden sein, durch welche selbst der unterrichtete, der wissenschaftliche Kopf sich befriedigt fühlen muß, wenigstens zu eignem Weiterforschen den Schacht geöffnet und das Licht gegeben sieht." „Eine fünfunddreißigjährige Amtserfahrung," heißt es später, „konnte hinreichend sein, ihn (den Verfasser) zu belehren und je länger je völliger zu überzeugen: daß Einfachheit und Eleganz, Lebendigkeit und Ruhe, beide Geschwisterpaare genau verbunden, — wie denn ihre Natur sie keinesweges befeindet, vielmehr Eine zu der Andern gesellet und in der Gesellschaft bedinget, — im Vortrag evangelischer Wahrheit sich wechselseitig unterstützen müssen, wenn

in allen Seelenkräften das Gemüth angeregt, wenn der ganze Mensch, wie es Noth thut, eingenommen werden soll; daß aber namentlich zur Einfachheit, außer klarem Gedankengang und nicht überladenem, mit den Epitheten zumal ökonomisirenden Style, nichts gewisser gehört, als ein leichter, schlichter, unverschlungener Periodenbau. Der Leser, um nicht zu ermüden, bedarf dessen. Der Lehrer, um vorzutragen, der Hörer, um nachzufolgen, bedürfen dessen noch mehr." Aus der Vorrede zu Glaube, Liebe, Hoffnung, einem Handbüchlein der Christenlehre, hebe ich noch eine Stelle aus, in welcher Dräseke alle seine Forderungen hinsichtlich der Form zusammenfaßt. „Die Darstellung sei nicht zu hoch, und gleichwohl hoch genug für den erhabenen Gegenstand; nicht für die Gebildeten ohne Reiz, und doch auch auf die Schwächern berechnet; nicht deklamatorisch, und doch ergreifend, nicht geschmückt, und doch schön. Der Ausdruck sei reich, um anziehend, gehaltvoll, um nährend, bestimmt, um verständlich zu sein; ja, der einzige, wo möglich, für seinen Platz, um alle Mißdeutung auszuschließen. Der Periodenbau geselle zu Leichtigkeit, — Klarheit, und zu Einfachheit — Wohlklang. Jeder Satz erscheine, wie in sich selbst beschlossen, und stehe dennoch nicht isolirt da; es runde sich alles vielmehr in ein leicht übersehbares Ganzes. Eine Symmetrie endlich, die keinem entgehen kann und jedem wohlthut, präge sowohl auf Stellung als auf Einkleidung der Gedanken den Stempel der Nothwendigkeit; und eine sententiöse Sprache mache selbst die Worte dem Gedächtniß willkommen, geläufig und unvergeßlich."

Die Zeit, in welcher Dräseke auftrat, ist uns durch Reinhards und Theremins Schilderungen nach ihrem religiösen Charakter schon bekannt: sie erscheint auch bei diesem dritten großen Kanzelredner jener Tage mit keinem andern Angesicht. „Es gab eine Zeit, meine Brüder," so sagt er (Verehr. 1, in der Predigt über den Unglauben an eine vergeltende Ewigkeit), „wo der Glaube an wichtige Religionswahrheiten für etwas Hochheiliges gehalten, wo die Ueberzeugung besonders vom Dasein Gottes und von einer vergeltenden Ewigkeit als die Grundlage aller Weisheit und alles Lebensglücks betrachtet, wo derjenige, der dieselbe gleichwohl zu erschüttern versuchte, als ein höchst gefährliches Mitglied der Gesellschaft, von öffentlichen Aemtern und Ehren sofort ausgeschlossen wurde, wo folglich der Unglaube, wenn er auch hie oder da statt-

fand, sich in geheimes Dunkel zurückziehen mußte, und immer nur auf einzelne wenige Personen der höhern Classen sich einschränkte. Das hat sich sehr geändert. Man ist gleichgültiger dagegen geworden, ob und was die Welt glaube oder nicht. Man rechnet so leicht Niemandem seine Zweifel an religiöser Wahrheit mehr zu, auch wenn sie noch so frech geäußert würden. Schon will es dahin kommen, — und bei wie Vielen steht es auf diesem Punkte bereits lange! daß man selbst entschiedene Spötter und Verächter des Heiligsten, was die Menschheit hat, mit Beifall anhört; die Folgen davon leuchten ein und erstrecken sich auf das Ganze. Menschen, die Jenen gleichen, sind keine Seltenheit mehr. In allen Ständen, sogar unter dem Volke, vor Allem aber im Kreise der leichtsinnigen jüngern Welt, gibt es ihrer eine große Zahl. Keiner meint sich dessen noch schämen zu dürfen. Mancher trägt mit eiserner Stirn seine Gotteslästerungen recht eigentlich zur Schau."

Dieser Zeitströmung gegenüber nimmt Dräseke allerdings ganz entschieden seine Stellung: aber dieselbe ist von Haus aus eine ganz andere, als die, welche Reinhard und Theremin einnahmen. Diese Beiden betrachteten sich von Anfang an als die Sachwalter der angefeindeten und angegriffenen Offenbarung, sie stehen da, Kelle und Schwert in den Händen, als Bauleute an dem Heiligthum Gottes: Dräseke sieht in jenen Leugnungen nicht sowohl ein Attentat gegen die Offenbarung, als ein Attentat gegen die Religion überhaupt und insbesondere gegen den wahren Begriff von Mensch und Menschheit, denn er kann sich keinen Menschen, keine Menschheit denken ohne diesen Blick gen Himmel. Er sieht den Menschen, wenn ihm die Religion genommen ist, zum Thiere werden: Religiosität und Humanität sind ein und dasselbe, das Christenthum insbesondere ist die reinste, höchste Erscheinung des wahrhaft Menschlichen: er ist ein Priester des christlichen Heiligthums, weil er ein Priester der Idee der wahren Menschheit, des Humanismus ist. Ein Jeder bemerkt, daß Dräseke mit Herder seelenverwandt ist, daß er von diesem ideenreichen Förderer unserer Litteratur, mächtig ergriffen, seinen Ausgang genommen hat. Ein Unterschied tritt freilich schon im Anfange gleich zu Tage. Bei Herder gilt die Person nicht viel, sie ist ihm nur Träger einer Idee, die ganze Weltgeschichte mit ihren großen, concreten Persönlichkeiten löst sich in eine große, großartige Idee auf: bei Dräseke ist es anders, die Person hat bei ihm mehr Kraft und

Bedeutung, sie ist etwas an und für sich. Dieß bewirkt, daß bei ihm von Anfang an die Person Jesu Christi im Vordergrunde steht, daß sie der Mittelpunkt seines Denkens und Redens ist. Freilich erscheint ihm Jesus Christus in sehr verschiedenartiger Gestaltung: erst als Lehrer, als Meister und Muster der Menschen, nach und nach nimmt aber der Rabbi aus Nazareth Abschied und der Gottmensch, der Mittler zwischen Gott und den Menschen tritt an seine Stelle. Dräseke ist auf seinem anfänglichen Standpunkte nicht stehen geblieben: er hat sich entwickelt, er ist aus dem Vorhofe der Heiden immer mehr und mehr dem Heiligthume unsres Glaubens nahe gekommen. Seine christologischen Anschauungen bilden den charakteristischen Unterschied dieser Wandlungen, dieser beiden sich scharf abgrenzenden Perioden: Hand in Hand geht mit diesem Fortschritte seiner Erkenntniß von Christus ein sehr auffallender Rückschritt in seiner Schätzung des natürlichen Menschen. Seine niedere Meinung von dem Herrn verschwindet und dafür hört auch seine hohe Meinung von dem Menschen auf, Beides bedingt sich nothwendig. Dräseke hat in Reich 3, 138 ein sehr wahres Wort gesprochen: „Nur allmälig," so lautet es, „wachsen wir in das Amt, das der Herr uns gegeben, hinauf, damit wir es erfüllen lernen. Ausfüllen können wir es nie." Er hat das an sich selbst erfahren: er ist in das Amt, welches Nichts wissen soll, als Christum den Gekreuzigten, hineingewachsen. Er selbst gibt über seine Entwicklung in der neunten Predigt des zweiten Jahrgangs über freie Texte, Thl. 1, die interessantesten Aufschlüsse. „Schon frühe," so sagt er, „stand Jesus als das Heiligste vor mir, das ich zu denken vermochte. Er war so gut, so rein, so treu, so voller Milde und Lindigkeit: das wußte ich von ihm. Etwas Größeres faßte meine Seele nicht. Ich konnte von Gott ihn nicht trennen. Ich hatte keinen Gott als ihn. Zu ihm betete ich. Ihm dankte ich. Von ihm erwartete ich jedes Glück. Vor ihm warf ich mich nieder, wenn ich beschämt oder traurig war. Daß man uneinig darüber sei, ob Jesus für Gottes Sohn oder für einen bloßen Menschen gehalten werden müsse, das hörte ich oftmals; aber wie ein leerer Schall flogen mir die Worte vorbei; ich verstand sie nicht. Ich dachte nichts bei ihnen. Ich hatte genug, wenn ich den Unnennbaren sahe, wie eine Mutterhenne, mit ausgebreiteten Flügeln, deckend, schützend, vertheidigend, die Menschen aller Länder um ihn gesammelt und erwärmt von seiner

Liebe, wie die hülflosen Küchlein. Die Periode des Verstandes kam. Der Verstand will Alles begreifen. Was er begreifen nicht kann, wirft er weg. So wollte ich Den begreifen, den ich bisher nur bewundert hatte und mit Ehrfurcht geliebt. Gott in Menschengestalt war nicht zu begreifen. Ein Mensch dagegen, von Gott erleuchtet und geheiligt, zu großen Dingen bestimmt und mit großen Kräften begabt, empfahl sich vor jenem durch Begreiflichkeit. Ich neigte zu diesem mich hin. Das Streiten über die Person Christi gewann für mich ein hohes Interesse. Da las ich unsere Textworte, die ich bis dahin, bei einer sehr unvollständigen, ja nicht einmal nothdürftigen Bekanntschaft mit der Bibel, entweder ganz übersehen, dieß weiß ich nicht genau mehr, oder doch nicht auffallend gefunden hatte. Ich las sie zum ersten Male und las sie mit unaussprechlichem Gefühl. Als ginge ihm ein nie geahntes Licht auf: so war dem Jüngling zu Muth. Weg mit allem Hin- und Herreden über Christum! rief's in mir. Hier ist die Entscheidung aus seinem eignen Munde. Was nennest du mich gut? Niemand ist gut, als der einige Gott. Hier schließt er ja offenbar von der Gottheit, von der einigen Gottheit sich aus. Hier will er nicht einmal ein Guter heißen. Hier weiset er zurück mit einer Bestimmtheit, die keinen Zweifel gestattet, jede Huldigung, welche über die Sphäre der Menschen ihn erheben will. — In der Folge erst half mir aus diesen Träumen zweierlei. Nicht mit einem Male, sondern allmälig. Ich lernte zuvörderst den Menschen kennen und des Menschen höchste Angelegenheit und dringendstes Bedürfniß. Ich überzeugte mich, daß dem nach einem klaren Blick in die Welt und nach Gewißheit über seine Bestimmung strebenden Geiste, so wie dem, nach Ruhe über seine Sünde und nach Freudigkeit unter allen Beschränkungen dieses Lebens, schmachtenden Herzen nicht geholfen werde oder werden könne durch menschliche Kraft. Der Mensch bedürfe, um endlich weise zu werden, eines untrüglichen Lehrers; so bedürfe er um endlich ruhig zu werden, eines heiligen Mittlers. Ein solcher Lehrer erhebe ihn über die Vorspiegelungen der Sinnlichkeit und über die Vorurtheile der Welt: ein solcher Mittler versöhne ihn mit dem Richter im Himmel und mit dem Ankläger im Herzen. Dieser Lehrer und Mittler könne nun aber nicht ein Mensch sein, wie die Andern; dann habe er jene Weisheit und Ruhe, auf die es ankomme, eben auch nicht. Dieser Lehrer und Mittler könne nur Gott Selbst auf irgend eine ihm

wohlgefällige Weise werden. Ich lernte zweitens die Bibel kennen und der Bibel Inhalt und Geist. Ich wurde inne, da sei diese eine, Gott wohlgefällige Weise dargelegt. Da finde sich die Anstalt des Heils gegründet. Da heiße es nicht bloß, da zeige und bewähre es sich: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber. Auf diesen deute da Alles. Für diesen geschehe Alles; durch diesen entwickele, erfülle, vollende sich Alles. In diesem ruhe und bestehe Alles. Er lebe immerdar, um zu regieren, zu vertreten, zu heiligen, zu segnen, die durch ihn zu Gott kommen. Je länger, desto mehr, und je mehr, desto genügender bildete sich nun in der Seele die neue Gestalt aus; bis mir geworden war aus Jesus von Nazareth, dem Zimmermann, Josephs Sohn, — der Eingeborene des Vaters, der durch das Licht seines Evangeliums, durch die Wunder seiner Werke, durch die Würde seines Beispiels, durch das Opfer seines Todes, durch den Glanz seiner Auferstehung, durch die Zeichen seiner Herrschaft, durch die ganze Fülle seiner Majestät, über Alles erhabene Heiland der Welt." Ich bemerke, daß dieser Predigtband 1818 herauskam: Dräsekes Freunde bemerkten den Umschlag seiner Ansichten schon etwas früher. Hanstein in Berlin machte ihm schon in einem Briefe vom 20. Januar 1817 freundschaftlich Vorhalt, daß er lasse „den geboren werden als Mensch, der das Universum erschaffen hat". (Denkmal der Liebe geweihet dem verewigten Propst Hanstein. Berlin 1821. S. 183.)

In jener ersten Periode tritt Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, hinter dem Vater der Welten (Verehr. 3, 451), dem Lenker der Welt (eb. 2, 388), dem Herrn der Welten (Hinweisungen auf das Eine, was Noth ist, fortan nur als Noth bezeichnet, S. 60), dem Alliebenden (Verehr. 2, 399), dem Allwaltenden (Deutschl. S. 1, 233) u. s. w. ganz zurück. Christus wird zwar ohne Bedenken auch der Sohn Gottes genannt, aber von einer wesentlichen Gottessohnschaft ist natürlich nicht die Rede, er wird mit Vorliebe der Edelste der Menschen (Vereh. 2, 239), der Erhabene (eb. 347), der Meister der Menschheit (eb. 3, 383) geheißen. Christus steht tief unter dem Vater. „Wie diejenigen unter seinen Landsleuten," erfahren wir Noth 169 f., „ihm Unrecht thaten, die ihm vorwarfen, er mache sich selbst zu einem Gott (Joh. 10, 33); so verließen auch jene die Kindlichkeit des lauteren und ungefärbten Glaubens an Jesus, den Sohn Gottes, die zwischen ihm und dem Allerhöchsten

selbst gar keinen Unterschied mehr wollten stattfinden lassen und zum Beispiel behaupteten, man könne mit dem völligsten Rechte sagen: Gott habe für uns am Kreuze geblutet, Gott sei wieder auferstanden von dem Todten und dergleichen mehr. In dem Drange, etwas recht Starkes zu sagen, sagten sie, wie es fast immer geschieht, etwas recht Ungereimtes. Nie auch hat der Heiland zu einer solchen Ansicht seiner Person Gelegenheit gegeben. Immer spricht er von der innigsten Gemeinschaft, von einem Einssein mit dem Vater (Joh. 10, 25—38); aber immer betrachtet er sich in dieser Verbindung als untergeordnet (Joh. 16, 28. 14, 28. Joh. 11, 40—42), als den, der ausgesandt sei, der Aufträge empfangen habe, der das Werk vollenden, der den Segen zum Werke von oben erwarten müsse. Ja, wie wenig er's dulden kann, daß man seinen Werth übersehe, und wie edelstolz er Allen, die an dem, was er gab, noch nicht genug hatten, betheuert: in ihm sei mehr denn Jonas und mehr denn Salomo (Matth. 12, 39 ff.): eben so stark und mit eben so auffallender Demuth, wies er die Huldigung eines Jünglings mit den Worten zurück: Was nennst du mich gut? Es ist Niemand gut, in höchstem Sinne, als der einzige Gott" (Mark. 10, 18). Christus ist nicht persönlich vor Abraham gewesen, sondern „im Plane Gottes" (Verehr, 1, 139) lediglich eine Auslegung, welche von dem Socinianer Samuel Crell entlehnt ist. Jesus hat (eb. 339) „für die Aufklärung und Veredlung der Menschheit allein und lebenslang gewirket und seine Verdienste um die Welt übertreffen Alles, was man zu ihrem Lobe könnte sagen wollen." In des Menschen Brust liegen die Keime zu allem Guten, Wahren, Schönen. „Wie die Pflanze sich nach dem Lichte kehrt und die Wurzel sich dahin wendet, wo nährender Stoff ist, und Alles, was athmend lebt, nach Luft schmachtet; so liegt Hinneigung zum Guten, als zu seinem eigenthümlichen Elemente, in des Menschen Seele (Verehr. 3, 127). „Der Mensch kann nur aus dem Staube sich emporschwingen, wenn er die Kräfte benutzt, die in ihm schlummern," so heißt es (Roth S. 336); „darum zeigt uns Jesus unsers Geistes hohe Anlage und unsers Lebens Würde und Bedeutung." Verbesserung, Veredelung, Bildung: das ist jetzt das Feldgeschrei, unter dem wir unfehlbar siegen. „O es soll besser werden," so spricht Dräseke Verehr. 1, 2 am ersten Jahrestag, „ruft es laut in unserm Innern. Wir wollen uns aufmachen, um das große,

hochheilige Geschäft unserer Veredelung mit bedeutenderem Eifer zu betreiben: klar und lebendig steht dieser Entschluß vor unsrer Seele da. Er ist das einzige Mittel, unsere Menschenwürde zu retten; darum fassen wir ihn alle. Er ist der einzige Weg, auf dem wir, weil wir noch hier sind, dem Verderben entrinnen, darum erneuern wir ihn ungesäumt." „Verbessern, Alles verbessern, ist das Element, darin wir leben," heißt es Roth S. 24. „Die Tugend der natürlichen Menschen," heißt es in den Schicks. 1. Thl. S. 8 in der zweiten Auflage in der Predigt über merkwürdige Gegensätze, „ihr seht es wohl, ist Naturgabe und deßhalb einseitig." — „Wir sollen im Angesichte des erhabenen Menschenmeisters, Christus, aus uns herausbilden alles Schöne, Vortreffliche, Löbliche, dessen die Menschennatur, eben in unserer Person, fähig ist." (S. 9.) Uns fehlt weiter nichts, dieses Thema behandelt eine ganze Predigt (Roth S. 371), als der Muth anzufangen. Christus will uns dazu Muth machen, sein Tod ist uns ein Vorbild und ein Siegel auf seine Lehre. Die Versöhnungslehre erscheint auf dieser Stufe flach und matt. Am Ausführlichsten hat sich Dräseke über sie in der Predigt: wir sind versöhnt mit Gott (letzte Schicks. 1, 233 f.) also ausgesprochen. „Wir müssen uns die Versöhnung, die durch Christum bewirkt ward, noch deutlicher vor Augen legen, als durch solche allgemeine Andeutung möglich ist. — Die Menschen gingen, verdüstert, in der Irre, wie Schafe ohne Hirten; erloschen war ihnen im Dunstkreise irdischer Lüste das Licht des Himmels. Jesus zündete es wieder an, verklärte das dunkle Leben, enthüllte den verborgenen Pfad und offenbarte den unbekannt gewordenen Gott. Er führte die Menschen zum Vater zurück durch seine Lehre. — Wie er lehrend das Licht verbreitete, so wandelte er im Lichte. Rein wie der Strahl der Wahrheit war sein Herz, war seine Sitte, kein Unrecht befleckte sein Verhalten und seine Lippe kein Betrug. Aus Liebe und in Liebe Gottes Willen zu thun an den Brüdern, darin bestand sein Tagwerk, darin seine Speise. Er führte die Menschen zum Vater zurück durch sein Beispiel. — Die Liebe ward geprüft und sie blieb treu. Sinnliche Lockungen traten in versuchender Gestalt zu ihm her und er wies sie von sich. Hindernisse und Gefahren thürmten sich drohend vor ihm auf und er ging muthig durch sie hin. Bitterkeiten und Schmerzen fielen verwundend auf allen Seiten ihn an und er besiegte sie als ein

Held. Er führte die Menschen zum Vater zurück durch seinen Leidensmuth. — Es mußte endlich der Beweis gegeben werden, daß ihm kein Opfer, welches der Vater auch fordern mochte, zu theuer sei, daß er ganz ihm gehöre, daß er für ihn nur lebe, wie in ihm, und wenn er nichts mehr darzubringen habe, als das Dasein auf Erden, daß er auch dieses in jedem Augenblicke darzubringen bereit stehe, und siehe! — er legte den Beweis ab. Er führte die Menschen zum Vater zurück durch seinen Tod."

Wer diesem Lehrer nicht folgen, wer sein Wort nicht hören will, begeht eine Sünde wider den heiligen Geist. „Ja, wisset es, die ihr Anhänger dieses Evangeliums sein wollt, — die Wahrheit verachten und den, der sie sagt, absichtlich nicht hören, das, das ist die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist, von der so Mancher durchaus falsche Begriffe hat. Eine andere Sünde wider den heiligen Geist gibt es nicht. Daß sie nicht vergeben werden kann, ist sonach weder eine willkürliche Anordnung Gottes, noch ein eitler Vorwand des erhabensten Menschenlehrers Jesus; es fließt aus ihrer Natur schon. Denn was für Mittel zum Heile und zur Seligkeit behält der doch übrig, der die Wahrheit, diese einzige Führerin zur Tugend, verschmäht? Keines, nicht Eines!!" (Verehr. 1, 141.) Eine solche Sünde wird Dräseke nicht denken können: der Herr wird nach ihm einen rein unmöglichen Fall hier ein Mal als einen möglichen setzen. Das gute Herz des edlen Menschen sollte sich dem Herrn und seinem Heil verschließen können? „O du herzliches, reines, ehrenvolles, dauerhaftes Gefühl, du Krone unsterblicher Seelen!" So heißt es im Schluß der ersten Predigt über die christliche Osterfreude (Verehr. Bd. 1, 351). „Und dir wäre unsre Brust nicht geöffnet? Er ist auferstanden, unser Lehrer, Freund und Heiland! Er ist auferstanden von der Marter alle! Und zur Freude über seinen Sieg, der unser Gewinn ist, zur Osterfreude, heilige Regung des Geistes Gottes, zu dir bedürfte es erst noch einer Aufforderung?"

Es versteht sich ganz von selbst, daß der Augapfel des evangelischen Bekenntnisses, die Gerechtigkeit, allein durch den Glauben, durch diese Schleier nicht hindurchdringen kann: er bleibt verhüllt. Der Mensch erwirbt sich durch seine guten Werke Verdienst bei Gott: das Gebet des Zöllners: Gott, sei mir Sünder gnädig! ist durchaus nicht empfehlenswerth. Dräseke sagt das so bestimmt als

möglich (Verehr. 3, 396). „Ist darum aber jener tiefbeschämte Sünder, der von Reumuth durchdrungen, an seine Brust schlägt und im Gefühle seiner Schuld nicht einmal die Augen aufheben will gen Himmel, — ist er das Musterbild der Menschheit und geht aller Ehrgeiz des Unsterblichen nicht weiter, als nur diesem zu gleichen? — Nie hört der Mensch auf zu bedürfen, nie darf er aufhören dieses ewigen Bedürfens sich bewußt zu sein. Es bleibt sein, so muß es auch seine Sprache bleiben: nicht, daß ich's schon ergriffen hätte! (Phil. 3, 12 f.) Aber eben deßhalb gibt es auch ohne unablässige Vervollkommnung, ohne regen Eifer für das Bessere, und ohne den Ernst, welcher der Heiligung nachjagt, keine wahre Demuth. Wo sie ist, da sprühet der Mensch: ich will gut sein! in tausend herrlichen Funken empor!"

Die Kirche, welche Dräseke in der hallischen Reformationsjubelfestpredigt von 1841 „eine orthopädische Anstalt der Menschenseelen" nennt, ist auf diesem Standpunkt ein moralischer Freistaat (Geschl. S. 13) und der Prediger hat vor allen Dingen Moral zu predigen, den Menschen zu veredeln, zu bilden: sehr bezeichnend trägt eine Predigt (Verehr. 5, 90) die Ueberschrift „die Verklärung der Tugend". Ja dieser Moralismus genügt vielfach noch nicht: es verknüpft sich mit ihm ein Naturalismus, welcher in Naturbetrachtungen sich ergeht, an welchem kaum noch eine Spur vom Christenthum zu finden ist. In der Predigt: den Kranken gebührt der Gesunden treue Sorgfalt (Verehr. 1), wird zuerst sichere Hülfe für die Kranken gefordert und gewarnt, ja nicht an Quacksalber sich zu wenden, sondern erfahrene Aerzte herbeizurufen. Dazu „ermuntert uns bereits unser Vortheil; verpflichtet uns die Religion; fordert uns laut auf die Stimme der Natur und des Gewissens." (S. 47.) Die Betrachtung über den Schlaf, welcher uns erscheint (S. 59) „als nothwendige Folge der Einrichtung unserer Natur, als lehrreiches Bild unserer Schwäche und Abhängigkeit; als treuer Spiegel unseres sittlichen Zustandes; als unschätzbare Wohlthat für alle Lebendigen; als des Todes freundlicher Bruder und ernster Verkündiger", ermangelt auch vollständig des christlichen Geistes: die Osterpredigt, welche uns zuruft: „in uns, neben uns, über uns erhalten wir die Lehre: wir sind unsterblich! In uns," durch das redende Gewissen; neben uns, durch den erwachenden Frühling; über uns, durch den gestirnten Himmel" (eb. 192), schlägt vielfach einen

hohen Ton an, aber die christliche Kanzel ist durch sie doch entweiht worden. Palmer und Sack urtheilen ganz richtig, daß auch die Predigten, welche zu Deutschlands Wiedergeburt gehalten sind, die rechte Linie vielfach überschreiten, indem die höchste vaterländische Sache niemals an die Stelle dessen gesetzt werden dürfe, was durch die Predigt der christlichen Gemeinde als Beruf und Ziel vorgehalten werden soll. Hier zeigt sich Dräseke in seiner ganzen Kraft. Sein Herz glüht von heiliger Vaterlandsliebe, seine Seele träumt von einer Wiedergeburt des ganzen Vaterlandes, von einer Vertilgung aller Sünde und Ungerechtigkeit im Herzen und im Wandel, bei Groß und Klein, bei Fürsten und Völkern. Er sieht eine große, neue Zeit heraufziehen. Für die Befreiung des Vaterlandes von seinen äußeren und inneren Feinden ist Gut und Blut einzusetzen und ist kein Opfer zu hoch. Ohne Nachsicht straft er die Fehler und Sünden: seine Worte sind mächtige Schläge, flammende Blitze! „In einen Hauptgedanken," sagt er selbst in der Vorrede, „lösen sie sich alle auf. Sie athmen, sie fordern: Liebe, Arbeit, Kampf, Aufopferung für's Vaterland und eine durch das Bewußtsein, es gelte einer guten Sache, begründete Zuversicht auf den Herrn Herrn!" Heilig ist der Zorn, unglaublich der Freimuth, auf das Höchste gespannt die Hoffnung des patriotischen Redners. „Möchtet ihr Alle, die ihr berufen seid, den Völkern voranzugehen," so ruft er laut aus, „dahin trachten, daß man bald mit Wahrheit zeugen könne: nun ist hier kein Knecht mehr. Wir sind eurer nicht müde, aber mündig möchten wir werden, um euch desto verständiger zu ehren. Wir begehren nicht eurer Leitung uns zu entziehen, aber das wissen wir, daß gute Fürsten, wie gute Erzieher ihr Hauptaugenmerk darauf richten, ihren Pflegebefohlenen immer entbehrlicher zu werden." (Deutschl. 2, 104.) Wir erstaunen nicht, wenn wir erfahren, daß die französischen Machthaber eine Abtheilung Soldaten aussandten, um den Prediger, welcher Freiheit von aller Zwingherrschaft so gewaltig predigte, gefangen zu nehmen — Dräseke entrann, sein Haus in Ratzeburg aber ward geplündert, und daß der Bundestag, als er von diesen Reden Kenntniß genommen hatte, dem Senate zu Bremen aufgab, entweder solche Predigten zu verhindern oder solchen Prediger zu entfernen. Dräseke blieb und beschloß seine patriotischen Predigten mit einer über Psalm 39, 10: Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun:

du wirst's wohl machen. Er sprach voll Mannesmuth und Manneszorn darin diese Worte: „Ich weiß, daß es Zustände der Welt gibt, wo der Mensch, weil seine Gedanken nicht weiter können, am besten thut, wenn er mit Nachdruck und ohne Aufhören sich selbst vorsingt und vorsagt: Ps. 39, 10. Warum sollen nun aber wieder Lehrer und Schriftsteller unter Vormundschaft treten, so doch von Gottes und Rechtswegen eben sie die Vormünder der Zeit sind? Gibt das Censorenamt die Schlüssel der Weisheit, bläst man die Sonne damit aus, daß man den Leuten die Augen verbindet? Ist mehr Ruhm und Ruhe beim Herrschen und Regieren? Ist es seliger, ist es sicherer, von Knechten als von Kindern geliebt zu werden?" Die Zeit, welche das nicht leisten konnte, was ihr in einer Predigt zu Pfingsten 1813 mit dem Hauptsatze: mit heiligem Geiste tauft die große Zeit: zugesonnen wurde, erfüllte Dräsekes und vieler Edlen Hoffnungen damals nicht. Er legte sie in seinen Predigten an das Geschlecht dieser Zeit selbst mit ergreifenden Worten zu den Todten. „Die Jahre," sagt er hier S. 72 f., „die unser Volk unter fremdem Joche durchseufzt hat, sind noch nicht verschmerzt. Die Wunden, welche der Befreiungskampf geschlagen, sind noch nicht geheilt. Die Trümmer, die Schutthaufen, die Greuel der Verwüstung, die Denkmale der Knechtschaft alle, so die Tyrannei hinterlassen, sind noch lange nicht ganz verschwunden. Und ach! die Gräber der gefallenen Opfer sind kaum bewachsen. — — — Siehe! da verhüllt sich von neuem das Vaterland. Ein furchtbar Mißtrauen steht, geharnischt, zwischen Volk und Fürsten, und schüttelt auf beide seine Schlangen. Der eine Theil sieht Verheißungen, welche als heiliger Dank für seltene Treue gegeben wurden, in lahme und halbe Erfüllung gehen; der andre sieht aufrührerische Rotten, wo nur unverabredetes Einverständniß die Gemüther verbindet, durch alle Provinzen und Stände schleichen. Hier bringt Einzelne das kühne Wort, das sie öffentlich geredet, um Amt und Freiheit; dort dürfen Neunhundert, die nichts als demüthige Bitten um Linderung des unerträglichen Elends an das landesväterliche Herz legen möchten, nicht einmal vortreten und ihr Anliegen aussprechen. Bald wähnt die Verblendung, ein Dolchstoß mache der Menschheit Luft und dem Völkerglück Bahn, bald läßt die Verzweiflung Haus und Hof dahinten und sucht fremde Welttheile, ob nicht diese das Stück Brod geben werden, das die Heimath versagt.

Was der Bürger geleistet, geduldet, geopfert, angestrebt, was er mit Freuden für geliebte Fürsten und für eine bessere Zukunft aufgeboten: es scheint Alles vergessen. Das Werk sollte für die Ewigkeit sein; und doch ist es wie untergegangen im Gedächtniß derer, denen es zu Schutz und Vollendung vertraut ward. Die neue Menschheit war ein schöner Traum; er ist vorüber. Das Recht, die Grundbedingung alles Heils, kann die Welt, weil sie das Unrecht liebt, nicht finden."

Dräseke gab in denselben Jahren, in welchen er seinen patriotischen Phantasien entsagte, auch seine christologischen Ansichten auf. Er bekennt schon in: der Fürst des Lebens und sein neues Reich: fortan kurz mit „Fürst" bezeichnet und nach der zweiten Auflage angezogen, S. 14 die wesentliche Gottessohnschaft Jesu Christi. „Jesus redet überhaupt in Ausdrücken von sich, die Alles, was einem bloßen Menschen ziemt, so weit hinter sich lassen, daß man sie im Munde eines solchen keineswegs billigen kann. »Ich bin der Weg und die Wahrheit; Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stürbe; und wer da lebet im Glauben an mich, der wird nimmermehr sterben. Ich bin kommen, daß sie das Leben und volle Gnüge haben sollen. Ehe denn Abraham ward, bin ich. Gleichwie der Vater das Leben hat in ihm selber, also hat er auch dem Sohn gegeben, das Leben zu haben in ihm selber. Ich und der Vater sind Eins. Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Der Vater richtet Niemand, alles Gericht hat er dem Sohn gegeben; auf daß Alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren, denn wer den Sohn nicht ehret, der ehret auch den Vater nicht, der ihn gesandt hat.« Diese und so viel ähnliche Betheurungen, die dem Heilande, nicht, wie im Fluge der Rede, entschlüpfen, sondern die er immer wiederholt und von deren Aufnahme bei den Seinen er ihr Heil abhängig macht: nehmet sie zusammen. Wahrlich, wer unser Alles in Einem sein will, unser Fels und Hort, der muß so von sich sagen können. Aber wenn das Bächlein sich blähen will zum Ocean, oder wenn die Tropfen, die das Kind schöpfte, für den Quell gelten wollen, — ohne Bild: wenn der Mensch, der Staubgeborene spricht: wer mich siehet, siehet den Vater; könnet ihr das achtungswerth finden? Könnet ihr davor niederfallen und anbeten? Stößt es euch nicht zurück und empört

euer Innerstes. Eitle Thoren, von dem Herrscherstuhl, auf dem sie saßen, geblendet, ließen als übermenschliche Wesen sich feiern; und wurden durch diesen Weihrauch zu Spott. Kein Weiser, so lange die Welt steht, hat sich dermaßen verkannt. Darum müsset ihr Christum entweder ganz annehmen, oder ganz verwerfen; entweder anbeten oder von Stund an verlassen. Ein Mittelweg ist nicht da. Es wäre denn der, daß ihr ganz und gar nicht denken wolltet, weder an ihn, noch über ihn. Er ist entweder Christus der Gottessohn, und gilt euch als solcher. Oder ihr macht ihn zu einem bloßen Menschen. Damit aber macht ihr ihn zu einem verwegenen Prahler." In den biblischen Gemälden spricht sich Dräseke in der fünften Predigt des dritten Theiles noch schärfer aus. „Der Sohn hat den Willen des Vaters," heißt es hier. „Der Sohn thut die Werke des Vaters. Der Sohn lebt das Leben des Vaters. Sohn und Vater, der Zahl nach zwei und im Begriffe verschieden für den betrachtenden Menschen: doch Eins in Sinn und Wesen, Geist und Kraft. Daher der Sohn selbst hat und doch bittet, selbst schafft und doch dankt, an Lazarus Grabe, ehe das Wunder geschehen ist, den Vater dafür preiset, und von einer Begebenheit, die noch im Werden stehet, redet, als wäre sie schon vollendet. Denn siehe! Er ist eben der Sohn! Das heißt, er ist Empfänger und Inhaber, Diener und Herrscher, Mensch und Gott." Vgl.: Reich 1, 81. Christus ist mehr als ein Lehrer, als ein Vorbild der Menschen. „Ich bin die Wahrheit! konnte keiner von ihnen sagen", so heißt es nun Reich 1, 110. „Jesus sagte es. In ihm, dem Ebenbilde des Unsichtbaren, war das vollkommenste Leben. Er war nicht Zeuge der Wahrheit, als einer fremden Macht, auf die er hinzuweisen gehabt hätte. Er war diese Macht selbst. Die Stellung zu ihm entschied daher über Wohl und Wehe, Rettung und Untergang." „Es ist schon oft gesagt," lesen wir in den in der Domkirche gehaltenen Predigten (von nun an kurzweg mit Dom citirt) S. 6, „und es kann nicht oft genug gesagt werden, daß Jesus nicht bloß auftrat, um Lehrer der Menschen zu sein und die Wahrheit zu verkündigen. Auch nicht bloß lebt, um Muster der Sitten zu sein und die Tugend zu empfehlen. Er sollte sein und wollte sein: Stifter eines neuen Bundes zwischen Gott und den Menschen, Gründer eines neuen Zustandes für sein Volk, wie für alle Völker. Die ersten Elemente des Christenthums kennt der nicht,

der dieß nicht weiß oder nicht von jenem unterscheidet." Niemand aber, der ein unreines Herz hat, kann die Herrlichkeit des Herrn erkennen. „Wer ist dieser Jesus von Nazareth?" So fragt Dräseke (Fürst 49.) „Christen! Namen nennen es nicht! Bilder zeichnen es nicht. Und ob sie es könnten: die Deutung des Namens und Bildes öffnet keiner, als wer den Schlüssel hat. Der Schlüssel heißt aber nicht Raisonnement, er heißt Gesinnung. Er heißt nicht heller Kopf. Er heißt reines Herz."

Die sittliche Kraft des Menschen ist gebrochen, mit seinem freien Willen ist es nichts. „So wie er erscheint, hat er gar keinen freien Willen. Seine Sinnlichkeit ist die einzige, bald offenbare, bald versteckte, immer rege, immer mächtige Triebfeder seines Thuns. Wonach ihn gelüstet, wovor ihn grauet, das macht ihn thätig, und wenn's ihn anwandelt, reißt es ihn fort. Zuweilen mißbilligt er diesen Zustand; aber er kann nicht hinaus. Er fühlt, daß es anders gehen sollte; aber er hat die Zügel verloren. Möge sogar die Gewalt seiner Lüste, seiner Leidenschaften, seiner Angewöhnungen nicht weniger unheilbringend sein, als sie groß ist: er widersetzt sich vergebens. Das Gute, das er will, das thut er nicht. Das Böse, das er nicht will, das thut er. Er steht unter der Natur." (Reich 3, 24.) Der Mensch kommt also nicht von Natur und auch nicht durch sich selbst zur Tugend. „Tugend wird nicht angeboren, wie liebenswürdige Eigenschaften; sie wird anerzogen durch den Geist. Tugend ist nicht Anstrich unsrer äußern Erscheinung; sie ist Ausfluß unsers innern, von Gott neugeschaffenen Lebens. Alle Tugend mithin ist im Grunde eine einzige und untheilbare, nämlich diejenige Gesinnung, welche in denen, die da glauben, Gott wirket." (Reich 2, 26.) Von Verdienst vor Gott kann demnach durchaus nicht die Rede sein. „Weg also mit uns, damit wir ihn gewinnen! Weg mit unserem Leben, damit er unser Leben sei! Weg mit unseren Verdiensten, damit er unser Verdienst werde!" So ruft er nun laut aus (Reich 1, 353). „Hast du nicht oft mit leiblicher Uebung das Geistliche erzwingen, nicht durch Kunst und List, Macht und Gewalt das Himmelreich an dich reißen wollen?" So fragt er (Reich 2, 9). „Statt dessen haben solche Versuche, mit aller selbstgeschaffnen Pein, das Ziel entfernt, dem sie dich nähern sollten. Dir selbst wolltest du das Reich verdanken; es sollte die Frucht deiner Anstrengungen sein, wenn nur dein Kampf gegen

Fleisch und Blut, Welt und Wahn recht heftig wäre, meintest du, da könne es nicht fehlen. Statt dessen machtest du die Erfahrung, daß sich auf diese Weise das Leben wohl trüben, aber nicht verklären, das Herz wohl verwunden, aber nicht bessern lasse, vielmehr während der eine Feind, auf den es abgesehen ist, aus der Brust verjagt werde, sieben andre, die ärger, denn er sind, hereinstürmen. So sahest du: zum Laufen helfe nicht schnell sein, zum Siegen nicht stark sein; und wie aus eigenem Mittel der Mensch seiner Länge keine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorge, so ziehe er mit eigner Kraft in seinen Staub keinen Himmel herab, ob er gleich den Himmel bestürme. Nur die demüthige Weisheit, das wurdest du gewahr, sie, die da horche, wo Gott redet, die da folge, wo Gott ruft, die da nehme, wo Gott gibt, die da schweige, wo Gott versagt, sie thun den Ausschlag. Mehr als an allem Wollen oder Nichtwollen des Menschen liege an Gottes Erbarmen. Ist das dein Werk, daß es so ist, und daß du wider Wollen erkennen und bekennen mußt, es sei so? Es war deines Vaters Wohlgefallen, dir das Reich zu geben."

Ist so Dräsekes theologische Anschauung auch eine ganz andere geworden, so bleibt er sich doch in dieser späteren Periode darin gleich und treu, daß er bei dem Herrn mehr das, was er für uns gethan hat, als das, was er für uns gelitten hat, betont, und daß er auch jetzt noch weder ein Rationalist, noch ein Supranaturalist, sondern ein über diesem Parteien stehender Verkündiger der Schriftlehre sein will. Wenn man von der Lektüre der Thereminschen Predigten zu diesem übergeht, so empfindet man dieses Zurücktreten des Kreuzes Christi auf das Tiefste. Während Theremins Sinne und Gedanken von dem Manne voller Schmerzen und Krankheit nicht loskommen und dadurch gerade seine Predigten einen unauslöschlichen Eindruck machen — verweilt Dräseke nur sehr selten unter dem Kreuze, es liegt ihm ganz weit ab, in das so schmerzensvolle, aber dadurch eben so segensüberschwängliche Geheimniß des Kreuzes Christi einzudringen. Das Kreuz Christi, ich scheue diesen starken Ausdruck nicht, fehlt in seinen früheren, wie in den späteren Predigten. Was er davon sagt, ist schwach. Hören wir ihn selbst. „Jesus," so heißt es (Dom S. 51), „hat Seelenleiden. Betrachtet ihn in diesem Zustande. — Welcher keine Sünde gethan, der Heilige Gottes, konnte nicht durch sich selbst in Seelenleiden gerathen. Er trägt die Sünden

der Menschen. Die Gefallenen und die nicht wieder aufstehen wollen vom Fall, ihre Blindheit, Unempfänglichkeit, Unbehülflichkeit, Sicherheit, Verwegenheit, Halsstarrigkeit, Verkehrtheit, Falschheit, Bosheit mit allem daraus von Anfang entsprungenen und je länger je mehr gesteigerten Jammer: diese Last trägt er. Mir hast du Arbeit gemacht in deinen Sünden und hast mir Mühe gemacht in deinen Missethaten. So steht gegenüber dem Menschengeschlechte des Menschen Sohn, klagend, verklagend." „Nur ihn selbst hat der Fluch getroffen (ebenda S. 67). Denn für die Sünden zu Fluch geworden (Gal. 3, 13) als der Allerverachtetste und Unwertheste, so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg, — hängt er da am Holz des Fluches. So hat ihn die Weissagung vorgebildet. (Jesaj. 53, 2 ff.) So bildet ihn die Geschichte noch. Höret ihn klagen: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? — Bis dahin ließ ihm der Segensblick auf die Andern nicht Raum für die eigene Qual. Jetzt ergreift sie ihn. Noch ist die Verheißung des Paradieses nicht verklungen, als die Hölle des Verlassenseins von Gott ihre Schlünde öffnet und jene Klage ihm entreißt. — Wer kann die Worte ergründen? Sie verhüllen eine Tiefe, an welcher die Gedanken ausgehen. Noch weniger sind wir fähig mit dem Erlöser der Sünder zu fühlen, ihm nachzufühlen. Nur beiwohnen der unendlichen Marter können wir und während sie ihn vor unsern Augen tödtet, in unsren Herzen das Trauerlied anstimmen, das zugleich Lobgesang ist: fürwahr, er trug unsre Krankheit u. s. w."

In den Predigten: Christus an das Geschlecht dieser Zeit (86 f.) und in der Widmung des dritten Bandes seiner Gemälde spricht sich Dräseke am Klarsten über sein Verhältniß zu den beiden damals herrschenden Hauptrichtungen in der Theologie aus. Er warnt in der ersten Stelle vor dem Sauerteige der Pharisäer und Sadducäer. „Christen," sagt er dort. „Auch unsre Zeit hat ihre Pharisäer und Sadducäer. Hütet euch vor ihrem Sauerteige, dafern ihr Himmelsbrod essen wollt in der Wüste. Es gibt Gläubige, denen nur daran liegt, daß eine gewisse Form und Formel des Glaubens, nach ihrer besondern Ansicht, aufgefaßt, ausgesprochen, festgehalten, wie eine Grenzlinie zwischen die Menschen gezogen, in starrer Unveränderlichkeit durch alle Zeiten behauptet, auch als die allein seligmachende gegen den Andersdenkenden

vertheidigt werde. Das sind die Buchstäbler, die Pharisäer; die wollen keine Vernunft annehmen. Es gibt daneben solche, die nichts glauben mögen, als was begriffen werden kann; und in der Einbildung, Gottes Wort könne und dürfe Nichts enthalten, was der Mensch nicht von Natur ebenso gut wisse, ihre Vernunft zur höchsten Instanz in Sachen der evangelischen Lehre machen. Das sind die Klügler, die Sadducäer; die wollen keine Offenbarung annehmen. Noch einmal, wenn euch darum zu thun ist, daß ihr Himmelsbrod esset in der Wüste, unverfälschtes, unversäuertes Manna, hütet euch vor beiderlei Sauerteig." „Die Wahrheit suche ich," so bekennt er in jener Widmung dem Bischofe Eylert. „Und weil ich nicht glaube, daß sie in kirchlichen Sekten, noch in philosophischen Systemen, als solchen, zu finden sei, so kümmern mich Systeme und Sekten wenig. Zu keiner dogmatischen, noch homiletischen, antiken, noch modernen Fahne habe ich geschworen; ich folge keiner Partei und führe keine; hatte auch nicht einmal in den Jahren Gefallen daran, wo ein lebhaftes Gemüth sonst wohl Anwandlungen der Art bekommen kann. Jeder Partei aber, wie berühmt sie sei, wie verworfen, — möchte ich Gerechtigkeit widerfahren lassen, d. h. ich möchte von Allen lernen; was diese, was jene Schätzbares hat (und welche hätte nicht dergleichen?), ich möchte es mir aneignen, Alles prüfend, das Gute behaltend; selbst auf die Gefahr hin, es keiner einzigen recht zu machen, sondern wohl gar nun überhaupt für charakterlos zu gelten, weil es am Ende ein Geringes bleibt, von einem menschlichen Tage gerichtet zu werden, und allein seinem Herrn der Knecht stehet und fällt. So bin ich denn auch namentlich nicht Rationalist, wie es die Zeit nennt, noch Supranaturalist nach ihren schwankenden Bestimmungen: bitte Gott nur täglich, daß er vor Irrationalismus und Fanatismus mich in Gnaden bewahren wolle. Christum aber als den, der da ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben, erkennen und bekennen, auch, soweit er mir Kreis und Kraft gibt, verkündigen und dabei Niemand scheuen; darauf studire und stehe ich, und weiter begehre und mag ich nichts, weil mir mit gutem Gewissen doch weiter nichts werden kann." Gegen den Rationalismus macht Dräseke mit der Zeit immer mehr Front: er wirft ihm vor., daß er dem Worte Gottes gegenüber eine ganz falsche Stellung einnehme. „Wie das Reich von Gott ist," sagt er

(Reich 2, 24 f.), „kann auch das Wort vom Reich nur aus Gott sein. Erkennen wir dieß bei Aufnahme des Wortes, so gewinnt die Aufnahme den Charakter der Unbedingtheit; d. h.: es ist von Bedingungen, unter welchen die Aufnahme geschehen solle, nicht die Rede, weil was von Gott kommt, und als von ihm kommend erkannt wird, unter keiner Bedingung zurückgewiesen werden darf. Freilich hat der Mensch seine Vernunft, daß er Alles prüfe und das Gute behalte. Was sich aber eben seiner Vernunft, so wie es in seinen Kreis tritt, als göttlich beglaubigt, das gestattet ihm keine Frage mehr, ob er aufnehmen wolle oder nicht. Gleichwie vernünftigermaßen der Mensch keine Bedingung machen kann, unter welcher er der Sonne beim Sehen, des Aethers beim Athmen, sich bedienen wolle, indem das Sehen ohne Licht und das Athmen ohne Luft einmal nicht angeht: so kann er vernünftigermaßen sich nicht bedenken wollen, ob auch der göttlichen Offenbarung Vertrauen und der göttlichen Ordnung Gehorsam gebühre. Sobald die Vernunft nicht leugnen kann: dieß spricht Gott, dieß will Gott! steht ihr keine Wahl frei. Daher verlangt das Wort vom Reich Aufnahme, nicht unter Bedingungen, wie wenn es Menschenwort wäre, sondern ohne Bedingungen, weil es Gottes Wort ist. Und unsre Aufnahme des göttlichen Wortes ist erst, wie sie sein soll, wenn wir hören, weil Gott redet, thun, weil Gott gebeut, hoffen, weil Gott zusagt. Eine solche ehrerbietige, in vollkommener Unterwerfung sich ankündigende, von freudigster Zuversicht begleitete, Aufnahme ist der Glaube; welcher, weil er in dieser Gestalt des Menschen sich bemächtigt, den Menschen zugleich ermächtigt für große Dinge, und wie er beherrscht, wem er inwohnt, auch Niemand beherrschen kann, ohne ihn zum Herrn über Welt und Geschick, Sünd' und Tod zu machen." Er bleibt fest bei seinen Worten stehn und erklärt sich so z. E. Reich 1, 283 für einen persönlichen Teufel. Ein Supranaturalist ist Dräseke jeden Falls, wenn er sich auch unter diese Kategorie selbst nicht befassen mag. Er spricht nirgends gegen den Supranaturalismus, sondern nur gegen den beschränkten und Alles beschränkenden Confessionalismus. „Die Einheit der Gläubigen," sagt er in der Predigt: ein Hirt und eine Herde, „kann sich nicht kund geben, als gemeinschaftliches Halten auf Bekenntnisse über die himmlischen Dinge, von Menschenhand in Wort und Schrift gefaßt, — je mehr Bestimmungen durch

Worte, desto mehr Hader über Worte, — das Wort ist bald zu stumpf, bald zu spitz, bald zu weit, bald zu eng, — noch nie haben menschliche Erklärungen über göttliche Geheimnisse allgemeine Zustimmung erlangt oder dauerndes Einverständniß bewirkt." „Gewaltstreiche," sagt er (Geschlecht S. 17), „die aus der Kirche ein Gefängniß und aus des Glaubens heiligem Siegelring ein schmählich Halseisen machen, haben ächte Streiter Christi immer verabscheut. Das Himmelreich ist Sache der Ueberzeugung. Die Ueberzeugung ist Sache des Gewissens. Das Gewissen ist Sache der Freiheit."

Dräseke, welcher von Herder'schen Humanitätsideen, mit welchen Pelagianische Auffassungen naturnothwendig verbunden sind, ausgegangen war, ist sonach allmälig mehr in die Schrift hineingekommen und ein ganz entschiedener Offenbarungsgläubiger geworden. Seine in jugendlicher, phantastischer Begeisterung gehegten Ideale hat ihm die rauhe Wirklichkeit sämmtlich zertrümmert, aber je mehr sie zerrannen, desto schärfer, hehrer trat ihm das Bild Jesu Christi, des Gottmenschen, vor die Seele. Er gewinnt offenbar an christlichem Gehalt und Tiefe, aber darin bleibt er der alte Idealist, er will die ihm aufgegangenen neuen Anschauungen nicht begrifflich fixiren und formuliren. Er verschmäht deßhalb sowohl den Typus der evangelischen Bekenntnisse, als auch die Leisten der scholastischen und supranaturalistischen Dogmatik. Er will die Christenlehre unmittelbar aus der Quelle schöpfen und darbieten, was ihm aber nicht so gelingen kann, daß es allgemein befriedigte, denn ein Mal fehlt ihm die nur durch lebenslängliche Beschäftigung zu gewinnende Vertrautheit mit der Schrift, so wie die sinnende Versenkung in ihre Tiefen, und zum Andern gebricht ihm das Vermögen, was er gefunden hat, in feste, klarumrissene, bestimmte Formen hineinzugießen. Es hängt dieses mit seiner ganzen Geistesrichtung zusammen. Dräsekes Auge geht nicht sowohl nach Innen als nach Außen; sein Blick dringt nicht sowohl in die Tiefen der Gottheit und des Menschenherzens, als in die Breiten der Weltlage und des menschlichen Lebens. Er ist ein Prediger der That, aber er hebt nicht bei der innersten That, der Buße, an, sondern weist gleich hin auf die Thaten, welche in dem Hause, in dem Staate, in der Kirche zu thun sind. Reformiren will er, treffend weist er die offenbaren Schäden an allen Orten und Enden ohne die geringste Menschenfurcht nach, mit feurigen, vielfach mit flammenden Worten fordert

er auf, Hand anzulegen: aber er unterläßt es meist, an den Punkt hinzuführen, wo für den Menschen die göttlichen Kräfte hervorquellen. Er stellt Anforderungen, hohe, herrliche, gottwohlgefällige Anforderungen, aber setzt zu wenig in Stand, diesen Anforderungen zu genügen. Man sieht, der spätere Dräseke hat noch dieselbe Tendenz, als der frühere, wenn auch seine Glaubensüberzeugungen sich wesentlich geändert haben. Und wie seine Tendenz dieselbe geblieben ist, so hat er auch sein ganzes Leben hindurch seine Predigtweise, welche ihm Viele mit Unrecht als Manier ausgaben, beibehalten.

Allen seinen Predigten legt Dräseke einen Text unter: in der früheren Periode sagt er sich aber von der in der Kirche eingeführten Uebersetzung Luthers los — er trägt den Text in neuer Verdeutschung, nämlich in seiner eigenen, vor. Ich kann diese Uebertragung nicht loben, sie springt im Ganzen mit dem Texte sehr frei um und modernisirt gar zu sehr. In der späteren Periode kommt die lutherische Uebersetzung wieder zu Ehren und zu Recht. Texte aus dem Alten Testamente sind sehr selten: im Ganzen werden mehr Abschnitte aus den Evangelien als aus den Episteln behandelt. Die Perikopen binden nicht mehr, freie Texte, nach einem gewissen Gedankengange trefflich gewählt, kommen häufig vor. Dräseke nimmt öfters, wie Reich 1, 176, zwei Stellen der Schrift zum Texte, drei in der vierten Predigt über die Schicksale Bd. 1, „Petrus in drei Gestalten", ja gar über sechs hält er auch eine Predigt (Verehr. 4, 1). Er liebt es, über ganz kleine Abschnitte zu predigen — ich erinnere an seine Gemälde: er motivirt dieß in der Widmung des dritten Theiles also. „Es bestimmt mich bei jener Gewohnheit lediglich der Wunsch, denen, die mich hören, das Gotteswort in der Schrift bekannter, anziehender, wichtiger, fruchtbarer zu machen, und auf diese Weise das primum movens aller Entwickelung eines christlich-weisen, frommen, thätigen, zufriedenen Sinnes und Lebens, die Schrift! in regere Bewegung zu setzen. — Es erscheint da die allgemeine Wahrheit gleichsam individualisirt, mithin für die an Abstraktion nicht gewöhnte Menge anschaulicher, lebendiger, sprechender, ergreifender, und läßt sich, von dem vorstehenden Concret aus, leichter, theils in ihrer ewigen Gültigkeit für alle Fälle und Zeiten, theils mit den nöthigen Modificationen für verschiedene Fälle und Zeiten nachweisen." Oefters wendet er ein Wort der Schrift so

lange hin und her, daß es den Text zu mehreren Predigten hergibt: so ist das kurze Wort: selig, wer das Brod isset im Reiche Gottes, Luc. 14, 15 der Text zu den einleitenden vier Predigten in der Sammlung vom Reich Gottes. Zu dem Texte nimmt der Prediger nicht immer eine und dieselbe Stellung ein. In einer nicht geringen Anzahl von Predigten, vornehmlich während seiner ersten Periode, kommt das vorgetragene Schriftwort nicht zu seinem Rechte: es ist dem Redner nicht die Fundgrube seiner Gedanken, nicht der Schacht, in welchen er einfährt, um aus der Tiefe das edle Metall herauszufördern, das da unten in reicher Fülle noch auf den Tag seiner Auferstehung wartet, sondern nur der zufällige Punkt, an den er seine Rede anknüpft. Jene schon angeführte Osterpredigt: in uns, neben uns, über uns erhalten wir die Lehre, wir sind unsterblich: hat das erste Osterevangelium zum Texte; ein Jeder sieht hier auf den ersten Blick, daß der Festredner neben dem Textworte spazieren geht auf einem Gefilde, welches er sich nach seinem Gutdünken auserwählt hat. Wir besitzen aber auch eine beträchtliche Anzahl von Predigten, in welchen der Text auf eine gründliche, ausgiebige, geistreiche, geniale Weise benutzt wird und die Hauptgedanken dem Prediger eingibt; man ist oft ganz überrascht, mit welchem wahrhaft divinatorischen Blicke Dräseke ein Wort der heiligen Schrift in's Auge faßt und mit seinem Zauberstabe anrührt, und wie nun mit einem Male aus dieser Stelle, welche wie ein harter, wasserarmer Fels aussah, Ströme lebendigen Wassers hell und klar, lustig und unerschöpflich hevorrauschen. Wie ausgezeichnet ist in der zweiten Predigt der Gottesstadt die Ausnutzung und praktische Behandlung von Daniel 6, 10: wie meisterhaft holt er nicht in der Predigt bei der dritten Reformationsjubelfeier in Halle 1841 aus 2. Cor. 3, 17 hervor, was die Reformation an die Kirche zurückgab — das regierende Haupt, den Herrn; die belebende Seele, den Geist; den verklärenden Glanz, die Freiheit. Daß mit dem Schriftworte gelegentlich bloß ein geistreiches Spiel getrieben wird, kann ich nicht in Abrede stellen.

Jede Predigt Dräsekes bildet ein Ganzes, ist wie aus einem Gusse hervorgegangen, eine dicht geschlossene, schön abgerundete Einheit. Er hält es nicht für durchaus nothwendig, diese innere Einheit, diesen Mittelpunkt, von welchem alle seine Gedanken wie die Strahlen des Lichtes von der Sonne ausgehen, besonders anzugeben

und ein Thema aufzustellen. Es wundert uns dieß, denn Dräseke versteht sich in hohem Grade auf die Kunst, ein kurzes, spannendes, sententiöses Thema zu formiren. Seine Meisterschaft hat er schon glänzend in seiner ersten Predigtsammlung für denkende Verehrer Jesus bekundet und seine Ader hat sich in dieser Sammlung nicht erschöpft, sie ist ihm treu geblieben bis an das Ende. Ich hebe nur einzelne Themen aus der angezogenen Predigtsammlung heraus. Auch unsre Kinder sollen unsre Lehrer sein; Christen kommen nimmer vom Tempel; der ist nicht Christ, der nach Lohn für seine Tugend fragt; vom stillen Leben; das Christenthum ist die Muttersprache der Völker; die Völker jauchzen, wenn die Fürsten anbeten; Blicke in die Erziehungsgeschichte der Menschheit; es gibt kein rührenderes Zeugniß für des Heilandes Herrlichkeit als die Liebe der Sünder; wie oft wir über unser eigenes Glück erschrecken; Geringes ist die Wiege des Großen; Weihnachten das Fest unsrer Wiedergeburt.

Die Eingänge sind natürlich, je nach dem Tage, an welchem der Prediger auftritt, richtet sich der Ton, den er anschlägt: jubilirend heben die meisten Festpredigten an, bittere Klagen und schwere Anklagen des Geschlechtes seiner Zeit bahnen ihm öfters den Weg zu seinem Thema. Vielfach wird an einen früheren Vortrag erinnert, der Zusammenhang mit dem bisher Behandelten aufgedeckt: die Jahreszeit, die Zeit des Kirchenjahrs, ein Weltereigniß, eine allgemeine Erfahrung, ein Wort der Schrift u. s. w. schließt anderwärts die Pforte auf. Das Thema wird dann am Ende angedeutet und der Text verlesen: so ist die Gewohnheit, doch auch das findet Statt, daß der Text der Einleitung vorangesetzt wird. Meist tritt zwischen das ausgesprochene Thema und die Disposition noch ein Theil, ein Transitus, in welchem die Situation des Textes bei den historischen und der Zusammenhang bei den Lehrtexten klar gelegt wird: doch bindet sich, wie wir schon gehört haben, der Prediger an keine bestimmte Form, er mag von keinerlei homiletischem Leisten etwas wissen. Der Transitus fällt vielfach ganz fort: und jene Veranschaulichung der Textgeschichte und Darlegung des Textzusammenhangs findet vor dem Texte, wie z. B. Wiedergeburt 1, 106, ihren Platz.

Formale Dispositionen, also leere Schemata der Rede werden nicht vermieden. So wird die Predigt mit dem schon angeführten

Thema: den Kranken gebührt der Gesunden treue Sorgfalt, der Gestalt disponirt: „Worin die treue Sorgfalt, die der Gesunde seinen Kranken zu erweisen hat, bestehe, soll das Erste, warum sie diesen gebühre, das Zweite sein, was wir wohlmeinend überlegen wollen." (Verehr. 1, 32.) „Zweierlei gibt uns diese Forderung (der Mensch sollte wie der Zugvogel seine Zeit wissen, Jerem. 8, 7) zu betrachten: 1) Was sie bedeute, 2) worauf sie sich gründe." „Der Christ ist des Sabbaths Herr: 1) Wie sollen wir dieß verstehen, 2) wie sollen wir dieß anwenden?" (Beides im zweiten Band des zweiten Jahrgangs über freie Texte.) Gewöhnlich aber sind doch inhaltsvolle Dispositionen, mehrere von diesen sind zu reich an Theilen. Es gibt nämlich Predigten mit 6 Theilen, so ist das Thema: Es ist noch Raum da! in dem ersten Jahrgange Band 1 über freigewählte Abschnitte, so getheilt: es soll eine Aufforderung sein:

1) an die Armen, daß sie sich trösten;
2) an die Getrennten, daß sie sich sammeln;
3) an die Sünder, daß sie sich bessern;
4) an die Guten, daß sie sich hervorthun;
5) an die Verkannten, daß sie sich aufrichten;
6) an die Nachkommen, daß sie sich beruhigen über ihre scheinbare Zurücksetzung.

„Besonders auf sechs Hauptpunkte kommt es hiebei (bei der Ernährung der Menschheit) an" (Verehr. 3, 393). Ja eine Predigt mit sieben Theilen findet sich auch noch dort (5, 417). Die Haupttheile werden meist wieder in Unterabtheilungen zerspalten: diese weitere Zertheilung eines Redetheiles wird vielfach bei dem Eingang in denselben genau angegeben: so heißt es in dem zweiten Haupttheile der Predigt: „Geringes ist die Wiege des Großen": „es ist klar, daß die Bemerkung: in der Welt komme Großes aus Kleinem und Geringem, sehr wohlthätig für uns werden müsse, wenn sie nämlich, wie sie soll, uns antreibt:

auf das Leben vernünftig zu achten;
vor dem Herrn demüthig anzubeten;
unsre Würde richtig zu beurtheilen;
bei Recht und Pflicht muthig zu beharren;
unter allen Umständen freudig zu hoffen;
und durch ächt religiösen Sinn uns herrlich zu vollenden."

(Verehr. 3, 71.) Auffallend bleibt dabei, daß der Redner, welcher den einen Theil so scharf von vornherein für seine Zuhörer zergliedert, sich darüber hinaussetzt, die andern Haupttheile derselben Predigt mit einer ebenso orientirenden Uebersicht zu eröffnen. In der angezogenen Predigt soll der erste Theil ausführen, ob und wie der aufgestellte Hauptsatz durch noch mehrere Erfahrungen im Leben sich bestätige: der Redner fährt nicht hin und her, sondern er bestätigt die Wahrheit seiner Behauptung aus der sinnlichen Natur, aus dem innern Menschen, aus unsern Schicksalen, aus der Weltgeschichte, aus der Geschichte unserer Religion, aus dem ganzen Menschenleben, allein diese einzelnen Zeugen treten weder im Anfange noch zu Ende dieses Haupttheiles, was wir fest erwarten, Hand in Hand vor die Zuhörer, sondern ein Zeuge folgt dem andern auf dem Fuße nach, sie gehen hinter einander an uns vorüber und stehen nie neben und mit einander vor unsren Augen. Wir wissen, wie Reinhard sich um die Symmetrie der Unterabtheilungen der einzelnen Haupttheile abmühte: Dräseke hält eine solche Gleichheit, eine solche Uniformität für nebensächlich, für überflüssig. In der Predigt über die innere Gewißheit besteht der erste Haupttheil aus drei Untertheilen: „Dieselbe hat nur drei Hauptpunkte, welche sie umfaßt — unser Wesen, unsre Bestimmung, unser Schicksal.“ (Verehr. 5, 253.) Der zweite, welcher den wohlthätigen Einfluß dieser inneren Gewißheit zeigen will, führt aus: „Sie bringt Würde, Ordnung, Frieden, Stärke, Festigkeit und eine Menge der glücklichsten und glänzendsten Erfolge in unser Leben“ (ebd. 258) — hat also sechs Untertheile. Daß es Dräseke, wenn er es ein Mal will, trefflich versteht, nicht bloß eine äußere Symmetrie zwischen den einzelnen Theilen hinsichtlich der Untertheile, sondern selbst eine anmuthige Harmonie in der Ausführung der einzelnen Untertheile herzustellen, davon kann sich ein Jeder überzeugen, welcher z. B. seine vierte Adventspredigt aus dem Jahre 1817, besonders erschienen mit dem Titel: Die Wallfahrt in's Christfest, näher ansehen will. An der Ausarbeitung würde der strenge Kritiker, welcher in Reinhards Weise das Muster der Vollkommenheit verehrt, auch nicht ein Jota vermissen: hier ist die vollendetste Harmonie aller Theile und Theilchen und was das Beste ist, man hat nirgends das Gefühl, daß dazu große Kunst sei angewandt worden, Alles scheint sich so ganz von selbst gemacht und gestaltet zu haben.

Der Schluß ist meist ein Gebet, sei es ein Bitt-, sei es, wie an den hohen Festtagen, ein Dankgebet aus höherem Chore: öfters bleibt dieses freie Gebet fort und der Redner schließt, indem er eine Frage auf das Gewissen legt, oder zu einem Entschlusse anfeuert, oder den Inhalt seines Vortrags zusammenfaßt und versiegelt. Ueber die Länge der Predigten ist Dräseke nicht von seinen Zuhörern, — diesen predigte er nie zu lange, immer hörte er für sie zu frühe auf, — sondern von seinen Beurtheilern zur Rede gestellt worden. „Lang," so spricht er sich selbst in der Vorrede zum letzten Theile der Predigten für denkende Verehrer aus, „findet nicht nur diese, sondern alle seine Predigten der Verfasser selbst, wenn er mit manchen andern sie vergleicht. Er gibt aber gern jedesmal das zur Sache gehörende, damit, so viel an ihm liegt, Niemand unbefriedigt hinweggehe. Er ist es sich bewußt, dieß ohne willkürliche Abschweifungen zu thun. Er übt sich dabei immer mehr in einer gewissen Wortkargheit, wiefern dieselbe mit dem Begriff einer Predigt, mit der natürlichen Fülle frommer Ergießungen und mit der eigenthümlichen Beredsamkeit eines begeisterten Herzens sich vereinigen läßt. Vor Allem aber beruhigt es ihn, daß niemals seine Zuhörer, wie oft er auch, sich selbst nicht trauend, die Edleren darüber erforschte, ihm den Vorwurf machten, zu lange geredet, wohl aber den, zu frühe abgebrochen zu haben." Die älteren Predigten sind im Ganzen länger als die späteren; diese, wie z. B. die in dem Dom zu Magdeburg gehaltenen, gehen nirgends über das rechte Maß hinaus.

Mag Dräseke auch bisweilen recht lange, über eine Stunde, gesprochen haben, so konnte er doch nie zu lang, nie langweilig werden. Seine Art und Weise schloß dieses aus. Es ist ja wahr, der Redner verfängt sich öfters in das Netz eines Wortes und hat seine liebe Noth aus ihm wieder loszukommen; auch das ist nicht zu leugnen, daß der Redner bisweilen einen Gedanken zu weit ausspinnt und immer wieder neue Fäden zieht, ohne etwas wesentlich Neues zu sagen, das Alte kehrt nur in neuen Windungen und Wendungen wieder. Jene erste Untugend tritt am Meisten hervor und veranlaßt ihn zu Wortspielereien, welche, wie geistreich sie auch sein mögen, doch vielfach geziert und gekünstelt, gelegentlich wohl auch etwas abgeschmackt und unpassend erscheinen. Erträglich ist es ja noch, wenn wir ihn mit dem Wörtlein „hinein" spielen sehen,

wie (Geschl. S. 22): „Die Gewalt gebraucht haben, die sind in's Reich eingegangen. Als Glückliche haben sie sich hineingefreut. Als Leidende haben sie sich hineingeduldet. Als Krieger haben sie sich hineingestritten. Als Lehrer haben sie sich hineingepredigt. Als Menschenfreunde haben sie sich hineingesegnet. Als Märtyrer haben sie sich hineingeblutet. Hineingekommen sind sie, wie verschieden ihr Weg war.“ Unausstehlich ist mir in der Predigt über die Bruthenne im zweiten Jahrgange der Predigten über freigewählte Abschnitte das Gespiele mit dem Brüten. „Nur dahin kommen wir,“ heißt es hier, „daß wir dem Heilande brüten helfen können. O daß wir es thäten! Die Nothwendigkeit hievon ist immer gefühlt. Aber die Sache haben die Menschen oft nicht verstanden. Sie haben mehr erkennen wollen, als die Vernunft zuläßt; so haben sie sich zu Narren gebrütet! Sie haben mehr fühlen wollen, als das Herz verstattet, so haben sie sich zu Schwärmern und Enthusiasten gebrütet. Sie haben mehr leisten, dulden, ertragen wollen als das Evangelium fordert, so haben sie sich zu Frömmlingen, zu Kopfhängern, zu eingebildeten Heiligen, zu Mönchen und Nonnen gebrütet und eine Moral ausgeheckt, in welcher von evangelischem Geiste keine Spur war. So haben sie aus dem Leben das Leben weggebrütet und alles Brüten in Verruf gebracht. — Wie deine Sonne jetzt brütet über der Erde, die der Morgen- und Abendregen befeuchtet hat: so laß brüten über dem deutschen Volke seine großen Denktage, so laß brüten eine jede Andachtsstunde über den Schaaren, die zu deiner Anbetung sich versammeln.“ Allein diese zu lang ausgesponnenen Spielereien mit Worten und Gedanken sind am Ende nur die einzigen dunklen Punkte an dieser an dem Himmel der Predigt so hell strahlenden Sonne.

Vortrefflich versteht sich Dräseke darauf, an das Natürliche, Sinnliche anzuknüpfen, von dort nicht bloß den Ausgang seiner Rede, sondern auch veranschaulichende Bilder, erläuternde Beispiele zu entnehmen. Im Anfange erstickt der christliche Redner noch vielfach in den Armen dieses Naturelementes, er kann den Ausweg aus seinen Labyrinthen nach jenen Höhen nicht finden, wo alles Natürliche als etwas an und für sich Nichtiges und Eitles erblickt wird und nur in dem Lichte des Reiches Gottes erglänzt. Aber der Prediger des Evangeliums der Natur, welches ja noch lange

nicht das Evangelium des Materialismus, der gottlosen und gottleeren Welt ist, steht nur im Anfange auf der Kanzel und dem Prediger des Evangeliums von dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit kommt es nun trefflich zu Statten, daß ihm das Auge für die Natur im Großen und für das Natürliche und die natürlichen Verhältnisse bei dem Menschenkinde so geschärft worden ist. Jetzt hat er überall in der sichtbaren Gotteswelt Bild und Gleichniß, Symbol und Parabel für die unsichtbare Welt. Hat er vorher in den Fesseln des Natürlichen gelegen als ein Knecht, so beherrscht er nun dieses Gebiet mit Einsicht und Kraft. Schön ist es, wie in der ersten Predigt über: Ihr seid theuer erkauft, davon ausgegangen wird, wie theuer schon ein ganz gewöhnliches Menschenleben erkauft wird — unter welchen Schmerzen wird das Kind geboren, wie viele Mühe macht seine leibliche Ernährung, seine Geistes- und Herzensbildung u. s. w.! Wie theuer ist aber das Leben des Christenmenschen erst erkauft! Vgl. auch die vierte Predigt in diesem Bändchen, wo zuerst das Kleinod des Menschen von Natur, die Denkkraft und die Willenskraft, gepriesen, sofort aber ausgeführt wird, daß wir der Gnade noch weit mehr verdanken. Vortrefflich ist, wie er das Wort des Herrn: Werdet wie die Kindlein (Reich 1; 196 f.) auslegt, da er das Kind schon auf den Armen seiner Mutter scharf beobachtet hat. „Man spricht gewöhnlich von der Unschuld, dem Frohsinn, der Demuth, der Genügsamkeit der Kinder, als worin ihre Kindlichkeit sich offenbare. Das Alles aber trifft den Sinn unsers Herrn nicht in der Tiefe, wenn der Hauptpunkt unbeachtet bleibt. Suchet diesen! Achtet vor Allem auf das kleine Kind. Betrachtet das Kind, wie es nach der Mutter verlangt, wenn sie fern ist, die Aermchen ausstreckt, vielleicht bitter weint, oder wenn es schon reden kann, laut ruft. Es bedarf. Es hat nicht und kann nicht. Es fühlt dieß Nichthaben und Nichtkönnen. Die Mutter fehlt ihm. Mit ihr Alles. Ihr gebet ihm, was es gern hat, in die Hand. Ihr suchet ihm das Beste aus. Ihr bemühet euch, auf andere Gegenstände es abzuleiten. Umsonst. Ohne die Mutter hat Alles keinen Werth. Die Mutter kann ihm Nichts ersetzen. Die Mutter will es haben. Es sieht sie nicht. Aber es sucht sie. Es mag noch nicht im Stande sein, sie zu erkennen. Aber es versteht an sie zu glauben. — Wenn ihr euch nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so, daß ihr eben solch Gefühl eures eignen

Nichts und des allgemeinen Nichts ohne Gott, eben solch Verlangen zu Gott, eben solchen Durst nach Gott, nach dem lebendigen Gott, in euch wecket: da kommt ihr nicht in's Himmelreich. Je mehr ihr aber versinket in die Sehnsucht, die auf Erden Nichts stillen kann und vor Allem und in Allem nach Gott fragt: desto größer im Himmelreich werdet ihr sein. Betrachtet ferner das Kind, wie es der Mutter zulächelt, wenn es sie nun hat, wie fest es sie umschließt, und nicht lassen will, wie es dann wieder sie anschaut mit neuer Freude und wieder an ihrer Brust sich einsaugt oder in ihren Schoß sich birgt mit neuer Befriedigung, nun aber, weil es Alles hat, weiter nichts begehrt und ein ganzer Himmel voll Liebesgenüge aus jedem der Mutter begegnenden Blicke strahlt. Es redet nicht von diesem Himmel, aber es hat ihn und ist mitten darin. — Wenn ihr euch nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so, daß eben solch Wohlgefallen an Gott und eben solche Genüge in Gott bei euch entsteht, da kommt ihr nicht in's Himmelreich. Je mehr ihr aber von diesem Wohlgefallen und dieser Genüge erfüllt werdet und je völliger ihr lernet über Gott, was nicht Gottes ist, zu vergessen: desto größer im Himmelreich werdet ihr sein. Betrachtet hierauf das Kind, wie es an der Mutter aufhorcht, wenn sie zu ihm redet. Auch nicht eine Ahnung hat es davon, wie es ohne die Mutter etwas wissen oder am Worte der Mutter zweifeln könnte. Nur hören ist seine Sache. Es schauet dabei so lauschend und forschend in die Mutter hinein, als wollte es ihr die Worte, ehe sie noch auf die Lippen treten, aus den Augen lesen. Am glücklichsten wäre es, wenn die Mutter immerwährend erzählte. Es ist aber auch schon zufrieden, wenn es noch lange, nachdem die Erzählung aus ist, vor der Mutter stehen und sie darauf ansehen kann, wie sie doch so Herrliches wisse. — Wenn ihr euch nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so, daß eben solche Wißbegierde für die Mittheilungen Gottes und eben solch Zutrauen in sie und eben solcher Hochgenuß durch sie, und wo sie nicht weiter gehen, eben solch bescheidenes, schweigsames, frageloses Verharren bei ihnen euch auszeichnet, da kommt ihr nicht in's Himmelreich. Je mehr ihr es aber dahin bringet und je demüthiger durch Mißtraun in eigne Weisheit ihr werdet: desto größer im Himmelreich werdet ihr sein. Betrachtet endlich das Kind, wie es der Mutter folgt, wo sie geht und steht. Es fragt nicht, wohin?

Es sieht vielleicht, weil es dunkle Nacht ist, keine Hand vor Augen. Die Mutter aber ist da und leitet und schützt; das entscheidet Alles. Mit Entbehrungen auch nimmt es vorlieb um der Mutter willen. Sogar Krankheit und Schmerz, ja die gefahrvollsten Operationen erträgt es auf dem Mutterschoß und hemmt Thränen und Klagen, sobald sie spricht: weine nicht. — Wenn ihr euch nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so, daß eben solche Willigkeit Gott zu gehorchen und in Gott zu ruhen, eben solche Gewohnheit in allen Dingen mit Gott zu sein und keinen Augenblick ohne Gott leben zu können, eben solche Fertigkeit zu thun, was Gott fordert, und zu dulden, was Gott verhängt, bei euch zum Vorschein kommt: da gelangt ihr nicht in's Himmelreich. Je mehr ihr aber euch diese Unterwürfigkeit, diese Willenlosigkeit, diese Fähigkeit aneignet, den höchsten Willen zu verstehen und gegen jede Art Eigenwillen durchzusetzen: desto größer im Himmelreich werdet ihr sein. Bis hieher habt ihr das Kind betrachtet, als kleines Kind, in den Aeußrungen jener Kindlichkeit, welche die ersten Lebensjahre erscheinen lassen. Es ist nicht zu leugnen, dieses Bild ist besonders rührend. Hernach verwischt und verliert sich von seinen Zügen Manches, so wie Fleisch und Welt mächtiger werden und mächtiger einwirken."

Wie Dräseke hier das Bild des Herrn mit den Mitteln, welche seine feine Beobachtungsgabe ihm zur Verfügung stellt, ausmalt, so versteht er es auch meisterhaft, mit wenigen, scharfen, markigen Zügen die Scene, in welche uns die evangelischen Texte versetzen, uns vor die Augen zu rücken, daß wir diese ferne Vergangenheit als die allernächste Gegenwart schauen. „Versetzet euch in die Scene, Geliebte," so ruft er selbst (Geschl. S. 32) aus: und damit wir das können, so stellt er sich uns zur Seite und zeigt sie uns gerade von der Seite, auf die es in der Predigt abgesehen ist. Er versteht es trefflich, den Winken des Textes folgend, den Schauplatz einer Begebenheit, eine Handlung in ihrem näheren Detail darzustellen. Die letzten Schicksale sind reich an Schilderungen von Orten und Gegenden, so z. B. des Thales Josaphat, von Seelenzuständen, ich denke an Petri Fall, Maria Magdalena am Grabe des Auferstandenen, von Begebenheiten, vergleiche den Einzug in Jericho, den Auferstandenen am See Tiberias. Ich will nur zwei solcher Schilderungen auf biblischem Hintergrunde, die des Werks des barmherzigen Samariters und die des trostlosen Zustandes einer armen

Wittwe, hervorheben. Von dem Samariter heißt es (Verehr. 4, 167 und 175) also: „Kaum wird er des Elenden, der eines Helfers bedarf, gewahr, als auch schon der Entschluß: ich will es sein, seine Seele füllt. Er steigt von seinem Thiere herab. Er untersucht sorgsam des Unglücklichen Zustand. Der Anblick der Wunden, welche die Grausamkeit ihm geschlagen, regt das innigste Mitgefühl seiner Seele auf. Was kann ich, fragt er, hier thun? Er prüft seine Kräfte, seine Mittel. Wein hat er bei sich und Oel — ursprünglich dem eigenen Bedürfniß bestimmt — doch ein solches Herz kennt nur ein Hauptbedürfniß — zu lieben. Gern wendet er an, was er vermag, damit er die Wunden erst reinige, dann besänftige. Und nun verbindet er sie mit zarter Hand, hebt den Entkräfteten auf sein Thier, führt ihn langsam zur nächsten Herberge." — „Dort," heißt es an der zweiten Stelle, „knieet er neben dem Zerschlagenen und verbindet ihm die wunden Glieder. Jetzt hebt er ihn mit peinlicher Sorgfalt, daß er ihm doch nicht wehe thue, auf sein Thier. Nun geht er, behutsam führend, neben ihm dahin und möchte, wenn es nur der Zustand des Kranken gestattete, seine Schritte gern verdoppeln, um desto eher ihm ein sanftes Lager zu bereiten. Nach langer Sehnsucht erreicht er die Herberge. Hier ist des Geretteten Pflege sein einziges Tagewerk." Wie ergreifend weiß er nicht die traurige Lage einer armen Wittwe seinen Zuhörern vorzuführen! „Sie hat den Gatten verloren," sagt er (Noth 133 f.). „Wie viel liegt in diesen wenigen Worten! Wie viel, wenn sie mit allem Feuer zärtlicher Liebe an ihm hing, als an dem ersten, dem wichtigsten, dem gewünschtesten unter ihren irdischen Kleinodien! Wie viel, selbst ohne diese edle Leidenschaft, wenn er nur ihr Versorger, ihr Beschützer, ihr Rathgeber, ihr wohlmeinender Freund war, wenn sie den treuen Begleiter in ihm sah, an dessen Seite sie einen, vielleicht bedeutenden, Theil der Lebensreise, manchfach unterstützet, zurückgelegt! Wo sind nun diese Unterstützungen? Die Hand, die immer gab, die immer schuf und wirkte zu des Hauses Wohl, die immer abhalf jeglichem Bedürfniß, wo ist sie nun? Die ganze schöne, selige Vergangenheit, wo findet die Verlassene sie wieder? Betrachtet die Wittwe in ihrem Schmerz über diesen Verlust und in des Schmerzes ersten heftigen Ergießungen, — oder lasset schon manchen Frühling das Grab des längst Verblichenen umgrünt haben, und sehet sie nun, — wie das Gefühl des Alleinstehens im Leben

sie oft mit allem Wermuth unbefriedigter Sehnsucht füllt, — wie sie bei so manchem Vorfall, nach dem Rathe des erfahrenen Freundes sich umhört, aber sein Mund ist verschlossen auf ewig, — wie sie, so vielfältig belastet mit des Hausstandes Sorgen, den Gefährten sucht, der von der schwächeren Genossin die Bürde hinwegnehme oder doch sie mit ihr trage, aber ihn fortkeuchen muß ohne helfenden Begleiter, den mühevollen, vielbedornten Pfad, — wie sie, umblüht von ihren Kindern, dem Vater mittheilen möchte das Entzücken des Mutterherzens, die Wonne der Hoffnung und die Unruhe der Besorgniß, aber der Vater — schläft des Todes langen Schlummer und läßt mit ihren Wünschen und Thränen sie allein, — wie sie der Zeiten gedenkt, wo auch auf sie ein Strahl der Achtung fiel, die man dem Gatten zollte, und, was ihm anhing, mit gleicher Güte behandelte und gleicher Ehre theilhaftig ward, wie er; aber seit er die Augen schloß, hat Alles das aufgehört und Undankbare, um die er wesentliche Verdienste hatte, nehmen von seinen Hinterbliebenen weiter keine Kenntniß. In diesem Bilde, und es ist doch das ihrige, stellet euch die Wittwe vor, — werdet ihr es anschauen können ohne Theilnahme? Wird es euch möglich sein, das Auge von ihr abzuwenden ohne Gefühl?“ — Dräseke ist ein Meister im Beschreiben, im Schildern, im Vor- und Darstellen. Mag er nun ausführen, wie die Himmel die Ehre Gottes erzählen und die Veste seiner Hände Werk verkündet (Dom S. 93), oder wie wunderbar die Thiere auf dem Erdboden ernährt werden (Noth S. 111 f.), oder wie Gottes allwaltende Hand Alles wohlmacht (Verehr. 4, 127); mag er den Zustand der Erweckten (ebd. 5, 187), oder die Stille des Sonntags (ebd. 5, 124), oder die Macht des Zeitgeistes (Reich 3, 70), oder die Rückwirkung des Gebetes auf den Betenden (Verehr. 5, 104, Gottesst. S. 39) darstellen. — Bis an die Grenze des Erlaubten geht er öfters in seinen Schilderungen, doch überschreitet er dieselbe niemals, das Aeußerste hat er wohl in jener Predigt gethan mit dem Thema: Sie essen Alle und werden satt. „Ueberdieß sind auch die Mittel, welche die allernährende Mutter darbietet,“ heißt es hier Noth 111 f., „unbeschreiblich manchfach; und so macht sie es möglich, daß um einen Tisch her ohne Streit die verschiedenartigsten Pfleglinge sich sammeln können. Da hat jede Klasse der Geschöpfe ihre besondere Nahrung; diese ist in der unermeßlichen Vorrathskammer Gottes, wo nicht die einzige,

doch die hauptsächlichste, welche für sie passt; diese sucht sie daher. Hiedurch beeinträchtigt sie nun kein anderes Geschlecht der Lebendigen und sonach werden ihr von keinem ihre Ansprüche streitig gemacht, oder ihre Wünsche erschwert. Während hier eine Thiergattung die Lüfte durcheilt, ihren Unterhalt zu finden, durchrudert jene der Fluthen dunkles Reich. Andre Kreaturen ernährt des Baumes Stamm, andre die Wurzelfaser, andre die Rinde, andre das Blatt, andre der Blüthenkelch, andre die Frucht, noch andre der Kern. Dieses bedarf ungeheure Massen zu seiner Sättigung; für jenes hat ein Wassertropfen eine Welt voll Erquickungen. Dieses fordert ausgesuchtere Speisen; jenem genügen die schlechten Brosämchen, die dort verschmäht wurden. Wovon das Eine weggeht, das hebt das Andre bedächtig auf. Worauf das Eine nicht achtet, darin findet ein Anderes eine Kostbarkeit; und Speisen sogar, die ihren Kreislauf schon machten, und ihre feineren Nahrungsstoffe bereits abgaben zur Vermehrung und Erhaltung des Lebens, müssen, auch in dieser verächtlichen Gestalt, noch vielleicht eine Schaar geringerer Geschöpfe sättigen." Wie aus dem Leben herausgegriffen ist die Schilderung der Erweckten (Verehr. 5, 187)! „Welch ein Anblick! Wenn da viel Volks bei einander ist; wenn die Vorhöfe Gottes die Menge kaum fassen können, die zu ihnen herbeidrängte, wenn von tausend andächtigen Lippen ein Wonnelaut, ein Jubel des Danks, ein demüthiges Bekenntniß, ein heiliger Entschluß strömt, und Aller Mienen verklärt sind von des Herzens schöner Begeisterung! O, da ist es aufgegangen, das göttliche Wort! Da steht es in Hoffnung! Ein Gotteshaus voll tiefgerührter Anbeter ist wie ein segenreicher Frühlingsgarten; und ihre Augen voll frommer Thränen glänzen wie ein Blüthenflor im Thaue des Frühroths um dich her." Wie wahr und überzeugend wird die Macht des Zeitgeistes (Reich 3, 70 f.) geschildert! „Nicht minder bemerkenswerth, als, daß die Zeit der Zeitgeist hervorbringt und, man kann sagen, erzieht, ist die Kehrseite, daß den Zeitgeist wieder die Zeit bildet. Wie nämlich von einzelnen Menschen und Geschicken der Geist ausgeht in die Gesammtheit der Zeiterscheinungen und Zeitgenossen: so gehen wieder von dem Geist der Gesammtheit die Regungen aus, die auf das Einzelne zurückwirken. Der Zeitgeist erweiset sich demnach als Kind der Welt und als Fürsten der Welt. In der Luft des Zeitgeistes wächst, wie in einem Treibhause, was an reifen und

unreifen Zeitfrüchten zum Vorschein kommt. An der Sonne des Zeitgeistes entfalten sich die Geheimnisse der Cabinette, die Lehrgebäude der Denker, die Methoden der Aerzte, die Reformen der Schulen. Durch den Einfluß des Zeitgeistes blühen und verblühen die alten und neuen Weisen auf dem Gebiete der Gesetzgebung, des Ackerbaus, des Handels, der Fabriken, der häuslichen Sitte, des geselligen Lebens. Was in die Mode und aus der Mode kommen, was zum Ton gehören und nicht gehören, was wohlgefallen und mißfallen, was gelten und nicht gelten soll: der Zeitgeist entscheidet darüber. Er ist der nimmerruhende Münzmeister, ohne dessen Gepräge nichts cursiren kann, mit dessen Stempel aber auch das Gehaltlose Glück macht. So gewaltig als er herrscht Nichts. Zwar wirkt vielerlei auf die Kinder der Zeit: das Land, das sie bewohnen; die Luft, die sie athmen; die Sprache, die sie reden. Aber mächtiger, als der Geist der Zeit, wirkt aus der Zeit her Nichts auf sie. Es empfindet daher auch diese Wirkung nicht die Menge allein, die sich in der Zeit verliert. Selbst Personen erfahren sie, welche durch Geistesgaben über ihrer Zeit stehen. Es theilen sie nicht bloß diejenigen, die gar kein eigenes Urtheil haben. Auch solche sind und bleiben ihr hingegeben, die ihr Inneres gern frei machten von aller Fremdartigkeit und Nichts so ernstlich anstreben, als dieß. Kurz! jeder Mensch, jedes Werk steht unter dem Einfluß seiner Zeit. Dieser Einfluß wird in der Nähe der Throne gefühlt und unter dem Strohdach der Bauernhütten. Alle Klassen, Stände, Alter, Gewerke, Künste, Wissenschaften, Leistungen, die edelsten, die gemeinsten: sie erfahren, sie zeugen von ihm. Es spürten ihn die Propheten, die Apostel. Auch Luther und seine Freunde. Auch die Reformation der Kirche. Auch die Abfassung der symbolischen Bücher. Auch die freiesten Kraftthaten selbstständiger Seelen. Sogar die *Religionen*, die doch von Allem, was im Laufe der Zeiten erscheint, am *Meisten* über die Zeit sich erheben, wenigstens erheben sollten. An *Allem* spürt sich in irgend einem Maße, auf irgend einer Seite der Geist der Zeit! Sehet da seine *Macht*." Nur noch zwei Stellen will ich aus der großen hiehergehörigen Menge ausheben, welche dadurch so interessant sind, daß man in der ersten den jungen, leicht etwas überschwänglichen Prediger, in der andern den älteren, abgeklärteren hört. „*Betend* verklärt sich der Mensch. Betend läßt er tief unter seinen Füßen alle Eitelkeit

und vergißt des Augenblicks kleine Sorgen und löset das Herz ab vom nichtigen Wunsche und lebt nur in großen Gedanken und tritt mit ihnen vor den Geist der Geister hin. Kennet ihr diese Gedanken, meine Brüder? Menschenbestimmung, Tugend, Brüderwohl, Gemeinnützlichkeit, Religion, Reich Jesu, Rückkehr in das Paradies der Unschuld, Ewigkeit und Weltgericht! Kennet ihr sie? Kennet ihr die Gedanken: Sieg, Frieden, Ehre, Nachruhm, Fürst und Vaterland und Freiheit und Gesetz?" Neben diese Stelle aus Verehr. 5, 104 setze ich diese Stelle aus der Gottesstadt (S. 39). „Im Gebet erheitert sich das umwölkte Auge, lüftet sich die gepreßte Brust, enthüllt sich zu fröhlichen Fernen die beklommene Gegenwart. Bald haben die Zerstreuungen der Welt, bald hat der Drang der Geschäfte, bald hat der Reiz des Wohllebens, bald hat die Heftigkeit des Schmerzens sich mitteneingedrängt zwischen uns und die Gottesstadt; die Scheidewand muß weg. Offene Fenster nach Jerusalem braucht die Seele. Betet! Betet! Der Kerker geht auf. Die Luft wird rein. Ihr sehet das Ziel, und den Weg wisset ihr auch."

Dräseke will aber in seinen Predigten nicht bloß durch derlei Schilderungen den Gegenstand seiner Rede veranschaulichen; er geht gerne tiefer. Dieß bekundet sich bei ihm darin, daß er ein Mal immer große Neigung verspürt, den Text exegetisch zu behandeln. Er hat sich in seinen späteren Jahren tüchtig mit der Schrift beschäftigt, er hat sie nicht bloß durchlesen, sondern mit allen exegetischen Hülfsmitteln, welche seine Zeit ihm bot, durcharbeitet. Ich habe früher schon bei der Besprechung seines dogmatischen Standpunktes darauf aufmerksam gemacht, daß ihm die socinianischen Schriftausleger, wie S. Crell, nicht unbekannt waren. In der Predigt: „Die Wallfahrt in's Christfest", kann er es nicht unterlassen, die verschiedenen Ansichten über den Stern, welchen die Weisen im Morgenlande gesehen hatten, anzugeben. „Ueber den Stern jener morgenländischen, vermuthlich arabischen, Seher, haben die Ausleger alle Zeit verschieden geurtheilt. Manche haben behauptet, aus einer damaligen Stellung der Gestirne sei, nach astrologischen Meinungen, die Geburt eines ausgezeichneten Königs abgeleitet. Andere, wie schon ein berühmter Kirchenvater, Origenes, haben an einen, gerade zu der Zeit erschienenen, Kometen gedacht. Noch Andere lassen eine glänzende Lufterscheinung die Führerin jener drei Männer sein."

(S. 10.) „Man hat darin einen verschiedenen Sinn gefunden,“ so bemerkt er (Geschl. S. 42 f.) zu den Worten: und die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern. „Zuweilen hat man's für Spott genommen. Entweder so: Johannes ist nicht der Rechte. Auch der Menschensohn ist's nicht. Gewiß, ihr verstehet euch darauf. Die Zeit ist gekommen, daß die Weisheit wieder in die Schule muß, und die Kinder klüger, als ihre Lehrer sind. — Oder so: ihr wollet die Erwählten sein, denen die Erkenntniß des Heils zunächst gehört; die Inhaber alles bessern Wissens, im Gegensatz der blinden Heiden, die noch begraben liegen in Finsterniß und Schatten des Todes. Ganz recht: man sieht es. So treffend, wie von euch, kann die Weisheit nur von ihren Kindern gewürdigt werden; von denen, die in der Weisheit Schoß geboren und erzogen, und, wie mit einer Familiensache, mit den göttlichen Dingen vertraut sind. Besser jedoch, man sucht hier keinen ironischen Geist. Dann erscheint der Satz folgendermaßen. — Entweder so: ihr gehabt euch wie Kinder, an denen die Spielgesellen vergebens Kunst und Witz versuchen; auf Nichts lasset ihr euch ein. Boten über Boten kommen vom Vater, an Allen wisset ihr etwas auszusetzen. Doch die Weisheit rechtfertigt sich selber. Wie die Welt sie mißkenne, ihre Zöglinge mißkennen sie nicht. Diese sind von oben her, wie die Mutter. — Oder so: doch nur an ihren Kindern zeigt die Weisheit, was sie vermag; an denen allein, von welchen sie gewürdigt und angewendet wird, bewährt sie sich als eine Gesegnete des Himmels. Diese Auslegung paßt zum Ganzen am besten.“ Daß Dräseke mit seiner Auslegung nicht immer das Richtige getroffen hat, ist bekannt: so faßt er in dem ersten Verse des Evangeliums des Johannes ganz auf seine eigne Faust Gott als Subjekt und das Wort als Prädikat.

Wie Dräseke gern in die Tiefe des Schriftwortes eindringt, so sucht er auch gern die ursprüngliche Bedeutung des deutschen Wortes, welches er gebraucht, zu ermitteln. Er legt gern die Wurzeln eines Wortes bloß, er etymologisirt öfters in seinen Predigten. So bespricht er (Verehr. 2, 301) das Wort: die Heimsuchung. „Gesucht werden wir in solchen Augenblicken unsers Lebens, wie der Hirte sein verirrtes Schaf sucht, damit er es der lieben Herde wieder beigeselle. — Es ist ein Besuch in unsrer Heimath, dessen

der Herr Himmels und der Erde uns dann würdigt. Warum man dann aber immer mit dem Ausdruck Heimsuchung zunächst den Begriff von Leiden und Trübsalen zu verbinden gewöhnt sei, fragt ihr mich? Die Antwort beschämt uns Christen. Oft nahet der Vater sich dem bethörten Kinde; aber es wendet sich ab. Er klopft an, aber es will ihm nicht aufthun. Da muß er ihm denn zu fühlen geben sein Unrecht, muß mit strafender Hand ihm erscheinen, muß ihm sein Liebstes entziehen, muß mit Schmerzen und Gefahren es umringen, damit es sich wieder zu ihm wende." Hiermit hängt es zusammen, daß er den Sprachgebrauch untersucht und feststellt. So sagt er (Reich 3, 69): „In dem Begriffe: Zeitgeist, vereinigen sich die Begriffe: Zeit und Geist. Einfältig folgen wir dem Sprachgebrauch, indem wir unter der Zeit die Zeiterscheinungen und Zeitgenossen verstehen, und den Geist der Zeit, das in den Zeiterscheinungen und Zeitgenossen, als solchen, hervortretende, eigenthümlich-gemeinsame, Leben nennen." Gleiches geschieht (Verehr. 5, 51) mit dem Ausdruck Verklärung, (3, 184) mit dem Begriffe Abhärtung, welcher aus dem Gegensatz von hart und weich ganz schön herausgezogen wird. Weiter treibt ihn diese Lust, stammverwandte Worte gegen einander abzuwiegen und abzugrenzen: solcherlei synonymische Untersuchungen stellt er z. B. (Verehr. 4, 227 f.) mit den beiden Eigenschaftswörtern: sorgenfrei und sorgenlos an.

Auf scharfe Begriffsbestimmungen läßt sich Dräseke nicht gern ein: „dürre" Begriffe, abgezogene Begriffe, sind nichts für seinen lebendigen, Alles, was Leben hat, liebenden Geist. Es kommt deßhalb sehr häufig vor, daß er, statt das Wesen des Dinges, von dem er redet, mit dürren Worten zu sagen, uns dieses Ding in seiner Erscheinung, in seinen Erweisungen vor das Auge stellt. Er zeigt das lieber, wovon er reden will, als daß er sagt, was er meint: oder der Begriff genügt ihm nicht, er muß ihn durch Beispiele erläutern. So sagt er uns (Verehr. 5, 10 f.) nicht rund heraus, was das Zartgefühl ist, sondern gibt von ihm lieber Beispiele. „So gibt es überall," heißt es, „eine Grenze zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig. Man stößt an, wenn man diese Grenze überspringt. Und sie wahrzunehmen, ihre feinsten Linien zu entdecken, bei jeder vorkommenden Gelegenheit und in jedem eintretenden Verhältniß sie zu bemerken, und darum allemal auf der Stelle zu entscheiden, was

nun das Rechte, das dahin Gehörige sei, was geschehen müsse, was nicht, was zu sagen, was zu verschweigen, was zu tadeln, was zu dulden, worauf ein Gewicht zu legen, was unbemerkt zu lassen, ob zu bleiben, oder zu gehen sei, damit Keiner sich unangenehm durch uns berührt finde: das eben ist des Zartgefühls Natur und Wesen, das ist die Kunst, die es übt. Wollet ihr von der Art, wie es sich darlegt, der Beispiele noch mehr haben? Hier sind sie! Nur, wo soll man beginnen, wo enden? Du also verwaltest ein Geschäft, das mit größerer Mühe, als du wohl anfangs gedacht, verbunden ist; und die Menschen, für welche du arbeitest, schätzen dieß herzlich. Hast du nun Zartgefühl: so lässest du ihnen das Saure, Harte, Peinliche deiner Anstrengungen nie absichtlich in die Augen fallen, weil du ihnen dadurch drückend werden würdest. Du wirst beschenkt; und die Gabe, wie wohl gutmeinende Einfalt sie darreicht, ist dennoch nicht sehr passend für dich, vielleicht überall nicht brauchbar. Hast du nun Zartgefühl: so hältst du dein Urtheil über ihren Unwerth zurück, weil ein solches zu wehe thun müßte, und nimmst sie um des liebenden Gebers willen, freundlich an." Es folgen noch sechs weitere „Bilder", welche das Zartgefühl in den verschiedensten Lagen und Verhältnissen zeigen. Meistens erfindet der Redner die veranschaulichenden Beispiele selbst, gelegentlich aber entlehnt er sie aus den Schatzkammern der alten wie der neuen Zeit, aus der heiligen wie aus der profanen Geschichte. Um Gottes willen müssen wir Entsagung lernen und üben: „So verkauft," lesen wir Reich 2, 208 f., „jener Handelsmann in Lyon seine Habe für die Armen und legt mit der heiligen Schenkung einen Schatz in dem Himmel an. So entäußert sich jener Jüngling zu Jerusalem des schönen Haupthaars und hat nun einen Reiz zur Eitelkeit weniger. (Aus dem Talmud. Trakt. Nasir.) So wirft jener allzuglückliche Beherrscher von Samos, seinen Siegelring in's Meer und glaubt dadurch die Mächte, die ihn verderben könnten, entwaffnet zu haben."

Diese Lust an Beispielen ist mit der Freude verwandt, mit welcher Dräseke in seine Rede etwas Einschlagendes einwebt, das er in seiner Lektüre gefunden hat. Er freut sich, wenn er einen verwandten Gedanken bei einem Andern schon ausgesprochen findet; wenn er die Empfindung, welche seine Seele bewegt, in einem frommen Liede oder Verse ausströmen kann; wenn er durch eine treffende, schlagende Sentenz eines andern Mannes sein Wort bekräftigen,

oder auch nur an eine fremde Dichtung seines Herzens Meinung anschließen kann. Gesangbuchsliederverse durchziehen die Predigten Dräsekes vom Anfang bis an's Ende; er ist kein alterthümlicher Hymnologe, er stellt Gellert sehr hoch, auch Klopstock ist ihm sympathisch, auf den Urtext greift er nirgends zurück. In den früheren Predigten begegnen wir mehr solchen poetischen Ergüssen, als in den späteren; mehrfach greift der Prediger selbst in die Harfe. Schiller wird nirgends genannt, aber auf Denksprüche von ihm stoßen wir (Verehr. 4, 66. 5, 516). Ein Gedicht von Kosegarten, eine fromme Legende, ist (Geschl. 18) vollständig mitgetheilt. In den Predigten vom Reich (1, 202. 3, 305) begegnen wir alten Bekannten aus dem Cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius und (3, 235) einem Abschnitt aus „Meyer's Blättern für höhere Wahrheit".

In den früheren Predigten kam es Dräseke offenbar mehr als später darauf an, das fromme Gefühl zu erregen, zu reizen, zu spannen. Er betrachtet die Predigt nicht sowohl als einen Ruf zu dem Herrn, als eine angenehme Unterhaltung: er hielt damals das Herz des natürlichen Menschen schon für fromm, christlich. „Ueber den Schlaf," heißt es (Verehr. 1, 59) sehr bezeichnend, „wollen wir uns jetzt weiter unterhalten." „Wenn ich unsere Unterhaltung mit dem Satze eröffne, daß man die Wahrheit vielfältig nicht gern hört; so habe ich dabei die Erfahrung auf meiner Seite," so hebt die Lätarepredigt (ebd. S. 117) an. Er will durch seine gemüthliche, gefühlvolle, geistreiche Unterhaltung seine Zuhörer nicht bekehren, nicht verändern in dem Geiste ihres Gemüthes, sondern ihnen eine angenehme Stunde in dem Hause Gottes bereiten, einen Genuß, einen edlen Genuß allerdings verschaffen. „Die evangelische Geschichte," sagt er in der Predigt: Liebe zu Jesu in einer Reihe biblischer Gemälde (Verehr. 4, 2), „veranlaßt diese Behauptung, und wir wollen uns heute den Genuß schaffen, sie uns mit einzelnen Zügen zu belegen." „Heute, geliebte Brüder, wird uns dieser festliche Genuß dargeboten" — so lesen wir in der Verklärung der Tugend (Verehr. 5, 92). „Unsern Meister in wunderbarer Verklärung zeigt uns das Evangelium. O lasset uns nahen dem heiligen Berge, wo er mit seinen Jüngern verweilt. Lasset uns eilen, den schönen Anblick zu haben, der uns das Herz erhebe zu neuem Selbstgefühl, zu neuem Tugendfleiß." Dräseke will es

nun allerdings nicht bei der bloßen Gefühlserregung sein Bewenden haben lassen, das fromme Gefühl soll zu frommen Entschlüssen, zu frommen Thaten treiben: aber die Kraft der Rede zielt doch immer und immer auf das Gefühl. „Gott segne meine Worte!“ So sagt er (Verehr. 5, 362 f.) sehr charakteristisch. „Gott segne eure Aufmerksamkeit! Gott segne unsren Glauben mit neuer Kraft und neuen Ermunterungen! Gott gebe es uns allen, uns allen zu fühlen, daß wir Sein — und keines Andern sind! — Es geschehe also!“ In den späteren Predigten zeigt sich hier ein Fortschritt: den Schritt, das Gefühl dahinten zu lassen und auf den Verstand sich zu werfen, um durch ihn auf den Willen zu wirken, hat Dräseke nie gethan, er nimmt das Gefühl noch fort und fort in Anspruch, sucht es durch die Wärme seines Herzens, durch den vollen Erguß seiner Gefühle zu erwärmen und für sich und die Sache, die er führt, zu gewinnen, ist dieß aber geschehen, so dringt er mit dem Stachel seiner Worte auf den Willen gewaltig ein. Die falschen Ziele werden ihres schimmernden, blendenden Scheines entkleidet: das rechte Ziel wird klar vor die Augen gestellt, der rechte Weg sachkundig gewiesen und angefeuert, nach diesen hohen Zielen, welche er in dem Fürsten des Lebens und seinem neuen Reiche und in den höchsten Entwickelungen des Gottesreichs auf Erden schon vor der Hand gewiesen, dann aber zehn Jahre später in dem dreibändigen Predigtwerke: vom Reiche Gottes, tiefer begründet, sicherer gezeichnet und allseitiger entwickelt hat, mit allen Kräften zu ringen. In dem Vorworte zu der letzten Schrift, welche wie ein Lied im höhern Chore auf jene Präludien folgte, spricht sich Dräseke selbst über die Tendenz seiner Predigten jetzt aus und an dieser Tendenz hat er von da an getreulich bis an's Ende festgehalten. „Er wünschte, die angedeutete Schriftlehre, als die Hauptsache des Evangeliums, den Christen dieser Zeit aus der Schrift vorzuhalten; die dadurch in's Licht getretene Wahrheit als den Grund, auf welchem das Menschengeschlecht im Sinne des Apostels (1. Petr. 2, 1—10) erbauet werden soll, nachzuweisen und zu erweisen; zum Kampf endlich gegen Alles, was diesem Bau gewehret hat und noch wehrt, als zu ihrem Tagwerk alle Arbeiter im Weinberg Jesu zu erwecken und zu befeuern; in einer Periode zumal, wo auf allen Gebieten des Lebens, des niederen und höheren, des wissenschaftlichen und moralischen, die außerordentlichsten, die unerklärbarsten Er-

scheinungen sich drängen und in dem Gedräng zur Rettung des moralischen Gleichgewichtes die Seelen kein dringenderes Bedürfniß haben, als: die Idee des Gottesreichs festzuhalten, indem sie sie geltend machen.“ Darauf hat es der Prediger abgesehen: den Willen will er stärken, kräftigen, gründen; zu Thaten in dem eignen Herzen und Leben, in dem Handel und Wandel, in der Genossenschaft und Gesellschaft, in Stadt und Staat, in Haus und Schule, in Gemeinde und Kirche will er drängen.

Die sprachliche Darstellung dient diesem Zwecke. Wer Eindruck machen will, der muß mit Ausdruck reden: wer den Willen treffen und stacheln will, der muß schlagend, anziehend, packend sprechen. Welche Meisterschaft entfaltet Dräseke nach dieser Seite hin! Er ist ein in allen Künsten und Wissenschaften unterrichteter, wie auf allen Lebensgebieten bekannter, ein in alle Seelenstimmungen eingeweihter Mann. Sein Geist ist voll idealer Anschauungen, voll hoher Gefühle, voll tiefer, fruchtbarer Gedanken; seine Phantasie ist außerordentlich geschäftig und lebendig, sie findet überall sprechende Bilder, geistreiche Gleichnisse, sie haucht jedem Gegenstande den Odem des Lebens ein, sie taucht Alles, was ihr in die Hand kommt, in lebensfrische Farben, sie schwebelt und nebelt nicht, sondern bringt immer durchsichtige Bilder, klare Gestalten hervor. Dräseke gleicht einer elektrischen Batterie, welche so stark als nur möglich geladen ist und gern ihren feurigen Strom mittheilen und entladen möchte. Wo man ihn anrührt, da sprühen nur so die geistvollsten Gedanken, leuchtende, zündende Blitze nach allen Seiten hervor, da erfolgt ein kurzer, kräftiger, Mark und Bein durchbringender Schlag nach dem andern. Es hat fast den Anschein, als ob es ihm mehr Mühe und Arbeit gemacht hätte, seine Gedanken in Zaum und Zügel zu halten, als diese Gedanken hervorzubringen. Ich habe nirgends eine Mittheilung gefunden, wie dieser Redner an seinen Predigten gearbeitet hat, man bemerkt in ihnen Nichts, nicht ein Mal den Schatten, von der Studirlampe: ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, er hat außerordentlich leicht gearbeitet, Gedanken auf Gedanken schossen wie die Strahlen der aufgehenden Sonne von selbst hervor, ein Bild drängte das andre Bild und er hatte nur Maß zu halten, seine Produktionskraft zu regeln und zu ordnen, die Eingebungen seines eingeborenen Genius zu überwachen. Dieses elektrische Fluidum, welches alle Predigten Dräsekes durchdringt, und eine Alles elektri-

sirende Wirkung ausübte, verräth sich schon in der Darstellung durch die kurzen, knappen Sätze. Dieses Feuer läßt sich nicht so maßregeln und dämpfen, daß man es ungestraft durch die Züge und Röhren einer langen Periode hindurch leiten könnte: es duldet keine solche Fesseln. Es lodert in lauter kleinen, einzelnen Flämmchen auf. Und wie die Flamme des Feuers sich zuspitzt und in Gestalt von feurigen Zungen in die Höhe schlägt, so ist es auch mit diesen kurzen Sätzen, welche Dräseke liebt, sie sind allesammt zugespitzt. Wer kennt einen geistlichen Redner, welcher so pointirt, so sententiös, so geistreich gesprochen hätte, wie dieser? Ich will einige Beispiele dieser spruchartigen Redeweise, welche Spieße und Hörner hat, wie sie mir grade in den Wurf kommen, hersetzen. „Lebe, wie du glaubst. Sprich, wie du denkst. Handle, wie du empfindest. Wahrheit im Sinne, Wahrheit im Munde, Himmel im Herzen, Himmel im Thun.“ (Geschl. 22.) „Greife zu, wenn das Heil naht. Lasse den Retter ein, bei wem er anklopft. Die Gelegenheit flieht.“ (Ebd. 23.) „In dir muß sich das Reich bauen, wenn es zu dir kommen soll. Daß Andre sich verzehren, nützt dir nicht unmittelbar. Nach Gottes Ordnung soll Alles, im großen Weltdrama mitspielen und Keines bloß Zuschauer sein“ (36 f.). „Das Reine kann nur kommen von dem Reinen; und wer das Heil in seiner Brust nicht trägt, der kann es in die Welt nicht bringen“ (41). „Der Handel ist ein Abenteurer worden und der Gewerbfleiß ein Frohnknecht. Dort Seiltänzerei an Klippen und Abgründen, wildes Greifen in's Ungeheure, leichtfertig Wagspiel mit Ehre und Glück. Hier Sclavenarbeit, die fruchtlos sich wund reibt an unnatürlichen Beschränkungen, welche nicht aufgehoben, nicht gemildert werden“ (73 f.). „Die Wahrheit hängt nicht am Zeitgeschmack, noch an Königslaune. Sie ist ewig, denn sie ist göttlich. Darum stehen Ueberzeugungen unter keinem menschlichen Zwang. Auf diesem Gebiet hört alles Ansehn der Welt, hört alle Vollmacht ihrer Gesetze auf.“ (Gottesst. S. 56.) „Mehr als das Leben, welches nur Mittel ist, gelten die Zwecke, für welche man lebt. Wichtiger, als daß man am Leben bleibe, ist, daß man bei Gott bleibe. Schrecklicher als Verletzung des Körpers ist Verrath an der Seele. Die Seele wird aber verrathen dadurch, wenn der Mensch durch Sündendienst mit seinen höchsten Bestimmungen zerfällt.“ (ebd. 60.) „Wo der Heiland verworfen wird, da geht das Heil verloren; und weil die göttliche Liebe wohl ver-

schmäht, aber nicht ermüdet werden kann, da wandert es aus und sucht ein bessres Klima." (Gottesst. S. 18.) „Sie hatten durch den Sohn nicht frei werden wollen, nun werden sie aller Welt Knechte. Sie hatten unter des Sohnes Fahne zusammenzutreten sich gewehrt, nun wurden sie zerstreut auf Erden, wie Spreu vom Sturmwind. Sie hatten die Zeit, da der Sohn sie heimsuchte, verkannt und das einzige Rettungsmittel verachtet; nun erschien der gedrohete Tag, wo, um des verworfenen Ecksteins willen, kein Stein bei ihnen auf dem andern blieb." (Gottesst. 18 f.) „Wen das Heilige nicht heilt, den verwundet es: es heilt aber nur, wenn es heiligt." (Ebd. 21.) „Wer an Jesum die Frage thut: wer bist du? der muß zuvor an sich selbst die Frage thun: wer bin ich?" (Fürst S. 52.) „Nun ist der Staat keine Maschine mehr, wie er sich selbst nennt; er ist eine organische, lebendige Gesammtheit. Nun ist kein Parteienkrieg mehr im Staate; denn es ist kein Widerspruch mehr zwischen dem Ansehn des Herkommens und den Ansprüchen des Bedürfnisses. Keiner verachtet, was die Geschichte heiligt; keiner verkennt, was die Vernunft fordert. Die Einen geben der alten Gewohnheit, die Andern geben der neuen Nothwendigkeit zu Gebühr. Recht nennen Alle nur das Gemeinnützliche, und nützlich findet Niemand, als was vor dem Herrn aller Herren recht ist. Buchstabe und Geist, Klugheit und Gottesfurcht, Freiheit und Gehorsam, Einzelnes und Ganzes, Haupt und Glieder, Himmel und Erde: siehe! alle diese Gegensätze sind verschwunden: denn sie sind ausgesöhnt. Jedem das Seine! Jedem! Das ist die Losung. Das die Lösung der erhabenen Aufgabe!" (Entwickel. S. 71 f.) Es sei genug an diesen wenigen Stellen. Keine Seite entbehrt solcher effektvollen Sätze. Die spitzige Rede wird öfters zu einer witzigen; so z. B. (Geschl. 86): „Die Buchstäbler (die Gegner des Rationalismus) — die wollen keine Vernunft annehmen"; nie aber verletzend und beißend. Diese Lust an pointirten, sententiösen Sätzen reizt den geistreichen Redner, um eine noch größere Wirkung zu erzielen und einen noch tieferen Eindruck hervorzubringen, der Antithese sich häufig zu bedienen. Der elektrische Strom, welcher alle seine Predigten durchwogt, zeigt sich gern in solchen Gegensätzen: er theilt sich gleichsam als positive und negative Elektricität aus einander. Einige Stellen mögen dazu den Belag liefern. „Lasset mich nur die Hauptzüge aus dem Bilde des

Einen und des Andern hervorheben," so lesen wir Deutschland 1, 89. „Der Leichtsinn setzt sich weg über das Ungemach; der Glaube findet sich drein. Der Leichtsinn vergißt die Noth und entschlägt sich des beschwerlichen Gedankens; der Glaube betrachtet sie, wägt sie, empfindet sie, aber mit Ruhe. Der Leichtsinn bekennt, sein Spiel stehe schlecht, er mache sich aber einmal nichts daraus und lasse es gehen, wie es gehe; der Glaube ruft: Vater! meine Sache ist dein! Du wirst sie leiten. So kann ich, was auch komme, nicht verlieren. Der Leichtsinn spricht: wer will ein Thor sein und sich grämen, um was er nicht ändern kann? Der Glaube spricht bei sich selbst: wie könnte ich so undankbar sein und nicht mit Zuversicht in die Arme eilen des vielerprobten Freundes, der mir noch immer so herrlich durchgeholfen und alle Haare auf meinem Haupte gezählt hat! Der Leichtsinn hofft und knüpft seine Hoffnungen an jeden Hauch aus fremdem Munde, an jedes Gerücht, an jeden Schein und Schimmer, an des Gönners Leben, des Fürsten Wort, des Freundes Treue. Der Glaube hofft auch; doch seiner Hoffnung Ankergrund ist Einer nur, — der ist's, welcher der Sonne ihre Bahn und dem Meere sein Bett wies und zu dem Sturme spricht: sei stille! — der Ewige! Der Leichtsinn endlich wirft seine Sorgen, daß er sie los werde, nur ab, gleich viel wohin, vielleicht auf ein anderes, auch ohne diese Last schon tiefgebeugtes Herz; und will ruhig schlafen, während er seine Familie, oder wenn er ein Fürst ist, sein Volk, oder wenn er ein glücklicher Eroberer ist, die halbe Welt in unendlichen Jammer versenkt. Der Glaube dagegen wirft seine Sorgen auf Niemand, als den Einzigen, der sie tragen kann und der für Alle sorgt: den Treuen, Milden, Starken, Freundlichen, den Helfer und Erretter, seinen Gott." Ganz in ähnlicher Weise wird (ebd. S. 188) der Mensch Gottes und der Weltmensch einander gegenübergestellt. Dieser Antithesen gibt es Legion: die Kraft Dräsekes hat sich nicht erschöpft, auch in seinen letzten Predigten finden wir noch dieselben scharfen, geistvollen, schlagenden Gegensätze. Von dem Einen, „der unser Herr ist, weil er unser Diener war mit jedem Blutstropfen, wußte sein eigen Volk nicht mehr," so sagt er in der Reformationsjubelpredigt zu Halle, und beweist dieß nun so: „Tempel und Klöster genug: aber keine Kirche! denn »die Herrliche« ist nur, wo der Herr ist. Hirten genug, die da führten, und Herden genug, die da folgten: aber keine grüne Aue, noch frisches

Wasser; denn der Erzhirt ging nicht voran. Seelen genug, die da bedurften, und Hände genug, die da spendeten Gnade um Gnade; aber kein Bürge für die Spendung! denn sie trug nicht des Heilands Siegel. Weise genug, die da forschten, und Concilien genug, die da setzten, was das Rechte sei, aber keine Gewißheit, das Rechte sei getroffen! denn der Kirche fehlte ihr Gottverordnetes Haupt." Weiterhin heißt es: „So gab es viel spitzfindiges Klügeln, aber wenig einfältiges Glauben. So gab es viel blähendes Wissen, aber wenig bescheidene Weisheit. So gab es viel leibliche Uebung, aber wenig gottselige Gesinnung. So gab es viel Crucifixe in der Hand, aber wenig Herzen des Gekreuzigten voll. So gab es viel Betstunden und Messen und Opfer und Weihrauch und Festzeiten und Umgänge und Wallfahrten und Kreuzzüge und was Alles: Frucht aber kam wenig nach Haus. Der Kirche fehlte die belebende Seele. Sie hatte den Geist nicht: darum war sie ein Leichnam." Vgl. noch Geschl. S. 74 u. 88. Fürst S. 71. Es versteht sich von selbst, daß der Redner, welcher selbst Antithesen macht, gern Antithesen sich machen läßt und also in Frage und Antwort spricht, Bedenken, Zweifel aus dem Munde des Zuhörers hört und sie beseitigt, so Verehr. 1, 305 ff., Gottesst. Pr. 5.

Die sprühenden Funken und lodernden Flammen der Rede suchen vielfach einander zu übertreffen: die feurige Zunge will immer höher hinaufschlagen. Dräseke liebt die Steigerung, die Figur der Klimax und wendet sie mit großem Geschick und Erfolg häufig an. In der Gottesstadt S. 9 heißt es: „Nicht die Ohren kitzeln und der Eigenliebe schmeicheln will des Herrn Wort. Einleuchten will es. Ergreifen will es. Begeistern will es. Bessern, trösten, stärken, seligmachen will es. Daß es scharf ist, nehme euch nicht Wunder. Das Wort muß scharf sein, weil die Welt stumpf ist." „Du vergissest nie die kluge, die feine, die schonende, die liebevolle Rücksicht auf den Nächsten." (Verehr. 5, 15.) Ich erinnere noch an die schon angeführte Stelle aus Geschl. S. 84: „Mehr können die Lehrer nicht. Mehr sollen sie nicht. Mehr dürfen sie nicht."

Alle Kunstmittel, welche Reinhard und Theremin anwandten, um ihre Rede mit Lichtern zu versehen, mit Leben auszustatten, finden wir hier wieder. Es fehlt nicht an Exclamationen und Interjektionen, an Fragen und Apostrophen, letztere behandeln leblose Dinge häufig als lebendige Personen (Verehr. 1, 351 das Gefühl, 2, 122

die Nacht, S. 382 die Dankbarkeit, Demuth, 4, 49 das Gebet u. s. w.), an Monologen (Verehr. 1, 220 ff. hält ein frommer Hausvater, welcher in den letzten Zügen liegt, schrecklich zu sagen, einen langathmigen, drei Druckseiten füllenden Monolog) und Dialogen (wie z. E. Verehr. 1, 305 ff.), an Individualisirung (Geschl. 25) und „Ritornellen", wo dieselben Worte und Wendungen refrainartig wiederkehren, worauf der Redner selbst in dem Vorworte zu dem letzten Theile der Predigten für denkende Verehrer Jesu aufmerksam macht, vgl. z. E. 4, 302, 303, 304, 305, 306, 307 ff., 331, 335, 339, 344, 345, 348; 402, 405, 408, 410, 413 u. 416. Es werden aber noch ganz besondere Mittel von dem Redner angewandt, um die Kraft der Rede, welche durch ihren Bilderreichthum so blühend ist, zu verstärken, welche um so wirksamer waren, da dem Sprecher ein ganz ausgezeichnetes Organ, welches jeder Modulation fähig war, und ein hinreißender Vortrag zur Verfügung stand. Dräseke setzt wohl auch, wie Andere, das Wort doppelt, welches er kräftig hervorheben will (Verehr. 3, 252), oder läßt es wie ein Echo noch ein Mal nachtönen, so (Geschl. S. 45): „O schrecklich, schrecklich!" er versiegelt wohl auch seine Aussage mit einem Ja! Fürwahr! (Geschl. S. 68, Gottesst. S. 29); er hatte aber solcherlei äußere Mittel nicht nöthig, er verstand ganz ausgezeichnet zu accentuiren und, je nachdem er dieses oder jenes Wort des Satzes betonte, ganz neue Gedankenreihen in Bewegung zu setzen. So hat er es mit den Worten des Psalmes 43, 1 in einer in Magdeburg im Dom gehaltenen Fastenpredigt unübertrefflich gethan. Er verlegte hier den Ton bald auf dieses und bald auf jenes Wort, und dadurch führt er ganz andere Personen redend vor uns auf. „Die Ersten sagen nicht: richte m i c h, Gott! Sie richten nur Andre. Die Zweiten sagen nicht: richte mich, G o t t! Sie hören nur auf M e n s c h e n. Die Dritten sagen nicht: R i c h t e mich, Gott! Sie f l u c h e n, statt zu beten." (Dom 80.) Häufig, so wird uns von solchen berichtet, welche ihn hinter einander hörten, betonte er ein und dasselbe Wort verschieden, und so sprangen aus dem anders als vorher ausgesprochenen einzigen Worte wieder neue lebendige Quellen hervor. An Rhythmus fehlt es nirgends, nicht selten wird dieser gar zu einem Metrum: Dräseke spricht gern in Jamben. Das Thema wird schon in diese Form hineingegossen: so (Verehr. 4, 480): auch unsre Kinder sollen unsre Lehrer sein, (Noth 81)

aus Glauben kommt dem Menschen Heil und Hülfe: öfters schleichen sich diese Jamben noch in die Rede hinein, so (Verehr. 5, 555): „Hier lodert im Gemüth ein ew'ges Feuer; und weil es gleiche Liebe stets bewacht, erlischt es nie." Die Unterabtheilungen einzelner Theile werden gelegentlich auch in Versfüßen, nie aber in gereimten, angegeben, so heißt es (Reich 2, 220):

Kürzet den Weg;	Reget den Geist;
Meidet den Tand;	Nützet die Zeit!

und S. 228:

Der Ruf ist da;	Der Tag ist kurz;
Der Weg ist lang;	Das Ziel ist schön.

Diese metrischen Stellen sind (vergl. Vorwort zu Verehr. 5, V) dem Redner „am leichtesten, freiesten und kunstlosesten entflossen. Er hätte sich Zwang anthun müssen, um sie zu vermeiden. Seinen Begriffen nach **kann** religiöses Leben nicht anders, als dichterisch sich aussprechen." Daß Dräseke sich vor Fremdwörtern nicht scheut, Ausdrücke, welche das gemeine Volk nicht versteht, oft gebraucht, wie (Gottesst. 8) Labyrinth, Principien, Politik; (Fürst 49) Räsonnement; (Entw. 69) Constitution, Dynastie; (Verehr. 4, 201) Musik der Sphären; (Dom 97) chimärisch, Gesammtconcert u. s. w., kann uns nicht Wunder nehmen, ebenso, daß er gelegentlich eigene Worte bildet, so (Fürst 30): der Vorspiegel, (Reich 1, 362) Christreich, oder einem Ausdruck einen ganz neuen Sinn unterschiebt, so (Entw. 15): Klugheit ist schlank — er ist ein origineller Prediger für ein gebildetes Publikum, dem Volke hat er sich in seiner zweiten Periode aber immer mehr genähert, und hat es da wirklich so weit gebracht, daß das Volk in Stadt und Land an seinen beredten Lippen hing und dem begeisternden Prediger verständnißvoll überall hin folgte, wenn er auch noch so weit und hoch flog. Dräseke war, was Reinhard und Theremin nicht waren, ein geborener Redner: seine ganz außerordentlichen Naturgaben wurden von ihm durch eine sehr gediegene, allgemeine und rhetorische Ausbildung weiter entwickelt und je länger desto mehr, falschen Idealen entzogen, ganz dem Reich Gottes und seinem Könige geweiht.

Johann Baptist von Albertini.

„Und Albertini darf man nicht unbeachtet lassen:" so sagt Nitzsch in seinem kurzen, aber gedankenvollen Abrisse von der Geschichte der Predigt. Wer war dieser Albertini? so fragen die Meisten, welche das lesen. Der Mann ist so unbekannt und verdient doch so sehr bekannt und beachtet zu werden.

J. B. v. Albertini *) wurde den 17. Februar 1769 zu Neuwied am Rheine geboren: seine Eltern, Jakob Ulrich v. Albertini und Margaretha geb. v. Planta, waren erst kurz vorher aus Graubünden dahingezogen, um sich der Brüdergemeinde anzuschließen. Schon zu Ende seines vierten Jahres vertrauten die Eltern den geweckten Knaben der Knabenerziehungsanstalt dort an; er lernte mit Lust und Eifer zunächst noch unter der Leitung seiner hochbegabten Mutter, und machte vorzüglich in der lateinischen Sprache solche Fortschritte, daß er bereits 1782 auf das Pädagogium zu Nisky in Schlesien gebracht werden konnte. „Anfangs," so schreibt Albertini selber in dem Lebenslaufe, welchen er für seinen Eintritt in das Seminar später entwarf, „war ich im Studiren etwas nachlässig, und ich muß bedauern, daß ich die erste Hälfte meiner in dieser Anstalt verbrachten Zeit zwar nicht ganz verloren, aber doch nicht mit rechtem Eifer benutzt habe. Ich war zufrieden, wenn ich nur Das gethan hatte, was ich nothwendig thun mußte, und kümmerte mich übrigens wenig um die Wissenschaften, deren Reiz mich noch

*) Vgl. Zum Gedächtniß des entschlafenen Bruders J. B. v. Albertini, Gnadau 1832; Erinnerungen an den sel. Bischof A. v. C. W. Just in dem Bruderboten. 1869, 154 ff.

nicht gefesselt hatte." Es ward mit ihm aber besser, sobald er mit Schleiermacher bekannt wurde, welcher von seinem Vater auch nach Niesky zu den Brüdern geschickt worden war. Beide Knaben schlossen sich auf das Innigste an einander an, sie waren in Freud und Leid, in Arbeit und Erholung unzertrennlich: man nannte sie nur Orestes und Pylades. Sie zogen 1785 zusammen auf das Brüderseminar nach Barby an der Elbe. Von den Dichtern der Griechen und Römer, welche sie wahrhaft verschlungen hatten, warfen sie sich nun mit jugendlichem Feuereifer auf das Studium der Philosophen: sie selbst wurden für große Philosophen gehalten, befanden sich aber mit sich selbst und mit der Gemeinde, in welcher sie lebten, in dem allergrößten innern Zwiespalt. Als Schleiermacher dem Drange seines Genius folgte und die Ketten sprengte, die ihn beengten, wäre ihm Albertini für sein Leben gern gefolgt. Von dem Studium der Theologie wollte er zur Jurisprudenz übergehen. „Ich bin fest überzeugt," so schreibt er an seinen nach Halle entwichenen Freund am 2. Dezember 1787 (Aus Schleiermachers Leben, Band 3, 19), „daß man besser thut, wenn man seinen Verstand und Nachdenken in nützlicheren und wichtigeren Dingen übt, als in Auflösung spitzfindiger dogmatischer Fragen." Er brachte übrigens seinen Entschluß nicht zur Ausführung: den 17. September 1788 meldet er bereits seinem Freunde, daß sein Plan sei, durch Kindererziehung in der Gemeinde nützlich zu werden. Er übernahm noch in demselben Jahre eine Lehrerstelle an der Unitäts-Kinder-Anstalt zu Niesky. Dort suchte ihn sein Vater im August 1789 auf, um in seinen Armen zu sterben, — die Mutter scheint schon zehn Jahre früher entschlafen zu sein. Albertini zeichnete sich in seinem Amte so aus, daß er noch im Herbst 1789 an das Pädagogium zu Barby versetzt wurde, von wo aus er am 25. Dezember seinem alten Freunde schrieb: „In der That, liebster Freund, bin ich mit den in der Gemeinde herrschenden Grundsätzen, die ich in meiner jetzigen Unabhängigkeit oft und reichlich überlegt habe, und mit meiner ganz selbstgewählten Lage so zufrieden, daß sich erst Vieles ändern und ich den bisherigen ganz entgegengesetzte Erfahrungen machen müßte, ehe ich mich entschließen könnte, meinen Dienst oder gar die Gemeinde zu verlassen." Er beschäftigte sich damals ganz besonders mit der Mathematik, später wandte er sich erst den Naturwissenschaften und der Botanik insbesondere zu, von seiner Beschäftigung mit der Pflanzenwelt ist sein Pilzbuch jetzt

noch ein rühmliches Denkmal. Die Sprachen wurden darüber nicht vernachlässigt: er legte sich besonders auf das Syrische und Arabische, um seine Sprachkenntnisse, wie er sich selbst ausdrückt, „auf die Untersuchung des merkwürdigsten Buches anzuwenden". Wir ersehen aus dieser gelegentlichen Aeußerung, daß er zu dem lebendigen, freudigen Glauben an den Heiland, welchen die Brüdergemeinde in einer dürren und glaubenslosen Zeit zu hegen und zu pflegen berufen war, noch nicht gelangt war. Die heilige Schrift war ihm nichts weiter, als das merkwürdigste Buch; er suchte nicht in seinem Herzen, sondern in alten, todten Sprachen nach dem Schlüssel zu ihrem Verständnisse! Die Predigten, welche er in den letzten Jahren zu Barby hin und wieder hielt, waren verständige, kühle Elaborate und ließen den zukünftigen geistgesalbten Prediger mit dem brennenden Herzen und der feurigen Zunge nicht ahnen. Obgleich seine Herzensverfassung den Vorstehern der Gemeinde nicht verborgen sein konnte, denn Albertini war eine offene, grundehrliche Natur, so nahm man keinen Anstand, den bewährten Bildner der Jugend 1796 von Barby nach Niesky an das Seminarium zu berufen und ihn dort am 8. August desselben Jahres noch zum Diakonus zu ordiniren. Man vertraute dem Worte: den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen: und nicht umsonst.

Welchen Einfluß die 1796 geschlossene Ehe mit der Schwester Louise Wilhelmine von Rohwedel auf Albertinis innere Entwicklung gehabt hat, läßt sich nicht ermitteln. Nur das steht fest, daß deren nüchterne, originelle Art bei aufrichtigem, biederem Charakter ihm vielfach ein Segen wurde, während sie anderer Seits in seiner Liebe und Achtung und ihrem gemeinsamen Wallen nach dem Ziele ihrer himmlischen Berufung das Glück ihres Lebens fand; Kinder blieben ihnen versagt. Sicher aber ist, daß der Unterricht an der theologischen Lehranstalt, die unausgesetzte, gründliche Beschäftigung mit der heiligen Schrift den Wendepunkt in seinem Leben herbeiführte. Es war seine Art, sich seinem Berufe ganz und gar zu widmen: wie er sich bis hieher mit den Wissenschaften, welche er zu lehren hatte, so beschäftigt hatte, daß er das, was in der Folgezeit sein Eins und sein Alles wurde, hintenansetzte, so nöthigten ihn nun seine theologischen Vorlesungen, sich gründlichst in das Wort Gottes und in die Geheimnisse seines Inhaltes zu versenken. Sein Unterricht war ein Segen für seine Hörer. „Die Gründlichkeit und

Klarheit seines Unterrichtes, die Willigkeit, mit der er einem jeden Einzelnen forthalf, die Geduld, die er auch an den Schwächsten übte, die freundliche Behandlung aller seiner Zöglinge," so heißt es in dem Lebenslaufe in der Gedächtnißschrift, „werden ihnen unvergeßlich sein. Lag gleich in seiner Art etwas weniger Entgegenkommendes, so gab er sich doch auch außer den Schulstunden für diejenigen, die seinen belehrenden Umgang suchten, gerne hin." Er selbst aber hatte von seiner treuen Unterweisung den seligsten Gewinn: er gewann den gekreuzigten Herrn über Alles lieb und drang durch die schweren Zweifel, welche sein Herz lange gequält hatten, zu dem vollen Glauben hindurch. Er sprach nicht gern von seinen inneren Erlebnissen: aber er konnte es nicht lassen, gelegentlich in seinen Vorlesungen davon zu reden. So wird uns erzählt, daß er bei der Auslegung des Spruches: Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebt, wie ich euch geliebt habe. Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt, Joh. 13, 34 f., erklärt habe, daß auch er, nachdem er lange die Religion Jesu mit Gleichgültigkeit betrachtet habe, durch dieses Gebot von ihrer Wahrheit überzeugt worden sei. Als er ein ander Mal von dem Leiden Jesu in Gethsemane handelte, äußerte er, daß, wenn irgend etwas im Stande sei, einen am Christenthume Irregewordenen von seinen Zweifeln zurückzubringen, es diese Erzählung sei, und — setzte er hinzu, — das ist meine Erfahrung. „Wie gut erinnere ich mich," schreibt der Consistorialrath Kohlreiff zu Moskau, der auch seinen Unterricht von 1791 bis 1798 genossen hatte, in einem mir vorliegenden Briefe aus dem Jahre 1832, „noch der Stunde, da er in seiner Exegese die Leiden Jesu in Gethsemane las und ein Drang gewaltiger Empfindung seinen Vortrag mit Thränen unterbrach." Wollen wir Näheres über diese entscheidende Wendung in Albertinis Leben erfahren, so müssen wir seine geistlichen Lieder*) — denn in den Predigten vor der Gemeinde schweigt er davon — darauf ansehen, ob sie nicht über diesen Vorgang, überhaupt über den Gang seines inneren Lebens einiges Licht verbreiten.

---

*) Diese „Geistliche Lieder für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine" sind ohne des Verfassers Namen zuerst Bunzlau 1821 erschienen und 1827 und 1835 wieder neu aufgelegt worden.

Wir suchen nicht vergebens, wiederholt spricht der heilige Sänger von dem Großen, das durch Gottes Gnade in ihm geschehen ist. „Es ist (der Kampf Jakobs mit Gott, welcher 1. Mos. 32, 24 ff. berichtet wird) die Geschichte jedes Menschenherzens, das vom Tode zum Leben, aus der Mitternacht durch Dämmerung und Morgenröthe zum Sonnenaufgang hindurchbricht, — die Geschichte jedes Kindes der Finsterniß, das ein seliges Kind des Lichtes wird:" so lesen wir in den 30 Predigten S. 303. Ist das auch wahr, so erlebt doch ein Jeder, welcher diese Geschichte wieder erlebt, sie auf seine ganz besondere Weise. Wie jedes Blatt ein Blatt ist und doch jedes Blatt von dem andern Blatte sich unterscheidet, so verläuft auch die Bekehrung bei einem Jeden ganz eigenthümlich. Albertini verwebt in jene schöne Predigt folgendes Gedicht, welches wir als Nr. 130 in seinen geistlichen Liedern wieder finden: es sagt uns, was ihm geschah, da der Herr ihn berief.

Aus mitternächtlich tiefem Dunkel
Stieg ich hervor, aus dumpfer Todtengruft:
Mich zog des Morgensterns Gefunkel,
Ich witterte die frische Morgenluft.
Der Stein, der schwer mir vor dem Herzen lag,
Wich allgemach: fern dämmerte der Tag.

„Wie ist dir Herz? ist er vorüber,
Der Todesschlaf? suchst du dein Element?
Erschüttert dich ein heilsam Fieber?
Ahnst du den Frieden, den die Welt nicht kennt?
Licht, Leben, Liebe! trifft der Klang dein Ohr?
Auf! durch die enge Pforte brich hervor!"

Ein Heer umschleierter Gestalten
Ging mir vorbei in wunderbarem Zug:
Bald die, bald jene wollt' ich halten,
Und konnt es nicht: ihr Zauber war Betrug.
Nur Eine, Eine trat mir dicht vor's Herz,
Und griff's gewaltig an mit Lust und Schmerz.

Da rang ich mit dem Unbekannten,
Und ließ ihn nicht, bis er mich segnete,
Bis Feuerflammen in mir brannten,
Bis blut'ger Thau mein Herz beregnete.
„Wie heißest du?" Die Frage that nicht noth —
Ich fühlt' in's Seitenmaal: „mein Herr und Gott!"

Das Morgenroth ward licht und lichter:
Kein Dornenstich blieb ungesehn zurück —
Wovor die Engel die Gesichter
Verhüllen, ach! das trank mein sel'ger Blick!
In mir und außen stieg die Sonn' empor,
Und inn' und außen jauchzt' ein Engelchor.

Der durchgegrab'nen Hände Segen
Gab Weihe mir und Kraft: „im Kampf mit Gott
Und Menschen hast du obgelegen:
Heil ewig dir! getödtet ist dein Tod!
In deinem Heiland selig, ihm gebeugt,
Heißt du nun Israel, vom Geist gezeugt."

Ich fühl's, die Seel' ist mir genesen,
Seit meinen Gott ich sah von Angesicht.
Der Leib des Todes muß verwesen:
Doch neu gekleidet einst in Himmelslicht,
Mit Brod des Lebens hier und dort gespeist,
Lebt ewig mein aus Gott geborner Geist.

Triumph! von Millionen Zungen,
Von Erd' und Himmels seligem Verein,
Wird Gottes Opferlamm besungen:
Mein ewig Hallelujah stimmt hinein.
Wo ist dein Stachel, Tod? aus ist der Krieg:
Preis Gott dem Heiland! unser ist der Sieg!

Hiermit stimmt aus Nr. 150 folgende Stelle:

Dein Werk ist's, Menschenherzen zähmen,
Allmächtig wandeln Nacht in Tag,
Und Haß durch Liebesgluth beschämen,
Daß keines, was es kann, mehr mag.
Auch mich, Herr, hast du übermocht,
Und meinen Willen unterjocht.

Du warst zu stark, du hast gewonnen:
Es huldigt dir mein freier Sinn.
Kein Tröpflein Bluts ist dir entronnen:
Mein Alles legt vor dich sich hin.
Komm', Hand, der ich mich sonst entzog,
Und leg' mir auf dein sanftes Joch!

Statt dir, wie vormals, zuzurufen:
„Was machest du, o Gott, in mir?"
Knie ich vor deines Thrones Stufen,

Und schwör' auf ewig Treue dir.
Mach' Alles, was du willst, mit mir –
Vor Allem mach mich dir zur Zier!

In Nr. 203 singt er von diesem seligen Vorgange in seinem wendigen Menschen:

Mein Herr, mein Gott!
Du sahst mein Herz: im Glauben
Gewißheit, die kein Feind mir könnte rauben,
Zu haben, war mein Ziel und dein Gebot.
Unglaub', aus Durst nach vollem Glauben quellend,
Bewohnte mich, bis blutig Licht, mein Herz erhellend,
Verjagte Finsterniß und Tod —
Mein Herr, mein Gott!

Mein Herr, mein Gott!
Ich, ich hab' dich gesehen,
Kein Anderer für mich! ach vor dir stehen,
Im Nägelmaal die Finger, und im Roth
Des Seitensschreins die Hand — welch sel'ger Himmel!
O da versinken Sünd' und Tod und Erdgewimmel
Vor dir, dem Leben, das war todt —
Mein Herr, mein Gott!

Und Nr. 204 heißt es von jener Gnadenstunde:

„Sei getrost — es hat dein Glaube
Dir geholfen — Seele, geh' in Frieden hin!"
Sprach, als ich dem Tod zum Raube
Lag in meinem Blut, und sehnlich weint' um ihn,
Mein Erbarmer:
Und ich Armer
Ließ zu seinen heil'gen Füßen
Liebeszährlein statt der Schmerzensthränen fließen.

Unvergessen ruht in meinem
Herzen jener erste Segensaugenblick,
Da das Friedenswort aus seinem
Holden Munde mir versprach mein ewig's Glück.
Ich erfahr' es,
Und bewahr' es,
Weil ich's einst im Todsmomente —
Ach dem zweiten seligern! — nicht missen könnte.

An dem Seminare zu Nisky arbeitete Albertini zwölf Jahre, letzten vier Jahre als Inspektor der Anstalt: ja zwei volle Jahre

setzte er seine Vorlesungen noch freiwillig fort, da es an geeigneten Lehrkräften fehlte. Das Predigtamt, welches ihm nun eine Freude war, übernahm er von 1804 an in Niesky, 1810 ward er zum Presbyter geweiht und zum Gemeinhelfer und Pfleger des Ehechors bestimmt. Im Februar 1814 kam er zu gleichen Aemtern nach Gnadenberg, wo die Spuren der vorjährigen Verheerungen noch sehr sichtbar waren. Er sammelte die durch den Krieg aus einander gegangene Mädchenanstalt wieder und übte mit seinen Predigten eine große Anziehungskraft aus; dieselbe reichte selbst über die Grenzen der Gemeinde hinaus. Im August dieses Jahres wurde er zu Herrnhut zum Bischof der Brüdergemeinde consecrirt, als solcher wohnte er 1818 dem Synodus in Herrnhut bei. Er ward nun nach Gnadenfrei versetzt, aber schon nach drei Jahren als Mitglied des Helfer- und Erzieherdepartements in die Unitäts-Aeltesten-Conferenz nach der Muttergemeinde berufen. Die letzten elftehalb Jahre seines Lebens war er in dieser Conferenz thätig. Wie er sein Werk trieb, ersehen wir aus seinem Gebetsliede Nr. 197.

Selbstvergess'ne Liebe,
Führe mich der Liebe Bahn!
Deines Herzens Triebe
Ziehn die meinen himmelan!
Lehr' mich muthig kämpfen,
Wirken, dulden, flehn —
Feige Selbstsucht dämpfen,
Stark für Andre stehn!

Eigenen Genüssen
Gieb mir zu entsagen Muth!
Eignen Vortheil missen,
Andern weihen Gut und Blut,
Streng mich selber richten,
Mild für Andre sein —
Diesem Jüngertichten
Woll'st du Kraft verleihn!

Mich hast du verbunden:
Lehr' mich Andern hülfreich sein,
Und in fremde Wunden
Liebend gießen Oel und Wein!
Mir hast du vergeben:
Herr! so sei es nun
Meines Herzens Leben,
Andern Gleiches thun!

Nimmer that er, der rastlose Arbeiter, sich genug, willig unterzog er sich vielen, großen Amtsreisen im Auftrage der leitenden Conferenz, selbst auf seinen Erholungsreisen konnte er es nicht lassen, die Brüdergemeinden in Deutschland hin und her aufzusuchen und sie durch Predigten und Ansprachen zu erbauen. Ebenso war er auch nie mit seiner Liebe zu dem gekreuzigten Herrn zufrieden. Er schmachtet nach der Liebe des so heiß Geliebten: er singt Nr. 183:

Von der Liebe Pfeil getroffen,
Liebe, steht mein Herz dir offen:
Komm hinein! laß dich umfangen,
Herz, an dem die Herzen hangen!

Herz, in dessen Atmosphäre
Mein's gern ganz zu Hause wäre —
Jeden fremden Zug zerstöre,
Bis es dir allein gehöre!

Aber das, was er so sehnlichst begehrt, hat er trotz allem Eifer in der Heiligung seines Herzens und Wandels noch nicht erreicht: er schüttet in Nr. 225 seinem Heilande und uns sein Herz ohne Rückhalt aus:

Ich fühle Schmerz,
Du treues Herz!
Wenn ich vor dir erscheine:
Deiner Liebe Langmuth macht,
Daß ich vor dir weine.

Wohl bin ich froh,
Mein A und O!
Dir, dir anzugehören:
Ach ein selig's Dankgefühl
Mischt sich in die Zähren!

Geheimer Bann
Hängt mir nicht an —
Ich fühl's, ich bin versöhnet:
Wär' ich nur noch inniger
An dein Herz gewöhnet!

Denn frag' ich mich:
„Wie hab' ich dich?
Wie lieb' ich dich, du Lieber?"
O so gehn vor Kümmerniß
Mir die Augen über.

Sag' an, sag' an,
Du Seelenmann!
Wie ist es doch gekommen,
Daß du so gewaltsam mir
Hast das Herz genommen?

Dein blut'ger Schweiß,
Dein Todeseis
Ist's, was dir Herzen eignet:
Ach der Liebe Allmacht hat
Dich mit Blut gezeichnet.

So folgtest du
Mir ohne Ruh,
Bis mich dein Arm umfaßte:
So, so liebtest du ein Herz,
Das dich floh und haßte.

Und ich lieb' dich,
Wie kümmerlich!
Wie sacht brennt meine Flamme!
Ach wie oft verirrt mein Blick
Sich vom Kreuzesstamme!

Doch still und treu
Eilst du herbei,
Und weckst mein inner's Leben:
Deiner Lieb' Umarmungen
Beugen, laben, heben.

Ist's Festestehn
Im Wohlergehn
Schuld, daß mir's Herz ermattet —
Thut es meinem Innern weh,
Daß mich Ruh' umschattet:

So sende Schmach,
Angst, Ungemach!
Sturm bläset an die Flamme —
Hell steigt sie als Opfer auf
Dir, dem Opferlamme!

Thu', was du willt!
Nur werd' erfüllt
Die Absicht deiner Liebe,
Daß ich dir stets heißer glüh'
Dir mich treuer übe!

Ich drücke mich
So herziglich
An deine Brust, die blasse,
Daß man eh'r mir's Herz zerreiß',
Eh' ich von dir lasse.

In anspruchloser Demuth und Einfalt, so daß er sich seiner so vielen Vorzüge nicht überhob, ja sich ihrer nicht ein Mal bewußt zu sein schien, diente Albertini der Gemeinde mit seinen reichen Gaben. „So bewährte er sich," heißt es in seinem Nekrologe, „in allen Verhältnissen seines Gemein- und Unitätsdienstes als ein Knecht und Kind Gottes und es konnte ihm an durchgängiger Achtung, Liebe und Vertrauen nicht fehlen. Wenn irgend etwas ihm in seinem Amtsgange schwer wurde, so waren es diejenigen Fälle, in welchen der Zweck durch Liebe und Sanftmuth allein nicht erreicht werden konnte; denn es war ganz seiner Gemüthsart zuwider, gegen irgend jemand Schärfe zu beweisen. Doch verband er mit der Sanftmuth ein unerschütterliches Festhalten über dem, was er ein Mal als Recht erkannt hatte; und in manchen schwierigen Fällen gab der Herr auf eine in die Augen fallende Art Gnade, daß die Liebe endlich den Sieg davon trug."

Im Anfange des Novembers 1831 erkrankte Albertini, welcher, obgleich er von Haus aus keine starke Constitution besaß, doch im Ganzen einer guten Gesundheit Zeit Lebens sich erfreut hatte. Die Krankheit schien einen günstigen Verlauf nehmen zu wollen, aber bald bildete sich ein bedenkliches Brustfieber aus, welches, mit Brustbeklemmungen verbunden, Brustwassersucht herbeiführte. Er mußte große Beschwerden und Schmerzen ausstehen, die Ergebung ging ihm aber nicht aus, und so oft, als wieder eine Linderung eintrat, freute er sich wieder in Hoffnung auf Genesung. Sein Zustand verschlimmerte sich aber so, daß bald jede Hoffnung aufgegeben werden mußte. Die Theilnahme war allgemein und groß: die sich auf der Straße begegneten, fragten einander, was sie von seinem Befinden wüßten. „War denn das immer so," fragte er ganz kindlich, als er es erfuhr. „Ich weiß gar nicht, wie ich dazu komme, daß ich so viel Liebe genieße." Auf die Antwort, daß ihm so viel Liebe zu Theil werde, weil er Jedermann so herzliche Liebe habe genießen lassen, sprach er: „O es ist doch etwas Köstliches um die Liebe!" Den 5. Dezember nahm er von seinen Freunden Abschied,

dem Bruder Reichel drückte er lange die Hand mit den Worten: „Liebster, theuerster Freund, wir haben uns ja so herzlich lieb gehabt. Was ist's für eine Seligkeit, so in der lieblichsten Harmonie das Werk des Herrn gemeinschaftlich treiben zu können!" Er bat den Freund, seinem alten Jugendfreunde Schleiermacher, dem er ein getreues Angedenken bewahrt hatte, seine letzten Grüße zu bestellen. Die Loosung ließ er sich noch vorlesen: dieselbe schloß mit den Worten: gib uns deinen Frieden, o Jesu, o Jesu: mit erhobener Stimme fügte er hinzu: „Den hat er mir gegeben, den fühle ich!" Darauf ließ er sich zu einer seligen Heimfahrt einsegnen. Diese verzögerte sich aber noch, erst nach langem Todeskampfe schlief er den 6. Dezember Abends kurz vor 8 Uhr ganz unvermerkt ein. So starb er zu Berthelsdorf, von der Gemeinde tief beklagt, in einem Alter von 62 Jahren 9 Monaten und 19 Tagen. Schleiermacher schrieb an den Bischof Reichel, der des verstorbenen Freundes Grüße treu ausgerichtet hatte, unter dem 3. April 1832 die schönen Worte: „Es ist ein herber Verlust für die Gemeine und für gar viele liebe, fromme Seelen außerhalb derselben. Aber es geht ja immer wieder eine neue Saat erfreulich auf, und das Werk des Herrn, wenn es auch nicht zu allen Zeiten gleich fröhlich zu gedeihen scheint, kann und wird auch nicht darunter leiden, wenn einzelne Arbeiter oft mitten aus der kräftigsten Wirksamkeit abgerufen werden." — „Indessen dieser Glaube stillt doch das schwer betroffene Herz nicht gleich, sondern es will sein Recht haben, und so habe ich dem geliebten Freunde schon so manchen Seufzer nachgeschickt und in jedem Heft der Gemeinnachrichten freue ich mich wenn ich noch ein Wort aus seinem lieben Munde finde, und fürchte zugleich, es möchte das letzte sein." — „Mit meinem lieben Albertini ist mir wieder einer von denen, die mir auf meiner Wallfahrt am bedeutendsten nahe getreten sind, vor mir hinübergegangen." (Aus Schl. Leben, 2, 423.)

Zinzendorf, der Sammler der Brüdergemeinde, hat so manches Buch durch den Druck ausgehen lassen, unter andern auch ein jetzt noch sehr lesenswerthes Pastorale mit dem Titel: „Jeremias, ein Prediger der Gerechtigkeit, allen redlichen Predigern in der evangelischen Religion, einfältig und als ein Exempel, wie man in seinem Amt mit Gott, mit der Obrigkeit, mit den Lehrern, mit seinen Zuhörern überhaupt, und mit seinen Brüdern insonderheit, wandeln

könne, vor Augen gestellt," 1739. In diesem Jeremias gibt er auch hinsichtlich der Predigt manchen trefflichen Wink; allein er ist nie dazu gekommen, über die rechte Predigtkunst seine Gedanken zu Papier zu bringen, und Gedanken hat er darüber gehabt, Gedanken, welche noch heute die Predigtweise in der Gemeinde der Brüder beherrschen. Es ist von hervorragenden Gliedern jener Gemeinde in dem Laufe der Zeiten auch gelegentlich ein Werk erschienen, welches zu dem Ausbau der theologischen Wissenschaften sein Scherflein beiträgt; allein meines Wissens, und ich glaube nicht, daß ich mich in diesem Punkte irre, ist nicht ein Mal ein Versuch einer Homiletik von einem Herrnhuter an die Oeffentlichkeit hervorgetreten. „Praktische Bemerkungen, die Führung des evangelischen Predigtamts betreffend, Gnadau, 1814", welche ich nur dem Titel nach kenne, werden schwerlich den Anspruch erheben, als Predigtkunst betrachtet zu werden. Auffallend ist diese Erscheinung, denn die Predigt, überhaupt die Verkündigung des Wortes, ist von Anfang an in der Gemeinde mit großem Fleiße und ebenso großem Segen getrieben worden. Albertini ist auch in dieser Hinsicht ein treuer Sohn der Gemeinde: er hat nirgends im Zusammenhange, einiger Maßen eingehend, seine Ansichten und Grundsätze als Prediger ausgesprochen: wir müssen aus seinen litterarischen Erzeugnissen mit großer Mühe die einschlagenden Stellen zusammensuchen. Außer jenen geistlichen Liedern besitzen wir von ihm zwei Sammlungen geistlicher Reden: die erste erschien unter dem Titel: Dreißig Predigten für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine, 1818, wieder aufgelegt 1825 (ich citire nach dieser Ausgabe), 1829 u. s. w. ohne Namen des Verfassers; die zweite Sammlung kam erst nach seinem Tode mit Nennung seines Namens unter dem Titel: „Sechsunddreißig Reden an die Gemeine in Herrnhut in den Jahren von 1818—1824 gehalten", Gnadau 1832, und wieder: „Sechsunddreißig Reden an die Gemeine in Herrnhut in den Jahren von 1825—1831 gehalten", Gnadau 1833 heraus.

Gottes Wort ist in der Gemeinde zu verkündigen, Gottes Wort ohne Zuthat von Menschenwort und Menschenkunst. In der Rede auf C. A. Baumeister, den Bischof der Bruderkirche und den Prediger der Gemeine zu Herrnhut, hebt Albertini vor allen Stücken hervor, daß er „als ein rechtschaffener Diener des Herrn uns das Wort Gottes gesagt hat, wissen wir Alle und erinnern uns dessen

mit Herzbewegung. Was er uns sagte, war das Wort Gottes und nicht der Menschen, war das Wort Gottes und nicht sein eigen Wort. Er redete, was ihm zur Stunde gegeben wurde; er kam nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt; und sein Wort und seine Predigt war nicht in vernünftigen Worten menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft. Deß seid ihr Alle lebendige Zeugen — er hielt sich nicht dafür, daß er etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten. 1. Cor. 2, 1—4. Und darum war seine Rede so eindringend, so segensvoll, so herzhinnehmend, wenn sie die Seelen freundlich zu Jesu, dem Freunde der Sünder einlud. Das Wort von des Heilandes Geduld, von seinem Kreuz und seiner Versöhnung für die Sünder war es, was er predigte mit Kraft und Klarheit und edler, unvergleichlicher Einfalt." Reden, erste Sammlung, S. 28. Ist die ganze Bibel auch Gotteswort, so ist doch den armen, verlorenen Menschen aus der ganzen heiligen Schrift vornehmlich der Spruch zu predigen: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Das Wort vom Kreuze ist das Hauptwort in dem Worte Gottes. Das Kreuz Christi ist in jeder Predigt zu erhöhen, zu dem Kreuze Christi sind die Hörer des Wortes alle Zeit zu führen: wirkt das Kreuz des Herrn nicht Buße und Liebe, so kann durchaus nichts mehr helfen, denn über das Kreuz geht Nichts. „Es fallen wenig Worte," sagt er in der köstlichen Predigt über Joh. 1, 35—51 mit dem Thema: Wie wirbt sich der Heiland Jünger? Predigten, S. 4, „aber die wenigen treffen grade zum Ziel. Geist und Leben beweiset sich in ihnen. »Sehet Gottes Lamm! Komm und siehe! Folge mir!« Das ist's Alles: das wirkt durch innere Wunderkraft, ohne äußere Wunder und Zeichen, Glauben und Liebe und Hoffnung, die Elemente der Seligkeit! So, meine Freunde! sehen wir in unserem Text den Heiland sein Werk auf Erden unter unsern Augen anfangen: so setzt er's fort in den Herzen der Menschen: so vollendet er's im Einzelnen und Ganzen. Seine Boten auf Erden predigen wohl viel und mancherlei um ihn herum und machen nicht wenig Worte — etliche aus guter Meinung, und nicht ohne Segen — andre mehr um sich, als um ihn zu zeigen, deren Kunst dann freilich meist verloren geht. Aber in allen Fällen

ist der *Kern* der Predigt von ihm in den drei kurzen Ausrufen unsers Textes beisammen. Weisen seine Evangelisten auf ihn, malen sie seine Schönheit den Menschenkindern —, wie viel Liebes, Gutes, Herrliches haben sie da zu erzählen! sie reden stundenlang und werden nicht fertig. Aber was unter Allem *allein* als ein Feuerpfeil, reich an Schmerz und Heil, grade zum Herzen trifft und es durch und durch spaltet, was *allein* Menschen nimmt, bindet, gefangen wegführt — ist des Täufers Wort: *Gottes Lamm.* So wie ein Mensch anfängt zu ahnen, was das Wort *für ihn* bedeutet, zittern seine Gebeine: so wie er *das* ganz klar bekommt, so wie er's findet und fühlt, geht ihm das Herz in Flammen auf. Jene ersten Ansichten beschäftigen uns *stundenweise*: in dieser einzigen letzten Betrachtung bringen wir *Ewigkeiten* hin. Denn das neue Lied, unter welchem die vierundzwanzig Aeltesten ihre Kronen niederwerfen, zu dessen Gesang die goldnen Harfen klingen, dessen Ton die Himmel ewig erfüllt — *wen* preist es? *Gott und das Lamm!* Die große Frage und Antwort der Ewigkeit ist:

Wer löst an Gottes Buch
Die sieben Siegel?
Wer tilgt der Erde Fluch?
Wer bricht die Riegel
　　Am Paradieses-Thor?
　　Hört, hört der Geister
　　Am Thron hochheilig Chor:
　　Das Lamm ist Meister!

Es löst an Gottes Buch
Die sieben Siegel: —
In Segen kehrt's den Fluch —'
Es bricht die Riegel!
　　Das Rauchwerk des Gebets
　　Aus goldner Schale —
　　Wem steigt es? wen erhöht's?
　　Die Wundenmaale!

Wie rauscht der Harfenklang
Zum Ton der Lieder!
Wie hallt vom Lobgesang
Das Weltall wieder!
　　Wie manche Million
　　Der Freudengeister,
　　Welch' Sünderheer am Thron
　　Singt: *Lamm ist Meister!*

In einer andern Predigt (Pr. S. 43 f.) lesen wir: „Wie könnten Menschen da helfen? Gott allein ist es, bei dem kein Ding unmöglich ist. Er hat Werkzeuge, womit er auch den härtesten Boden urbar und tragbar machen kann. Und wäre ein Herz auch so hart wie Stein, er bearbeitet's, daß es nur erst die selige Botschaft einlasse; ist das geschehen, so fühlt es bald die Kraft von Jesu Blut. Und wär' es kalt wie Eis, es wird zur Flamme, und wär' es hart wie Stein, es kommt zum Leben und ihm wird Heil und Seligkeit gegeben. Das Wort vom Kreuz ist's, was dieß Wunder wirkt; möchtet ihr Jahre lang alle Tiefen der Sittenlehre erschöpfen, über Gutes und Böses, über Tugend und Laster mit dem redlichsten Eifer predigen, alle Freuden des Paradieses mit den lachendsten Farben ausmalen, alle Gluth der Hölle mit feurigem Pinsel schildern; kein Herz zerschmilzt durch gesetzliches Wettern — die Botschaft des Friedens kann Felsen zerschmettern! Darum, Boten des Friedens, der Freuden, geht, zeugt vom Blut, von Jesu Verscheiden mit frohem Muth! Pflanzet treu wie Paulus; begießt sorgfältig wie Apollo! Er, der allein Herzen erweichen und bändigen kann, wird das Gedeihen geben."

In einem Liede, Nr. 342, redet er die Prediger so an:

Auf, Evangelisten!
Laßt euch mit Geduld
Und mit Eifer rüsten!
Zahlet eure Schuld!
Fühlt ihr euch vom Triebe
Heißen Danks beseelt?
Liebe zündet Liebe:
Auf dann nnd erzählt!

Frohen Muths verkündigt
Christi Kreuzestod,
Der die Welt entsündigt
Und versöhnt mit Gott!
Er schafft Frucht den Lippen
Eurer Zeugenschaft:
Durch verborg'ne Klippen
Führt euch seine Kraft.

Tretet, Friedensboten!
Auf an Christus Statt:
Weckt das Heer der Todten,
Den, deß Leben matt
Hinschleicht, faßt mit Gnade
An und stärket ihn.
Auf des Friedens Pfade
Weiset Alle hin!

Lieblich sind die Füße
Seiner Prediger:
Hört! ihr Wort, das süße,
Schallet weit umher.
„Friede, Friede, Friede!"
So klingt Anbeginn,
Mitt' und Schluß vom Liede:
„Nehmt den Frieden hin!"

Wer dem Heiland dienen will in seiner Gemeinde, der muß mit ihm in einem Bunde stehen. „Was nun die Diener des Heilandes besonders betrifft," so mahnt er Reden 2, 156, „so ist

ihnen ein Bund mit ihm in zwiefacher Hinsicht unentbehrlich: einmal für ihr eigenes Herz, und dann, um ihr Amt nach seinem Sinn führen zu können. Es ist nicht genug, daß sie für sich ihn bitten, mit ihnen zu thun, was ihm beliebet, und von ihnen zu nehmen, was ihn betrübet, sondern sie müssen auch, um ihres Amtes zu warten, wie es recht ist, ihn zum Führer haben, dem sie willenlos nachfolgen, wo er hingeht. Nur wenn er in Herzens- und Amtssachen in ihnen regiert nach seinem verborgenen Rathe und Sinn, wenn er allein ihnen anweiset, was sie zu thun und zu lassen, wo sie zu handeln und zu leiden, zu reden und zu schweigen haben, können sie zu seinem Wohlgefallen für ihn arbeiten. Daß er nun diesen Sinn in den Herzen seiner Diener in der Brudergemeine ewiglich bewahre, daß er seinen Bund mit ihnen von Zeit zu Zeit immer wieder aufrichte, ist das Flehen aller treuen Geschwister, weil es sonst der Gemeine bald an treuen Aeltesten und Aufsehern, Aposteln und Evangelisten fehlen würde." In einer Ordinationsrede legt er schön an das Herz, daß der Prediger aus Liebe zu dem Herrn Seelen dem Herrn gewinnen soll, auf daß sie ihn wiederlieben, der sie erst geliebt hat. „Wir sollen," heißt es Reden 2, 308 f., „auch andere Menschenseelen für das Halten seiner Gebote aus Liebe anwerben. Wir sollen ihm nachfolgen, nicht nur in dem Sinne, daß wir ihm ähnlich werden, sondern auch, daß wir seine Geschäfte auf Erden ausführen, wie er seines Vaters Geschäfte ausgeführt hat: er ist noch lange nicht seelensatt. Wir sind berufen, die Tugenden dessen, der uns herumgeholt hat vom Verderben zur Genesung, aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht, zu verkündigen — theils durch unsern Wandel, mit welchem wir leuchten sollen als ein Licht, das er in der Abendstunde auf dem Leuchter zugerichtet hat — theils durch das Predigen des Wortes der Wahrheit, worin wir in der weiten Welt, als seinem Feld oder Weinberg, geschäftig sein sollen. Hat er eines von uns hiezu auserseheen, so legt er ihm zuerst die Frage vor: Hast du mich lieb? weil ohne brennendes Gefühl der Liebe zu ihm keiner seiner Knechte, keine seiner Mägde etwas Bedeutendes für ihn ausrichten kann. Wenn auf diese Frage die Antwort mit Wahrheit lautet: Du weißt alle Dinge! du weißt, es kleben Herz, Seel' und Sinnen an dir, mein Leben, so wahr du lebst! so spricht er: Weide meine Lämmer! weide meine Schafe! und damit hat der Berufene die wahre Weihe zum Amt empfangen."

Nicht ein großes Wissen, sondern eine tiefe, inbrünstige Liebe zu dem Herrn ist die beste Ausrüstung zu dem Amte, das die Versöhnung predigt. Beweglich legt er dieses in einer Rede (Reden 1, 136 f.) den zukünftigen Dienern der Gemeinde an das Herz. „Euch, meine lieben Pädagogisten! wird euer hoher Beruf, einst die Gemeinen Gottes unter uns mit Wort und Sakrament zu bedienen, sie auf grüne Auen und zu lebendigen Wasserquellen zu führen, und zugleich als gute Vorbilder der Herde vorzuleuchten, fleißig vorgehalten; er ist euern Gedächtnissen und heute wahrlich auch euern Herzen tief eingeprägt. So gehet dann hin und lernet Alles, was sich dazu gehört und Jesu Lehre ziert und ehrt! sparet darin nicht Fleiß und Mühe und kaufet jede Stunde eurer kostbaren, nie wiederkehrenden Jugendzeit sorgfältig aus! aber das Innerste eurer Herzen — ach bewahrt es heiliglich ihm, dem Tilger eurer Sünden, dem Freund eurer Seelen, dem Fürsten eurer Jugend! Da hinein bringe kein Abgott, auch nicht der des Stolzes auf Wissenschaft! Wolltet ihr anfangen, dem Wissen ausschließlich anzuhangen und ihm zu huldigen, alsbald würde euer Herz erkalten und euer Kopf sich blähen: denn Wissen blähet auf, aber die **Liebe**, die Liebe bessert und heiligt. Darum erbittet euch heut vom Heiland ein in seiner Liebe brennendes Herz, und ächte Herzenseinfalt und Demuth mitten in euerm wissenschaftlichen Streben! So werdet ihr fröhlich vor ihm und seiner Gemeinde gedeihn!"

Aehnlich heißt es in den geistlichen Liedern Nr. 335:

Blüh' ihm empor, die Hoffnung künft'ger Zeiten!
Und reif' entgegen deinem hohen Ruf —
Laß dich zum Dienste dessen, der dich schuf
Und blutend neu erkämpfte, zubereiten!
Doch willst du seines Reichs Posaune sein,
So räume dich erst selbst ihm völlig ein!

Der Diener am Worte hüte sich vor dem Dociren, er wolle bei Leibe nicht das Christenthum andemonstriren: er schüre das Feuer in seinem Herzen, reiße seine Zuhörer zu dem am Kreuze geöffneten Herzen Jesu hin — und geschehen ist, was geschehen sollte. „Doch was wär's," lesen wir in den Predigten S. 6 f., „wenn nur wir, seine Knechte, das sagten? wenn's immer nur in der dritten Person hieße: folget ihm! Das Wort könnten wir Sonntag vor Sonntag, Jahr vor Jahr lebenslänglich wiederholen,

und es käme leer zurück — wir blieben Stimme von Predigern in der Wüste, in der Einöde verhallende Töne! Aber Dank sei seinem Erbarmen! Er tritt selbst, wie vor Philippum, vor jedes Herz, das da hungert und durstet nach Gerechtigkeit, und ruft in eigner Person: Folge mir! Dann gilt es Ernst: sein Mund weiß den zwei Worten einen Nachdruck zu geben, wie Keiner. Doch fehlt es nicht an Leuten, die sich auch da noch wehren, die erst Beweise fordern von der Wahrheit seiner Lehre, von der Göttlichkeit seiner Person, von der Kraft seiner Liebe — und wieder nicht an Andern, die sich mit großem Ernst beeifern, das Verlangte zu leisten, die Tag und Nacht studiren, Folianten nachschlagen, alle Kräfte der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit aufbieten. Wer wollte das Alles verachten? Aber der Heiland hat es doch viel kürzer beisammen, und ihm nach alle seine Diener, die ihn selbst persönlich kennen. Sie wissen jenes Streben, seinen Tempel von außen zu stützen, nach Würden zu schätzen — was darin Haltbares geschieht, ehren und nützen sie, und tragen auch wohl mit Freuden ihr Scherflein dazu bei: aber nie vergessen sie, daß des Hauses Herrlichkeit inwendig ist, daß es durchaus betreten und von innen besehen sein will. Darum bleibt ihr Hauptwort an die Frager und Zweifler, wie des Heilands und Philippi: Kommt und sehet! Das gibt dann einen Beweis aus Herzerfahrung, der freilich nie allgemein gültig sein kann, sondern immer nur den Einen, der so eben erfährt, bindet: aber für diesen ist er auch statt aller andern. Und da Jedermann die Erfahrung machen kann, so ist ihm dadurch der Weg zur Allgemeinheit geöffnet. »So ist's! Du bist's! Ich hab' dich selbst erfahren!« Dawider gilt keine Einwendung eines dritten Mannes: verlachenswerth ist Jeder, der sich in's Heiligthum eines fremden Herzens eindrängen will. — Kommt nun ein Herz und sieht, so will es wohl auch nicht immer gleich verfangen: aber da hat der Heiland ein unfehlbares Mittel: er zeigt sich als Opferlamm! Wenn er selbst kommt, wenn seine Wunden dem Herzen blutig entgegenfunkeln, wenn er ruft: siehe, ich bin Gottes Lamm! — wer kann dagegen aufkommen? so bekennen die Erlösten des Herrn mit Einem Munde:

Als du lebtest, zog mich deine Liebe —
Doch ich sträubte mich mit hartem Triebe;
Erst auf den Höhen

Golgatha's verging mir's Widerstehen.
Heiß umarm' ich nun dich, kalte Leiche!
Ach wie hast du mir, du edle, bleiche,
Das Herz genommen!
Ach wie ist's an deinem Eis entglommen!"

Die Reden und Predigten Albertinis sind von dem höchsten Interesse. Die Brudergemeinde ist in denselben zum ersten Male aus ihrer Verborgenheit herausgetreten und die Gabe der Predigt, welche so vielen Lehrern dieser Gemeinde eigen war, ist erst in denselben an die Oeffentlichkeit gekommen. Einzelne Predigten von Herrnhutischen Pastoren sind ja allerdings gedruckt worden, aber nur zerstreut in den erbaulichen Schriftensammlungen der Gemeinde, welche nur für die Gemeinde und den engen Kreis der Freunde derselben bestimmt waren: Albertinis Predigten und Reden sind in weiteren Kreisen bekannt und beliebt geworden, sie waren vornehmlich in dem dritten Jahrzehnte unseres Säkulums eine Lieblingslektüre der angeregten und erweckten Seelen, sie sind jetzt ein Gemeingut der deutsch-evangelischen Kirche.

Die Reden Albertinis, welche in den beiden Sammlungen enthalten sind, unterscheiden sich von den dreißig Predigten hauptsächlich dadurch, daß sie nicht geistliche Reden sind, die bei dem Sonntagsgottesdienste gehalten wurden, sondern Vorträge sind, welche in Wochengottesdiensten, wie bei besonderen festlichen Anlässen in der Gemeinde geschehen sind. Diese Reden, welchen die Loosung des Tages zu Grunde liegt, enthalten Ansprachen an die Jugend, an die ledigen Schwestern, an die ledigen Brüder, an das Ehechor, an die Wittwen, an alle Chöre, sowie Reden bei Ordinationen von Diakonen, Presbytern, Bischöfen, bei Sterbefällen u. s. w. Jene dreißig Predigten treten aus diesen engen Schranken heraus: der Prediger wurde in den Jahren 1805—1810, aus welchen sie stammen, eben so gern von den Gliedern der Gemeinde als von Fremden gehört, er nimmt darauf Rücksicht und wir dürfen sagen, diese Predigten könnten in jeder evangelischen Kirche so, wie sie uns im Druck vorliegen, getrost gehalten werden. Sie verrathen, wenn man ihre äußere Form in das Auge faßt, gar nicht einen herrnhutischen Verfasser.

Die Anlage dieser Predigten nämlich ist durchaus nicht eigenthümlich. Sie haben ihren Text, ihren Eingang, ihre Disposition,

ihren Schluß. Der Text ist vielfach frei gewählt, hat ja die Brudergemeine von Anfang an das Joch der Perikopen nicht gekannt: der Redner nimmt seinen Text aus dem Alten Testamente eben so gern und gut als aus dem Neuen, beide Testamente sind ihm Gottes Wort: er bedient sich der lutherischen Bibelübersetzung. Bringt er doch auch aus Luthers kleinem Katechismus die Auslegung der ersten Bitte (Predigten S. 227) wörtlich bei. Die Einleitung ist mit besonderm Fleiß und Geschick ausgearbeitet: sie führt nicht auf großen, langweiligen Umwegen zu dem Gegenstande des Vortrags, sondern erreicht das Ziel, wenn auch nicht gerade rasch, so doch sicher; sie versetzt alle Mal den Hörer in die rechte Stimmung, sie spannt, sie fesselt ihn in hohem Grade. Sack, welcher in den theologischen Studien und Kritiken 1831, 350 ff. über Schleiermachers und Albertinis Predigten eine Recension geliefert hat, die vortrefflich ist, — in der Geschichte der Predigt, S. 316 ff., ist er sehr kurz und knapp, — hebt mit Recht hervor, daß die natürliche Kunst des Verfassers besonders groß sei in den Eingängen, deren ächte Bestimmung er ganz erfülle, nämlich so natürlich, so lebensvoll und gründlich das Gemüth in eine bestimmte Fassung zu bringen, daß am Schlusse derselben das Thema, auch ohne die Form des Hauptsatzes jedem vor Augen steht. Vergl. S. 389. Der Redner geht oft von äußeren Erlebnissen, von inneren Erfahrungen, von einem Bilde, von einer Schriftstelle aus: alle Mal wählt er den Eingang, welcher der passendste ist. „Sehet zu," so hebt er die Predigt am 21. Sonntag nach Trinitatis über die Epistel Ephes. 6, 10—17 im Jahre 1806 an (Predigten S. 313 ff.), „daß euch nicht Jemand verführe! Ihr werdet hören Krieg und Kriegsgeschrei: sehet zu, und erschrecket nicht. Es wird sich empören ein Volk über das andere, und ein Königreich über das andere, und wird sein Pestilenz und theure Zeit, und Erdbeben hin und wieder. Da werden sich Viele ärgern und werden sich unter einander verachten und werden sich unter einander hassen. Und es werden sich viel falsche Propheten erheben und werden Viele verführen. Und dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten. Wer aber beharret bis an's Ende, der wird selig. (Matth. 24, 4 — 13.) Lasset uns aufmerken, meine Geliebten! daß kein Wort der denkwürdigen Weissagung des Herrn, des Durchschauers der Zeiten, uns verloren gehe! Ist sie nicht

das lebendige Gemälde vieler, ach auch unserer Zeiten? Krieg und Kriegsgeschrei, Empörung, Pest, Theurung, Bergstürze und Erdbeben hin und wieder — Verrath, Haß, Aergerniß, falsche Propheten, Verführer aller Art — schwellende Ungerechtigkeit und ach! erkaltende Liebe, sinkende Flamme der Herzen — ist wohl eine unter allen diesen Plagen der Menschheit, die uns nicht umringte und drückte? Zwar zunächst bezeichnet das Wort des Herrn jene näheren Zeiten, sechszig bis siebzig Jahre nach seiner Erscheinung auf Erden: eben die nämlichen, in welchen der Apostel unsern heutigen Text niederschrieb, um die Gläubigen zu Ephesus gegen ihren Druck, Angst und Gefahr mächtiglich zu waffnen. Auf diese Zeiten hin weissagte der Heiland zuförderst und eigentlich; doch unstreitig hat er zugleich alle ihnen ähnliche im Laufe der Zukunft in's Auge gefaßt. Und welche ist wohl ähnlicher, als die unsrige? entsprechen nicht beide einander beinah Zug für Zug? bedarf es erst der genauen vereinzelnden Vergleichung, welche uns das herzzerreißende Bild des Unheils und des Unglücks unserer Tage nur näher und schmerzlicher unter das Auge rücken würde? Nein! wir begnügen uns, die Grundzüge des Schreckensgemäldes von der Hand des Meisters, des großen Kenners und Malers der Zeiten, uns vorgezeichnet zu sehen; denn nicht zum Jammern und Verzagen, sondern zu Trost und Ermunterung, zur Stärkung unsers Glaubens, Belebung unserer Hoffnung sind wir versammelt. Reich fließt dieß Alles aus der lauteren Quelle unseres heutigen Textes: in Zeiten, die den unsern gleichen, und für solche Zeiten ward er an Alle, die in Christo Jesu sind, geschrieben. So höret denn, die ihr ihm angehört: Welches sind die wahren Gefahren und der wahre Kampf jener und unserer Zeiten? welches ihre Waffen? welcher ihr Sieg?"

Schön beginnt die Rede über Psalm 89, 34 und Joh. 15, 16 (Reden 1, 16 f.): „Wenn wir auf dem Hutberg spazieren gehen, meine lieben Brüder und Schwestern! finden wir manchen Leichenstein, bei dem wir nachdenkend stille stehen, dessen Name und Inschrift unser Herz belebet und erhebet. Es ist aber vorzüglich Einer, an dem es uns schwer wird, kalt vorüberzugehen. Da sind die Schlußworte der Inschrift: Er war gesetzt Frucht zu bringen, eine Frucht die da bleibe, — die Worte des Heilandes in dem heutigen Text. — Wir kennen den Mann, liebe Geschwister! wir kennen die Frucht, welche zu schaffen er gesetzet war, die geblieben

ist bis heute, und die nach unsern innigsten Herzenswünschen bleiben soll, bis der Herr der Ernte kommen wird. Wir können an den Mann nicht denken ohne warme Liebe und herzliche Rührung; denn wir haben den nächsten Antheil an der Frucht, die durch seinen Dienst im Garten des Herrn geschafft worden ist. Wir könnten nicht, dort oben spazieren gehend, herabblicken auf unsere Friedenshäuser, wo im Innern und im Aeußern die Freundlichkeit des Heilandes geschmeckt wird, wenn nicht der Mann gewesen wäre. Da denken wir: wie hat ein Mensch, ein sündiger Mensch, wie wir Alle, das ausrichten können? An Fehlern, an Uebereilungen und Abwechselungen fehlte es bei ihm nicht; auf ihn selbst paßt der Ausdruck seines herrlichen Liedes: Sieht man in sein Buch hinein, da steht's, daß er auch Sünder sei. — Wer war bereitwilliger, als er, das anzuerkennen? wer hatte ein tieferes, innigeres Gefühl davon? Aber die Kraft des Herrn war mächtig in ihm: die lehrte ihn lieben. Denn fragen wir: wie konnte er so Großes ausrichten, wie den Zweck erfüllen, Frucht zu schaffen, und eine Frucht, die da bleibet? so ist die Antwort: er konnte es durch die Kraft der Liebe. Diese eine Perle hatte er gefunden, und hatte sie bewahret in allen Lagen des Lebens, bis sein Dienst erfüllet war."

„Es geschieht zuweilen," so leitet Albertini (Reden 1, 260 f.) seinen Vortrag ein, „meine lieben Brüder und Schwestern! wenn wir in der Bibel lesen, oder unser Loosungsbuch aufschlagen, daß uns ein Gotteswort schnell, auf ein Mal, in einem neuen, zuvor noch nicht erkannten Lichte, erscheint, so daß wir in uns selbst erstaunen, und es uns ist, als hätten wir es zuvor noch nicht gelesen oder gehört. Nicht eben, als ob wir dieses Wort nun mit dem Verstande besser faßten wie zuvor: diesem kann es schon bisher vollkommen klar gewesen sein; aber über seine Anwendung auf unser Herz und Leben geht uns ein neues Licht auf. Es ist, als ob eine Kraft aus diesem Wort hervorginge, die unser Innerstes ergreift, wodurch es eine neue und selige Bedeutung für unsern inwendigen Menschen gewinnt. Da erst wird uns diese Schrift geöffnet. Denn den Buchstaben der Bibel fassen, das ist noch wenig: dabei kann sie uns ein verschlossenes Buch sein und bleiben, wie sie es für Tausende ist, die ihren Wortverstand wohl begriffen haben. Daß uns die Schrift geöffnet ist, erkennen wir daran, daß Strahlen ihres höheren Lichtes unser Herz treffen, daß sie mit ihren Gotteswahrheiten in

unser Leben eingreift, unsre Seele gen Himmel hebt, unser ganzes Wesen hinnimmt. Wenn uns so Etwas begegnet, meine lieben Brüder und Schwestern! mit diesem oder jenem Spruch, wer ist es denn, der ihn uns öffnet? Sind wir es? oder ist es sonst ein Menschenkind? Ach nein! Es ist der, an den uns der heutige Festtext (Luk. 24, 32) erinnert. Was er dort auf dem Wege that an den Jüngern, die nach Emmaus gingen, das thut er noch heute an uns in den seligsten Stunden unsers Lebens. Er öffnet uns die Schrift für unser Herz; denn außer ihm kann es Niemand." „Es ist, meine lieben Brüder und Schwestern!", so beginnt eine andere Rede (Reden 1, 252 f.), „für einen Wanderer, der den Weg nicht mit Sicherheit kennt, keine leichte Aufgabe, bei trübem, nebligem Wetter die rechte Straße zum Ziele nicht zu verfehlen: es kommen Kreuzwege, und mit ihnen die Ungewißheit, welches der rechte Weg sei. Zuweilen begegnet dem einsamen Wanderer wohl Jemand, der ihn zurecht weiset: »das ist der Weg, denselben gehe, sonst weder zur Rechten, noch zur Linken«. Dadurch wird des Pilgers Herz auf eine Zeit lang getröstet: doch ehe er's denkt, ist wieder Ungewißheit da; denn neue Wege kreuzen sich, es entsteht auf's Neue die Frage: wo nun hin? Und so geht der Reisende oft lange in der Irre herum. Das ist ein Bild, meine lieben Brüder und Schwestern! von unserm Gang durch diese Zeit auf unserer Wallfahrt zum himmlischen Ziele. Ach! unsre Augen sind trübe und von Nebel umschwommen, seit wir gesündigt haben, sie taugen nicht mehr, das rechte Licht zu sehen. Es fehlt uns freilich nicht an treuem Unterricht, an redlichen Lehrern, an guten Büchern, die uns von Zeit zu Zeit zurufen: »das ist der Weg, denselben gehe, sonst weder zur Rechten, noch zur Linken!« Dann kommen wir vielleicht eine Zeitlang vorwärts; aber die alte Ungewißheit kehrt zurück. Wir gehen, sagt die Schrift, Alle in der Irre, gleich Schafen; wir sehen auf den Weg, den wir vor uns haben, und fragen oft lange nicht mit gehörigem Ernst, ob es auch der rechte sei? Erwachen wir dann auch aus dem Traume, so finden wir doch nicht so leicht Jemanden, der uns nicht allein den rechten Weg deutlich und zuverlässig zeigen, sondern uns auch begleiten könnte, um uns darauf zu erhalten." Prächtig ist der Eingang zu der Predigt über das vierte Epiphanienevangelium, Pr. S. 27 f.: „Wer fähret hinauf gen Himmel und hinab? wer fasset den Wind in seine Hände? wer bindet die Wasser

in ein Kleid? wer hat alle Enden der Welt festgestellet? wie heißet er, und wie heißet sein Sohn? Weißt du das? (Sprüchw. 30, 4.) So, meine Geliebten! fragte man sich zu den Zeiten Salomons, des Weisesten unter den Königen: so lesen wir's in seinen Sprüchwörtern. Man fragte sich, aber die Antwort blieb aus: da war nicht Einer, auch der gottbegabte weise König selbst nicht, dem nicht jede Erwiderung versagt hätte auf die gewaltige Frage. Jahrhunderte nachher fährt eine kleine Flotte über den See von Galiläa: plötzlich erregt sich ein groß Ungestüm im Meer — Gottes Stürme toben, die Wogen brausen, Wellen bedecken das Schifflein — der Untergang droht nah und furchtbar heran. Ruhig, in stiller Größe erhebt sich ein Mann in einem der Schiffe: der fasset den Wind in seine Hände, der bindet die Wasser und ebnet sie zur Spiegelglätte. Schweig! droht er dem lärmenden Meer mit ausgestreckter Hand, und es schweigt. Verstummt! gebietet er den rasenden Winden mit allmächtigem Arm, und sie verstummen. Was ist das für ein Mann! rufen die Leute mit erschrockener, zitternder Freude. Denn auf ein Mal haben sie die Jahrtausende lang vergeblich gesuchte, fruchtlos ersehnte Antwort auf die große Frage: wie heißt sein Sohn? Jesus Christus, der dort unter euch auf dem Schiffe steht, in kaum verhaltener Gottesgröße, dem die Strahlen der Majestät so eben unter der Hülle der Knechtsgestalt hervorblitzten: der ist's, der die Himmel zerriß und herabfuhr, eine sündige Welt zu erlösen — der bald wieder auffahren wird, seinen Erlösten die Stätte des ewigen Friedens zu bereiten: der ist's, der die Enden der Welt festgestellt hat, dem das ganze Weltgerüst allenthalben offen ist. Und wie heißt der Vater dieses Sohnes? Lernet den Sohn kennen, den ihr sehet, der weiset euch den Vater, den ihr nicht sehet: ja wer ihn siehet, siehet den Vater! So darf hinfort Niemand mehr auf die Frage: weißt du das? die Antwort schuldig bleiben: enthüllt ist das unermeßliche Geheimniß jedem, der es wissen will: hören kann es, wer nur Ohren mitbringt zum Hören. Sehet ihn recht an! Was ist das für ein Mann, dem Wind und Meer gehorsam sind!" Gelegentlich entbehrt eine Predigt des besonderen Eingangs, wie z. B. gleich die erste über Joh. 1, 35 u. 51: hier heißt es gleich nach der Textverlesung: „Wie wirbt sich der Heiland Jünger? Wie kommt er den Seelen entgegen, die er sich zu eigen

machen will? Die Erzählung unsers Textes, meine Geliebten, ist eine fortlaufende Antwort auf die Frage. Sie lautet: kurz und gut, wahr und klar, mehr mit Thaten als mit Worten, mehr mit Geist als mit Buchstaben." (Predigten, S. 3.) Hier wird ein Mal mit dem Thema der Rede gleich in das Haus eingefallen; was der Redner wohl nur that, weil erstens der Text recht lang war und so das Vorlesen desselben schon viel Zeit für sich in Anspruch genommen hatte, und weil weiter der Gesichtspunkt, unter welchen dieser Schriftabschnitt gestellt werden sollte, so nahe lag, daß er sich Jedem von selbst ergab.

Albertini legt auf die Formulirung des Themas und der Theile keinen großen Werth. Alle seine Predigten und Reden haben einen Centralpunkt, um den sich Alles lagert und gruppirt; allein er drückt diesen Kern der Rede nicht immer mit scharfen, bestimmten Worten aus, öfters, wie gleich in der ersten Predigt, deren Anfang ich eben erst mitgetheilt habe, spricht er den Gegenstand seines Vortrags in doppelter Fassung aus. Die Theile der Rede werden auch nicht immer scharf markirt; eine Disposition fehlt in den Predigten 12. 13. 17 u. a. nicht, allein dieselbe wird nicht herausgestellt und angegeben. Der Schluß der Rede ist höchst einfach und natürlich: der letzte Theil spitzt sich von selbst zu; einen besondern, für sich auf- und hervortretenden Schluß habe ich in keiner Predigt gefunden.

Was die Sprache dieser Predigten und Reden anlangt, so muß man derselben das höchste Lob widerfahren lassen: es wundert uns, offen gestanden, daß wir so eine reine, schöne Sprache bei einem Prediger der Brüdergemeine finden. Es hat der Ton, welchen der Mann anschlug, ohne welchen es heut zu Tage keine Brüdergemeine geben würde, in den Predigten der Gemeinde sich erhalten: sie hat diesen Ton, welcher zu seiner Zeit ein ganz neuer und unerhörter war, nicht sinken, nicht verklingen lassen. Dieser tiefe Brustton ist bis auf den heutigen Tag geblieben und Albertini hat Alles, was in seinen Kräften stand, gethan, um ihn der Gemeinde zu bewahren. Aber so hoch wir den Ton schätzen, welchen der fromme Graf anschlug, so verkennen wir doch nicht im Mindesten, daß er diesen Ton in einer Form und Weise anschlug, welche wir für nicht vereinbar halten mit der Würde der Kanzel, mit dem Ernste des Gottesdienstes. Zinzendorf war ein vollkommener Cavalier; er redete in der Sprache, welche damals in der vornehmen Gesellschaft

herrschte, und diese Sprache war ein Mischmasch eigenster Art. Eine Menge französischer Ausdrücke und Redensarten hatte sich eingedrängt: es gibt keinen Brief, keine Rede Zinzendorfs, welche nicht Spuren dieser Sprachverwirrung an sich trüge. Zum Glück ist diese Zinzendorfische Unart nicht auf den bedeutendsten Prediger seiner Gemeinde übergegangen: Albertini ist kein Sprachverfälscher und Verderber, er wirft nicht mit Wörtern aus fremden Sprachen um sich: sein Ausdruck ist rein, ist edel, ist deutsch. Gelegentlich begegnen uns noch einige Ausdrücke, welche wir weg wünschen, ich rechne dahin, Predigten S. 4, Realität, S. 6 Folianten, S. 19 Original, S. 79 Diät, S. 91 Kontrast, S. 165 Liebesobjekte, S. 203 Lebensmaxime, S. 322 paradox und S. 323 hypochondrisch u. s. w., gestehe aber zu, daß der Redner sich dieser Ausdrücke am Ende noch bedienen konnte, da dieselben in der Gemeinde geläufig sind. Zinzendorf ist bekanntlich sehr bilderreich in seiner Sprache und seine Bilder sind nicht immer gehalten und würdig, zart und keusch, er liebt das Spielende und Tändelnde, das Sinnliche, das Sentimentale. Bei Albertini treffen wir von dieser verkehrten Geschmacksbildung nicht mehr viel an, nur hie und da einen ganz geringen Rest. Ausführliche Bilder dürfen wir bei ihm nicht suchen, er liebt nicht das Ausmalen; aber seine ganze Sprache ist anschaulich, bildlich. Die abstrakten Begriffe und Gedanken legen bei ihm regelmäßig ein konkretes, malerisches, bildliches Gewand an. Geben wir eine kleine Probe, wie er dieses Uebersetzen aus dem bloßen Begriff in die farben- und lebensvolle Bildlichkeit und Anschaulichkeit meisterhaft und musterhaft versteht! In der herrlichen Predigt über die Heiligung lesen wir (Predigten S. 182): „Jetzt aber haben wir geschmeckt, was Sieg des Geistes ist! gekostet haben wir reine Seligkeit! wir haben ein Mal überwunden durch des Lammes Blut: das hebt die Hoffnung und stärkt den Muth: mit jedem neuen Sieg nehmen beide zu — unser Vertrauen wächst mehr und mehr zu dem, der in uns anfing das gute Werk, daß er es mitteln und enden werde. So kann er Schwachen genug Kräfte machen, daß sie stets wachen und siegreich sind. Höher heben wir uns über die Erde — höher steigen wir von Zeit zu Zeit aus der Finsterniß in sein wunderbares Licht! Wunderbar verändert es die Farben aller Dinge: aus Weiß macht's Schwarz und aus Schwarz Weiß. Aus Bürgern hienieden sind wir plötzlich Fremdlinge geworden —

aus Einwohnern Pilger. Unsere wahre, ewige Heimath hat sich uns gezeigt: das Thor des Paradieses steht offen vor unsern Augen: von ferne sehen wir die Stadt, die das Herz magnetisch ziehet; deren ew'ge Sonne hat uns in Liebe angeglühet. Der Leib, der uns sonst das Erste war, den wir als unser eigentliches Ich wo nicht betrachteten, doch behandelten, ist uns jetzt weiter nichts als ein Reisekleid, das man ablegt, wenn man nach Hause kommt. Wir pflegen ihn wohl nach des Apostels Rath — wir warten sein, doch also, daß er nicht übermüthig werde: darum enthalten wir uns der fleischlichen Lüste, die, sobald wir uns auf's Neue mit ihnen einließen, alsbald mit neuem Erfolg wider die Seele stritten. Ein Gräuel wird uns Fressen und Saufen, Kammern und Unzucht: je tiefer wir hinein versunken waren, und die unselige Knechtschaft erfahren hatten, desto schleuniger fliehen wir: doch auch dann, wenn wir diese groben Ausbrüche der Herrschaft des Fleisches mehr nur vom Hörensagen kannten, lernen wir sie jetzt erst ganz würdigen. Doch zugleich wissen wir wohl, daß sie weder die einzigen noch die bedenklichsten Widersacher des Geistes sind: die reizenderen buntfarbigen Schlangen, die feinere Sinnlichkeit, die unter dem Mantel der Sittsamkeit verborgene Lust der Augen und des Fleisches und das hoffärtige Leben kennen wir als nicht minder giftig, und unter schuldloserem Schein und freundlicher Glätte doppelt gefährlich. Darüber werden wir indeß nicht ängstlich im Genuß der unschuldigen Annehmlichkeiten dieses Lebens: wir geben uns ihnen um so fröhlicher und sicherer hin, je zuverlässiger der Schiedsrichter in unserm Innern, der neue, gewisse Geist, den wir empfangen haben, uns über sie belehrt. Wo er sein Ja und Amen spricht, wo er mitgeht, da gehen wir getrost hin: wo er, wenn auch noch so leise warnt, wo er sich zurückzieht, da werden wir bedenklich und fragen näher nach. Ueberdem hüten wir uns sehr, irgend eine Freude dieses Lebens zu überschätzen: hoch über sie hinaus gehn uns die Freuden in dem Herrn, der Genuß des Friedens und der Freude im heiligen Geiste — auf die Freuden freuen wir uns! Denn das: Ihr seid theuer erkauft! schallt uns immer wieder, und wird uns eine immer ernstere Verpflichtung zu dem: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig! Leib und Geist sind Gottes — sein durch die Schöpfung, dreifach sein durch den theuren Kauf — preiset ihn an beiden! Der Geist sei ihm ganz geweiht, — er regiere darin nach

seinem verborgensten Rathe und Sinn! Der Leib sei ihm ein Gefäß der Heiligung und der Ehren, seinem Willen und Zwecke gemäß! ach daß ihm zu Ehren doch alle Gedanken, Begierden, Blutstropfen geheiliget wären! Das ist die Richtung befreiter Geister, der Sieger des Fleisches, die alles Fremde Schaden heißen, und der lauteren Liebe, und in ihr der vollen Ueberwinderkrone entgegenstreben. So baut man sich und gibt sich als lebendigen Stein zum Bau eines geistlichen Hauses: so wird man zum heiligen Priesterthum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum."

Einige Bilder bei Albertini sagen uns nicht zu wegen ihres zärtlich-sinnlichen, empfindsamen Charakters. Er spielt nicht gern mit Christus dem Bräutigam, der bräutlichen Liebe zwischen dem Seelenbräutigam und der begnadigten Seele, mit dem Brautkusse, durch welchen sich Christus mit dem Menschen verlobt und dergl. Bildern und Vergleichungen, welche uns in Zinzendorfs Liedern, wie überhaupt in den Gesängen der Gemeine häufig, vielfach allzuhäufig begegnen. Er ist hier äußerst zurückhaltend, spröde und keusch. Aber hin und wieder läßt er der Herrnhutischen Anschauungs- und Ausdrucksweise doch zu sehr den Zügel schießen. So lesen wir Predigten S. 53: „Die Offenbarung, in welcher uns der Geist zum ersten Male die blutige Gestalt zeigt, in welcher das Marterbild uns überwindet, in welcher des Heilands Liebe uns von der Sündenbahn allmälig abzieht und sein Blut unsere Herzen überwiegt — der Genuß, wenn wir, von Noth und Liebe gedrängt, unter seinem Kreuze liegen, wenn sein durchbohrter Fuß tausend Dankes- und Liebesthränen und die wärmsten Sündenküsse empfängt; — wenn er uns dann mit himmlischer Huld zu sich aufrichtet und an seine blutende Brust drückt, und die blassen Lippen uns auf's Herz küssen; — oder wenn wir in der Stille allein gehen, wo er uns unsern Himmel bettet und, unsere Wahl zum Segen überlegend, vor ihm weinen und Stunden lang nichts thun möchten, als immerfort weinen; oder wenn wir Psalmen singen, deren Inhalt sein Tod ist, und die Gottesharfen wohl noch nicht klingen, wir uns doch aber am liebsten aus der Hütte sängen, so wohl ist uns — alle diese Entzückungen sind nicht minder hoch, selig, unaussprechlich." Weiter Predigten S. 195. „Dann, o Seele! sieh dich um! es steht der Fürst mit der blut'gen Seite da — ach du fühlst es, wie er dürste, daß er liebend dich umfah'! Dann gibt es Nennungen mit Namen, die Niemand kennt,

denn der sie empfähet — dann gibt's Fußfälle, Sünderthränen, heiße Küsse — ach wer vermag's zu beschreiben! Das ist die erste seligste, doch nicht die einzige Magdalenenscene." Endlich ebd. S. 198: „Kurz, keines geht durch das Jammerthal, weinend nach seiner Seele, das nicht um die Achseln sein Umarmen merkte, das nicht im Herzen sein Erbarmen fühlte." Zu stark und übertrieben scheint es uns auch zu sein, wenn der Redner (Predigten S. 302) sagt: „Sie sind Gegenstände seines herzinnigsten Erbarmens, seiner unermüdbarsten Liebe: es brausen ihm über ihnen die Eingeweide seiner Barmherzigkeit." Nicht richtig ist gelegentlich der bildliche Ausdruck: so heißt es in den Predigten S. 7: „Wenn er selbst kommt, wenn seine Wunden blutig dem Herzen entgegenfunkeln", und „da fließt der blutige Strom der Wahrheit, die selig und heilig macht." S. 112. Es muß übrigens zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß der Ausdruck „die Eingeweide der Barmherzigkeit" durch den Urtext nahe gelegt wird und daß in den Reden und Liedern der Gemeinde die beanstandeten Bilder vorkommen. Albertini verwebt überhaupt gern Verse aus dem Brüdergesangbuche in seinen Vortrag, er markirt es nicht ausdrücklich, daß er in den Liederschatz, in welchem die Brüder und Schwestern vollständig zu Hause sind, hineingreift, ganz von selbst legen sich ihm diese poetischen Stellen auf die Lippen; öfters nimmt er in seine Reden auch ganze Lieder oder größere Bruchstücke aus Liedern auf, welche seinem frommen Herzen entströmt sind. Ich erinnere, um das Letzte zu beweisen, an das in die ergreifende Predigt über Jakobs nächtliches Ringen mit Gott eingeflochtene Lied, und wer die bisher mitgetheilten Stellen gelesen hat, ist in denselben so manchen rhythmischen Passagen und deutlich hervorklingenden Reimen begegnet, daß ich weitere Beläge für meine Behauptung nicht beizubringen brauche. Unter den Predigern der evangelischen Kirche ist unser Albertini nach meinen Wahrnehmungen der Allererste, welcher der christlichen Dichtkunst einen größeren Einfluß auf die Predigt gestattet. Nur sehr selten erscheint in Luthers Predigt ein Kirchenlied oder ein Vers eines solchen Liedes, die späteren Kanzelredner haben sich mit Fug und Recht an den Vorgang des Reformators gehalten und es wäre wohl gut, wenn man sich alle Zeit daran ein Muster genommen hätte. Viele aber sind jetzt der Meinung, daß man in jeder Predigt eine möglichst große Anzahl von Liederversen anbringen müsse: ist aber Rede und Poesie

dasselbe? Ich muß offen gestehen, daß ich mehrfach den Eindruck gewonnen habe, als wenn der Prediger auf die Jagd gegangen sei, um einige passende Gesangbuchsverse zu gewinnen und daß er dieselben beibringt, damit der Spittelsuppe seiner Rede einige Fettaugen aufgegossen werden. Bei Albertini liegt aber die Sache ganz anders: die Anklänge und Klänge der heiligen Poesie, welche wir auf jeder Seite seiner Predigten finden, stehen mit seinem Vortrag auch nicht in dem mindesten Mißverhältniß: seine Rede ist die Rede eines poetisch hochbeanlagten Menschen und wie wir es bei Gerok in unsren Tagen ganz natürlich finden, daß seine dichterische Ader sich breit und voll in seine Predigten ergießt, so würden wir bei Albertini etwas vermissen, wir würden uns beschweren, daß er sich und seiner Begabung einen ganz widernatürlichen Zwang angethan habe, wenn er nicht so verfahren wäre, wie er es that. Diese eingestreuten Liederverse harmoniren auf das Vollkommenste mit der Sprache, welche in diesen Predigten geredet wird — dieselbe ist fein und zart, sinnig und anschaulich, gehoben und schwungvoll. Die Perioden haben nichts Schleppendes und Langathmiges: sie sind glatt und rund, gelenkig und gefügig; äußerst bewegt und lebendig ist die ganze Rede. Geben wir davon zwei Proben. „Und so sind diese Herzen schon hier zum voraus selig," so lesen wir Predigten S. 207 f.; „selig durch Liebe, Glauben, Hoffnung. Was sie h a b e n, ist viel, — was sie e r w a r t e n, ist unendlich mehr. Des Geistes Erstlinge haben sie, aber nach der v o l l e n K i n d s c h a f t sehnen sie sich noch. Die erreichen sie erst mit ihres Leibes Erlösung: da gehet ihnen die Sonne eines neuen ewigen Tages auf, da sie entsündigt, verklärt, unsterblich ihren Heiland loben werden. Da brechen sie hindurch zur h e r r l i c h e n F r e i h e i t der Kinder Gottes. W i e herrlich? das wissen sie nicht. »Es ist noch nicht erschienen«, sagt Johannes. Ja, es k a n n hienieden noch nicht erscheinen. Kein menschliches Auge k a n n sehen, kein menschliches Ohr kann hören, kein menschlicher Sinn kann fassen die Seligkeit, die Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Viel zu schwach, viel zu stumpf und beschränkt sind die sterblichen Werkzeuge, womit wir für unsere Erdenbedürfnisse versehen wurden. Ein verklärtes Auge wartet unser, zu schauen den Quell unsterblichen Lichtes, vor dem unser irdischer Blick erblinden müßte — ein verklärtes Ohr, zu hören des Himmels Harfen, das neue Lied, das Hallelujah Gott und dem Lamm, wie

es aus Millionen Kehlen heiliger Engel und versöhnter Sünder in vollen Chören erklingt. Gefühle neuer höherer unaussprechlicher Seligkeit durchströmen uns dann. Hienieden überlebt sich jede Freude, verzehrt sich in sich selbst, stumpft sich ab durch ihre eigene Dauer. Hienieden ist Alles, auch das Seligste und Herrlichste, vorübergehend, sterblich wie wir selber. Aber dort! ewig, unverweslich, unvergänglich ist dort das Loosungswort. Wie das Glück so groß in Jesu Arm und Schoß! Die Liebe führt uns gleiche Bahn, hier tief hinab, dort hoch hinan." Es heißt ebd. S. 292: „Die erste Anregung dieser Unruhe ist das Werk des Geistes Gottes. Die erste beste Herzbewegung, etwa in einer Predigt oder bei'm Gesange eines Liedes, ist's noch lange nicht: du gehst hinaus, du hast ausgesungen und Alles ist wie weggeblasen! der Same war wohl ausgestreut, aber er fiel auf den harten Weg, da kamen die Vöge unter dem Himmel und fraßen ihn weg! — Nein, diese Unruhe ist ein Othem (Albertini schreibt durchgängig so) des Lebens, vom göttlichen Geist in's todte Herz geblasen, der sich darin verfängt und haftet. Bisher, gesteht sich der Wollüstling, hast du gegessen und getrunken, weichlich gewohnt und dich üppig gekleidet, Lust der Augen und des Fleisches bis zum Ekel genossen — reichlich hast du gesorgt für deinen sterblichen Leib: aber wie steht es mit deiner unsterblichen Seele? — Bisher, heißt es im Innern des Ehrsüchtigen, hast du Ehre empfangen vor Menschen, obenan gesessen an den Tafeln; prächtig geschmückt erschienest du in der Könige Häusern, geziert mit Ordensbändern und Sternen — Lob vor Menschen hast du getrunken wie Wasser, aber wie sieht's aus mit der Ehre bei Gott, die ewiglich währt? — Bisher, sagt das Gewissen dem Freund des irdischen Mammons, hast du Schätze gesammelt auf Erden, denen die Diebe nachgraben und sie stehlen, die von Motten und Rost verzehret werden: ist's nicht Zeit, an einen Schatz im Himmel, einen Schatz über alle Schätze, zu denken? — Diese Gedanken gehen nicht ein Mal nur vor dem Gemüthe vorüber; sie senken sich in's Herz, graben sich da eine Wohnung und kehren immer wieder. Der Kummer, wie wird's mit deiner Seele? wenn sie nun Gott diese Nacht von dir forderte — wenn er dir diese Nacht den Engel des Todes vor's stille Lager sendete — wie dann? geht mit uns zu Bett und steht mit uns auf, begleitet uns auf's Feld, in die Werkstätte, in's Studierzimmer, in die Gesellschaft.

Wir erwachen des Nachts und die Sorge, wo bleibt deine Seele? steht vor unsrem Bette: wir ruhen des Tags einen Augenblick und alsbald heißt's in uns: du arbeitest fein für dein zeitlich Leben — aber was thust du für das ewige? — Kummer und Sorge steigen und steigen, und werden zur Angst: ihr zu entfliehen, werfen wir uns wohl in unser voriges Leben zurück — wir prassen, spielen, trinken — in Wein und starkem Getränk denken wir die Angst unsers Herzens zu ersäufen. Umsonst! immer drohender tritt sie hervor. »Eile, rette deine Seele!« lauter, gewaltiger ruft diese Stimme und überschreit zuletzt alle andern."

Wenn man bedenkt, daß Albertini von seinem Schöpfer, wie Kölbing in der Gedächtnißrede sagt, mit ausgezeichneten Geistesgaben versehen worden und einen hellen, tiefforschenden Verstand besaß, der in allen Dingen nach Gründlichkeit und vollendeter Klarheit strebte; wenn man hinzunimmt, daß er nicht bloß mancherlei wissenschaftliche Kenntnisse sich zu eigen gemacht, sondern sich auch frühe daran gegeben hatte, die Wahrheit zu suchen, die das Herz fest und gewiß macht, daß ihm die Labyrinthe menschlicher Weisheit nicht unbekannt geblieben waren und er durch jahrelange, schwere Zweifel zum Glauben gelangt war, so sollte man denken, daß er zu einer doctrinären, reflektirenden, die Erkenntniß fördernden und alle Zweifel und Bedenken dialektisch lösenden Predigtweise hätte hinneigen können. Davon aber ist seine Predigtweise himmelweit entfernt: Nichts liegt ihm ferner, als dem Verstand mittelst des Verstandes predigen zu wollen. Solch eine Predigt hätte dem Wege, auf welchem er zum Glauben gekommen war, anderen Naturgaben, mit welchen er auch ausgestattet war, und der Praxis der Gemeinde, deren Diener er war, schnurstracks widersprochen. Das herkömmliche, reich gesegnete Verfahren in der Gemeinde ist es schon seit Zinzendorf, nicht von dem Licht, das man dem Verstand aufsteckt, das Heil zu hoffen, sondern durch das Feuer der Liebe, welches aus den Wunden des gekreuzigten Herrn herausschlägt, die Herzen der armen Sünder zu zerschmelzen und zu heißer, heiliger Gegenliebe zu entflammen, daß sie mit ihm in einen Contakt treten, seines vertrauten Umgangs genießen, sich mit ihm für Leben und Sterben vereinigen. Albertini hatte die Kraft und den Segen dieser Art und Weise, den Heiland zu suchen und zu finden, an sich selbst erfahren, er hatte die selige Erfahrung gemacht, daß alle jene Fragen, mit denen sich der nach Gründen und Beweisen

forschende Verstand zermartert, ohne eine genügende Antwort zu finden, in demselben Augenblicke aufhören brennende Fragen zu sein, da man den großen Unbekannten, von seiner allmächtigen Liebe übermocht, an und in das Herz schließt. Albertini war ein reich besaitetes Gemüth, eine tief empfindende, dichterische Seele, die Phantasie, das Gefühl überwog in ihm bedeutend den Verstand. „Dasjenige nun," sagt Kölbing sehr zutreffend, „was er also im Glauben mit der Innigkeit seines tiefen Gefühls erfaßt hatte, ließ er in die Herzen der Erlösten ausströmen. Daraus ging das Herzgewinnende und Hinnehmende seiner Reden voll Kraft und Salbung hervor. Seine Zuhörer fühlten es ihm ab, daß er nicht auswendig gelernte Lehrmeinungen eines theologischen Systems ihnen vortrug, sondern die ewige und gewisse Gotteswahrheit selbst, die ihm aus eigner Erfahrung über Alles theuer geworden war. Die Wahrheit nun, von der er göttlich gewiß war, daß sie selig mache Alle, die daran glauben, suchte er Allen, die ihn hörten, lieb und werth zu machen, indem er sie ihnen als den Schatz und die köstliche Perle anpries, die es werth sei, daß man um ihren Gewinn Alles dahingebe."

Selten machen Predigten einen solchen Eindruck, wie diese Albertinis, daß sie der unmittelbare Ausdruck, der ungekünstelte Erguß eines frommen, tiefchristlichen Gemüthes sind. Diese kunstlose Natürlichkeit, diese reine Unmittelbarkeit ist ihr größter Reiz und Vorzug. Man fühlt jeder einzelnen Predigt an, daß der Mund des heiligen Redners nur um deß willen und nur von dem übergeht, dessen sein Herz voll, so überschießend voll ist. Die heißeste, inbrünstigste Liebe zu dem Herrn durchglüht das Herz des Sprechers der Geheimnisse Gottes, diese Liebe ist seine Wonne, seine Seligkeit, er hat in ihr das ewige Leben in seiner Brust: er wird durch die erfahrene Sünderliebe des Herrn gedrungen, den Sünderheiland, der da ruft: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, und dabei seine Arme ausbreitet, daß man die Wundenmaale in seinen Händen und in seiner Seite sehen kann, seinen Brüdern und Schwestern, seinen lieben Mitsündern anzupreisen. Diese Reden sind voll heiliger Lyrik, sie sind nicht sowohl Bekenntnisse einer schönen Seele, sondern Ergüsse eines Herzens, welches satt und trunken geworden ist von dem Weine, den die durchbohrte Hand des Herrn der Seele reicht, die da dürstet und schmachtet nach seiner Gnade. Vielfach nehmen diese Rhapsodieen

in dem Heiligthume Gottes noch einen höheren Schwung: mancher Redetheil, vorzüglich dem Schlusse zu, ist ein Psalm aus höherem Chore, ein Hymnus, ein Preisgesang. Albertini hat seine Harfe nicht an die Weiden des Baches gehängt, obwohl er weiß, daß die Zeit sehr böse ist. Er täuscht sich nicht über das Angesicht seiner Tage: er schildert sie im Großen und Kleinen klar und wahr. „Wir können es uns nicht verbergen," sagt er im Jahre 1805 Predigten S. 266 f.: „es ist böse Zeit, ausgezeichnet böse Zeit — von jener (von welcher Paulus in dem Texte Ephes. 5, 15—21 spricht) in vielen Punkten verschieden, aber doch auch in mehr als Einer Rücksicht mit ihr vergleichbar. Kaum ist jene bösartige ansteckende Seuche, die uns von Süden her bedrohte, durch Gottes, unsers Erhalters, Barmherzigkeit von unsern Grenzen abgewendet — kaum ist die Last der Brodtheurung, unter der wir seufzten, durch Gottes, unsers milden Vaters, Segen merklich erleichtert — kaum, sage ich, sind wir diesen Drangsalen entronnen, so sehen wir Europa in Kriegsflammen; wildes Kriegsgeschrei erschallt von deutschem Boden immer lauter und drohender zu uns herüber — ob und wie bald es zu uns hereinbrechen wird? das steht allein in Gottes, des Barmherzigen und Allmächtigen, Hand. Die Kirche hat zwar Friede und Ruhe von Außen: sie könnte und sollte sich bauen in Eintracht und Liebe: aber im Innern — wie könnte jemals Christus mit Belial stimmen? im Innern ist die Zerrüttung groß. Mit gewaltiger Hand sucht der Geist des Unglaubens die theuersten Wahrheiten, die so vielen Tausenden schon Trost im Leben und Tode gewährten, zu untergraben: fast gefährlicher noch bestürmt der Geist des Leichtsinns, der allen Ernst flieht, der Eitelkeit, die sich dem Tand der Erde Preis gibt, Zions Mauern. Mit Sehnsucht erinnern sich unsre lieben Alten jener vergangenen besseren Zeiten, wo noch wenigstens äußere gute Zucht und Sitte galt, wo wenigstens äußre Ehrfurcht dem Heiligen erwiesen wurde, wo man die Sonntage und Festtage heiligte, und zur Einkehr in sich selbst und zu ernsthafter Erwägung unserer ewigen Bestimmung benutzte: aber jetzt? freche, nackte Sittenlosigkeit nimmt überhand, Verachtung Gottes und seines heiligen Wortes, Entweihung der Festtage zu üppigen Vergnügungen und Zerstreuungen aller Art, zu lärmenden Lustbarkeiten und wilden Trinkgelagen gehört unter die Moden des Zeitalters. Um sich greift das Verderben: wer vermag einen

Damm zu bauen, der seinen Verwüstungen wehre? in menschlichen Augen ist alle Aussicht zur Umkehr verloren. Es ist böse Zeit, ausgezeichnet böse Zeit." Auch in die stille Brüdergemeinde ist diese böse Zeit eingedrungen: auch in ihr sind die alten guten Zeiten dahin! Albertini verbirgt es sich und uns nicht, daß die Zeit der ersten Liebe vorüber ist. „Wenn wir," sagt er in den Reden 2, 101, „über den gegenwärtigen Zustand des Brüderkirchleins nachdenken, wird uns über nichts mit so großem Recht bange, als darüber, daß wir die erste Liebe verlassen: alle anderen Uebel, die sich unter uns hervorthun, leiten wir aus dieser unseligen Quelle. Doch wär's verkehrt, wenn wir uns mit eitelm Jammer über das Ganze oder über Andere aufhalten wollten. Statt dessen wollen wir in unsere eignen Herzen einkehren und uns selbst fragen: wie steht's um die Liebe? wie steht's um das Feuer der Liebe zum Heiland, der dich erworben und zur Seligkeit ausersehen hat?"

Dieser seiner armen, heruntergekommenen Zeit will nun Albertini helfen durch seine Predigt. Er thut es, indem er sich fest auf die heilige Schrift, auf das theure Gotteswort stellt. „Nehmen wir das Buch der Bücher, das Buch alles Trostes und aller Hoffnung in die Hand," so lesen wir Predigten S. 201: der Redner hat das gethan, er hat es stets zur Hand, es ist ihm an's Herz gewachsen, er leibt und lebt in ihm. Während Schleiermacher, der Freund seiner Jugend, die Aussagen der heiligen Schrift, daß ich so sage, fortwährend controlirt an seinem unmittelbaren frommen Gefühle, nimmt Albertini eine ganz andre Stellung zu der heiligen Schrift ein. Sie steht ihm von vorne herein als Gottes ewiges Wort fest und sicher: er setzt sich mit ihr nicht erst auseinander auf dem Wege der Reflexion, er weiß sich mit ihr in dem vollsten Einklang, in einem unbewußten, unvermittelten, ursprünglichen Zusammenhange. Altes und Neues Testament gelten ihm gleich: die biblische Geschichte, die Lehrworte der heiligen Schrift, finden reiche Verwendung. Die Vertrautheit mit derselben tritt schon in der Fertigkeit hervor, mit welcher er die beiden Gottesworte, welche jede Tagesloosung darbietet, mit einander verknüpft, so daß die Rede über beide Schriftabschnitte nie der inneren Einheit entbehrt: man vergleiche hier jede Rede in den beiden Theilen der Reden. Gelegentlich widerfährt freilich dem Texte das, was den fetten Kühen in Pharaos Traum begegnete, er wird nämlich verschlungen von einem andern

Schriftabschnitt, welcher nur zum Eingange herbeigeholt war: so kommt in der Osterpredigt, Predigten S. 141 ff., der Text ganz in das Hintertreffen gegen die aus Ezechiel entlehnte Stelle von dem großen Todtengefilde. Trefflich versteht er, Schrift durch Schrift zu erläutern: so ist ganz vortrefflich, daß er in der ergreifenden Predigt über Jakobs Kampf mit dem Herrn die Stelle des Hosea 12, 4 f. mit verwendet. „Das ist der wahre Weg zum Siege: aber welches sind die Waffen?" fragt er Predigten S. 305 f. „Unser Text verräth uns nichts davon. Der Prophet Hosea trägt es nach. In seiner Weissagung über Jakob lesen wir die denkwürdigen Worte: Jakob hat nach allen Kräften mit Gott gekämpft, er kämpfte mit dem Engel und siegte, — denn er weinte und bat ihn. — Das war es, meine Geliebten, das einzige, das sichere Mittel, womit man den Allmächtigen entwaffnet. Weinend und bittend also, mit tiefer inniger Bewegung des Herzens sprach Jakob jene entscheidenden Worte: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" Geistvoll weist er den inneren Zusammenhang anscheinend wenig verwandter Schriftstellen nach: so heißt es in dem Anfange der Predigt über die drei ersten Bitten des Vater-Unsers (Predigten S. 221): „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! So, geliebte Freunde, erschallte der Lobgesang der himmlischen Heerschaaren hoch in den Lüften bei der Geburt des Seligmachers, des Wiederbringers alles Verlorenen. So verkündigten Engelstimmen mit seiner Erscheinung auf Erden auch zugleich den Zweck, den großen seligen Zweck dieser Erscheinung. Ihr Gesang wünschte und weissagte dem Erdkreis die nämlichen Segen, an deren Erfüllung er sein ganzes Leben hindurch durch Wort und That, durch Handeln und Leiden unablässig arbeitete, die er als Hauptangelegenheiten des menschlichen Geschlechtes in drei kurze kraftvolle Gebete zusammendrängte und in seinem Vater-Unser vorn an stellte. Denn: Ehre sei Gott in der Höhe! was heißt das anders, als: Geheiliget werde der Name Gottes, des Hohen und Erhabenen, der ewiglich wohnet? — Friede sei auf Erden! was bedeutet das sonst, als: Gottes Reich, welches ist ein Reich des Friedens im heiligen Geist, komme und verbreite sich hienieden? — An den Menschen ein Wohlgefallen! Wenn kann dieser Wunsch in Erfüllung gehen, außer wenn Gottes Wille auf Erden so geschiehet, wie im Himmel?" Sehr gut weiß er Worte der Schrift am rechten Orte in den Vor-

trag einzuweben: so z. B. in dem Schlusse der zwanzigsten Predigt. „Daher entsteht denn,“ lesen wir S. 240, „jener erste selige Hunger und Durst nach dem Heiland und seiner Gerechtigkeit. Zum ersten Mal in seinem Leben betet man mit neuem Bedürfniß in neuem Sinn: mein täglich Brod gib mir heute! Dich, du Brod des Lebens, will ich haben — meine Seele hungert nur nach dir, gib dich ihr! Das fühle ich schon, täglich werde ich dich brauchen, wenn ich dich nur ein Mal habe: doch heute bitte ich nur für heute, stille meine heutige Sehnsuchtspein! Dieser Hunger und Durst nach dem Brode des Lebens hat zum hunderten Male, wie zum ersten, die theure Verheißung der Sättigung: denn sie sollen satt werden! nie übersatt, immer munter und rege, voll Lebens, das nicht ermattet noch verblüht. Aber die Bitte ist auch hier die Bedingung des Empfangs — erbeten will er, als Speise und Trank des Lebens, allerdings sein. Wenn du erkennetest die Gabe Gottes, sagt er zur Samariterin, und wer der ist, der mit dir redet, du bätest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser.“ Diese innige Vertrautheit des Predigers mit der heiligen Schrift schützt ihn jedoch vor Mißgriffen und Mißverständnissen durchaus nicht: zwei sind mir besonders aufgefallen. Wie wenig hat Albertini doch den Apostel Paulus in der Stelle 2. Korintherbriefe 12, 1—9 begriffen. Ruhmsucht soll ihm, dem auserwählten Rüstzeuge Gottes, diese Worte eingegeben haben? „Es wäre überflüssig, geliebte Zuhörer!“ sagt er Predigten S. 50 f., „über die apostolische Größe Pauli, über seiner Thaten Menge und Umfang, seine Kraft und sein Gewicht in der neugeborenen Kirche Christi, über seinen brennenden Eifer, unermüdete Treue und heiße Liebe uns ausführlich zu verbreiten. Alles das ist keinem unter uns unbekannt; die Hälfte des Neuen Testamentes ist mit der Geschichte und den reichen, salbungsvollen Briefen des Apostels angefüllt; so daß wir keinen unter allen Aposteln des Herrn so gründlich kennen lernen, als ihn. Da finden wir dann freilich, daß auch bei ihm das eintrifft, was vom Vater Abraham und allen Heiligen gilt, die jetzt entsündigt dem Lamme singen: sieht man in ihr Buch hinein, so steht's, daß sie auch Sünder sein. Ja, je tiefer wir Gelegenheit haben, uns in Pauli Buch hineinzustudieren, desto deutlicher erkennen wir mitten unter seinem Heldenmuth und seiner Seelengröße seine Schwächen. Eine unter diesen ist vorzüglich auffallend und liegt nicht sehr tief ver-

borgen. Ueberall blickt seine Ruhmsucht durch. Von all' dem Großen, das durch ihn geschieht, ist er nur allzu geneigt, sich selbst das Meiste zuzuschreiben, und vergessend, daß er nur das Werkzeug ist, sich zum Werkmeister zu erheben. Wohl fehlt es nicht an demüthigen, sünderhaften Bekenntnissen: unter den Sündern, die Jesus Christus gekommen ist, selig zu machen, bin ich der Vornehmste: aber mir ist Barmherzigkeit widerfahren, auf daß an mir vornehmlich Jesus Christus erzeigte alle Geduld zum Exempel denen, die an ihn glauben sollten zum ewigen Leben. — Wir sind nicht tüchtig von uns selber, etwas zu denken als von uns selber, sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott. Und diese fühlbar aus der Tiefe seines Herzens geflossenen Ergüsse beweisen allerdings, daß er ein Kind der Gnade ist, die in ihm bis auf einen gewissen Grad die Selbsthülfe beschämt, und die Eigenliebe gelähmt hat; aber dennoch kommt seine alte Natur jeden Augenblick wieder zum Vorschein." Das Wort des sterbenden Erlösers: Eli, Eli, lama, faßt er sicher auch nicht richtig. „Aber wenn uns," lesen wir in den Reden 1, 193 f., „von dort her kein Strahl mehr leuchtet, wenn wir uns nicht allein von uns selbst und von den Menschen, sondern auch von Gott verlassen fühlen, dann tritt Verzweifelung ein. Wohl dem, meine lieben Brüder und Schwestern! der in früheren Tagen der Gnade mit seinem gekreuzigten Heiland Bekanntschaft geschlossen hat! Dem wird sein Angstwort am Kreuz als helles Licht aus dieser Nacht herausleuchten. Denn auch diesen bittersten Kelch der Leiden mußte der Heiland verdienstlich und versöhnend für die, so hienieden verzweifeln, ausleeren; er hatte schon am Oelberg mit dem Tod gerungen und in der Angst seiner Seele blutigen Schweiß vergossen; doch damals konnte er noch beten, damals kam noch ein Engel vom Himmel und stärkte ihn. Aber am Kreuz! am Kreuz kam die Mitternachtsstunde seiner Seele; da fühlte er das letzte und festeste Band, das ihn bis daher immer noch gehalten hatte, das Band zwischen seines Vaters und seinem Herzen, zerrissen: da hatte er für seinen Gott kein Gebet mehr, sondern nur einen Vorwurf: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Diese Höllenfinsterniß mußte noch über ihn kommen, damit uns keinerlei Trost, und vorzüglich nicht dieser unentbehrlichste, mangeln möchte: erst dann durfte sich Alles in Sieg und Triumph wandeln und in dem seligen: es ist vollbracht! enden."

Albertinis Predigten ruhen auf dem festen, fröhlichen, siegsgewissen Glauben an die Wahrheit des Evangeliums: der lebendigste Herzensglaube spricht sich in allen aus. Er glaubt von ganzem Herzen an Jesus Christus, den ewigen Gottessohn. Gott der Vater tritt, wie wir dieses von einem Herrnhutischen Prediger gar nicht anders erwarten können, sehr in den Hintergrund: in dem Vordergrunde jeder Predigt steht die leuchtende Gestalt des Sohnes Gottes in seiner ewigen Schöne als Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit und in seiner Knechtsgestalt als der Holdseligste von den Menschenkindern. Ich glaube nicht, daß das Verhältniß zwischen dem Vater und dem Sohne alle Wege richtig dargestellt wird: Gott erscheint mehr als der Gerechte, welchem der Sohn das Heil des Sünders abringt, und nicht als der, welcher den Gnadenrathschluß von Ewigkeit her gefaßt und in der Fülle der Zeiten die Welt mit ihm selber versöhnt hat. Die beiden Predigten 10 und 11 reden von der Gottheit Jesu Christi ganz bestimmt, wohl in Ausdrücken, welche die Lehre der Schrift noch in etwas überbieten: so heißt es Predigten S. 120: „Der die erste Schöpfung vollendet und in ihr Alles sehr gut geschaffen hatte, der kam nun herab zur zweiten, zur herzumschaffenden Erlösung und rief über sie am Kreuze aus: es ist vollbracht!" und S. 132: „Da hängt der Schöpfer des Himmels und der Erde verlassen zwischen Erd und Himmel, schmachtend, blutend, verdürstend, gefoltert von tausend schmerzenden Wunden!" Allenfalls lassen wir uns die Worte, welche wir S. 92 lesen: „Aber so beladen überlieferte der Vater selbst den innig und einzig geliebten Sohn den befleckten Händen der Sünder: wir sehen, wie der strenge, gerechte Ernst des ewigen Richters das Vaterherz überwiegt": zur Noth noch gefallen, obgleich sie den lieben Gott, wenn man sie preßt, in ein sehr schiefes, übles Licht setzen. Was sollen wir aber sagen, wenn es S. 148 heißt: „Der Augenblick, da er sein Haupt neigete und verschied, war der entscheidende: da ward die große That der Liebe vollbracht — die Handschrift, die wider uns war, mit dem Blute des Mittlers durchstrichen — die ewige Erlösung für eine ganze Welt voll Sünder gefunden. Freudiger Schreck überfiel die Natur: die Erde erbebte, die Felsen zersprangen. Der Vorhang im Tempel, der bisher den Heiligen von den Sündern geschieden hatte, riß von oben an bis unten aus. So unzugänglich bisher der Thron der Gnade, so streng der Zutritt zu ihm verboten war,

frei und offen stand er nun für Jedermann. Denn der Sohn der Liebe war als ewiger Hoherpriester ein Mal für alle Mal mit seinem eignen Blute in's Allerheiligste eingegangen: da steht er nun neben dem furchtbaren Richter und fordert Kraft seines Todes Gnade für Sünder."

Dem Herrn, dem menschgewordenen Gottessohne, gehört das Herz des feurigen Redners; seine Liebe zu dem Herrn reizt ihn zu solchen Uebertreibungen, durch welche der Liebe Gottes des Vaters Abbruch gethan wird. An dem Herrn hängt und klebt Albertini mit der zähesten, inbrünstigsten, glühendsten Liebe. Anbetend, Psalmen, Lobgesänge und geistliche Lieder singend begleitet er ihn auf allen seinen Wegen, um seine Herrlichkeit zu schmecken und zu sehen: stille, in heiliger Andacht setzt er sich mit Maria hin zu den Füßen Jesu, um „das Licht seiner Augen, die Rede seines holden Mundes einzusaugen." (Predigten, S. 66.) Immer aber ist das Angesicht des Predigers nach Jerusalem gerichtet, die Sehnsucht seines Herzens zieht ihn mit unwiderstehlicher Gewalt die Leidensstraße hinauf nach dem Berge, von dannen unsere Hülfe kommt. Unser Heil fließt aus der Liebe des Herrn zu uns: unser Heil ruht in unsrer Liebe zu dem gekreuzigten Herrn. Nach Golgatha lenkt fast jede Predigt unsren Blick. Es wird nicht dogmatisirt über des Herrn Leiden und Sterben; nicht die Nothwendigkeit, nicht die Vollkommenheit seines stellvertretenden Gehorsams, nicht der Werth seines hohenpriesterlichen Opfers besprochen: die Liebe des Herrn, die ihn, den Unschuldigen, in diese Leidensmartern, in diese Todesqual hineintrieb, diese Liebe, welche alles Bitten und Verstehen himmelhoch übersteigt, wird mit leuchtenden, brennenden Farben vor Augen gemalt. „Dahin" (zu dem vollen Heile, zu der ewigen Seligkeit) heißt es Predigten S. 33, „führt kein andrer Pfad, als der schmale über Gethsemane, über den Richtplatz, über Golgatha. Den trauernden, blassen, zitternden — den zergeißelten, bluttriefenden, verspieenen — den Verfluchten am Stamme des Kreuzes, den verschmachtenden und blutenden Sohn des lebendigen Gottes muß die Seele in unbeschreiblichen Augenblicken zu sehen bekommen. Dann fragt Gottes heiliger Geist: wie heißet Gott? und wie heißet sein Sohn? Weißt du das? Und nun erklingt die Antwort durch's Innere, daß Mark und Bein erbeben: sieh diesen Menschen an! siehe, welch ein Mensch! Der ist's, es ist Jesus Christus,

der Sohn Gottes des Allerhöchsten, der Heiland der Sünder! Für dich Sünder zagt, blutet, erbleicht er — für dich brechen seine Augen im Todeskampf, für dich durchstechen sie ihm das liebewallende Herz! dich segnet sein Abschiedsblick mit unsterblichem Segen! Dieser Anblick, diese Sprache des Friedens ist einzig im Himmel und auf Erden, wer das sah und hörte, wohl dem! Wer so dem ewigen Sohne in's Herz, in die Nägelmaal', unter die Krone blickte und in diesem Hinschauen das Wort: sehet, welch ein Mensch! aus der Fülle des begnadigten Sünderherzens rufen lernte: der ist geweiht zum Bürger des Himmels, ein Kind der Seligkeit ist er geworden." — Wir sehen, der Redner kennt recht gut die stellvertretende Bedeutung des Todes Jesu Christi, er weiß, daß wir gerechtfertigt werden vor Gott durch das Verdienst des unschuldig leidenden und sterbenden Herrn: dieß tritt deutlicher noch aus folgenden beiden Stellen hervor: Predigten S. 294: „Selbst will der stolze Mensch, seine Kräfte hoch überschätzend, für seine Seele sorgen — fremde Hülfe verschmäht er: Selbstverleugnung will er üben, ehe er kann. Eine Schaar von Sünden ist ihm bekannt durch eigene Erfahrung — die will er alle losschütteln: aber Eine, die gefährlichste von allen, kennet er nicht, und doch ist er jetzt eben im Begriff, tiefer als je zuvor, in sie hinein zu gerathen. Der Heiland sagt: wenn der Geist kommen wird, so wird er die Welt strafen um die Sünde! Wie, ist denn nur Eine Sünde? welche mag er wohl meinen, die er so vorzugsweise die Sünde nennt? ist's Mord? oder Lüge? oder Ehebruch? oder Diebstahl? Vergeblich rathen wir durch das ganze Sündenregister, das uns die Bibel von Zeit zu Zeit aufführt. Es ist nichts von Allem dem! der Heiland nennet die Sünde: daß sie nicht glauben an mich. Die Sünde ist, nicht glauben an den Christ." Predigten S. 296. „Kennst du den Liebenswürdigen? fragt er mit sanfter Stimme die belastete Seele. Sahst du ihn am Kreuze schweben, bluten und sterben? Für dich that er's, die Strafe lag auf ihm, auf daß du Friede hättest! zu ihm fasse Muth — nach ihm blicke glaubend hinauf! Kann er nun auch nur ein Fünklein Glauben in das muthlose Herz hineinschlagen — kann er es nur bis zum Entschluß des blutflüssigen Weibes bringen, von hinten heran zu nahen, seines Kleides Saum zu berühren: so ist schon viel gewonnen. Ach! riefen die Fischer, als der Heiland früh Morgens zu ihnen an das Ufer des See's

trat — wir haben die ganze Nacht gearbeitet und Nichts gefangen! Werft das Netz dort hinaus! sagte Jesus. Und Petrus antwortete: auf dein Wort! Da fingen sie die Fische in zahlloser Menge, daß sie die Last kaum an's Land ziehen konnten. Ach! klagt die mühselige Seele — eine lange, lange Nacht voll Sünden habe ich gearbeitet, wie oft habe ich geseufzt: Hüter! ist die Nacht bald hin! und Nichts gefangen! Komm her zu mir! ruft der Heiland mit ausgebreiteten Armen — die du dich mühst, zu Tode arbeitest, vor Angst schüttelst — komm her zu mir! ich will dich erquicken! Und die Seele antwortet: auf dein Wort! Sie kommt und sinket in ihres Heilands Umarmung: er nimmt sie bei der Hand und führet sie an's Land!" Aber ganz offenbar sieht Albertini in dem sterbenden Christus mit entschiedenster Vorliebe den Heiland und nicht den Erlöser, er betrachtet durchgängig das Leiden und Sterben Christi nicht als einen Akt der Genugthuung der göttlichen Gerechtigkeit, der Rechtfertigung des sündigen Menschen, sondern als einen Akt der Weihe, der Heiligung der Menschen. Fort und fort bringt er das Kreuz des Herrn unter den Gesichtspunkt, daß hier die Liebe Jesu Christi am Hellsten, am Blutigsten funkelt und so mit höchster intensiver Stärke um unsre Liebe wirbt. Die seligmachende Kraft des Glaubens tritt gegen die Potenz der Liebe sehr zurück. Der Glaube erscheint nicht als die Wurzel, sondern als die Frucht der Liebe. „Volle Liebe," heißt es Predigten S. 32 sehr bezeichnend, „sollte ihm vollen Glauben erwecken: das Herz wollte er voran ganz haben — das sollte das übrige Gemüth nachziehen." „An der sonnenhellen, lautern, mit fremdem Feuer unvermengten Flamme der Liebe," lesen wir auf der folgenden Seite, „fehlt es noch, welche allein den ächten Glauben gebiert." Aus der Liebe des Herrn zu uns wird unsre Liebe zu ihm geboren: an dem Feuer seiner himmlischen Liebe entzündet sich die Liebe der Menschen. „Kein Opfer, keine Gaben, nur Herzen will er haben," lesen wir Predigten S. 348: „allein der Herzen Glühen lohnt seinen Todesmühen! Wo aber zündet man sie an, diese todten, kalten, licht- und gluthlosen Gefäße, da kaum ein Docht zu finden, ein Lämpchen anzuzünden? Ach sie erglühn bei seinem Schmerz!

Auf dem Altar ew'ger Liebe
Raucht, vom innern Brand verzehret, Gottes Sohn;
Seines Herzens Feuertriebe
Zünden Feuer: wie wollt' er, es brennte schon!

Herr, es brennet!
Dich bekennet
Ein hellglühend Heer von Herzen:
So genieße Freude für die Todesschmerzen!
Flammen glühen:
Funken sprühen
Zündend fort von Herz zu Herzen:
Wehn des Geistes bläst sie auf zu lichten Kerzen."

Lieben ist unser Leben, unsre Seligkeit. „Liebe überhaupt ist es," heißt es Predigten S. 165, „die unsre Seligkeit ausmacht, in der erlöste Seelen sich froh und frei bewegen und zum ewigen Leben emporbringen. Lieben sollst du Gott, deinen Herrn, von ganzem Gemüthe und aus allen deinen Kräften — das ist das oberste Gebot, an welchem das ganze Gesetz und die Propheten hangen. Es ist Liebe zu Gott unserm Heilande, vornehmlich, welche dann alle andre ächte Liebe gebiert und heiligt. Aber diese Liebe — wie viele verschiedene Grade der Stärke, der Lauterkeit, der Zärtlichkeit, der Vorneigung im Vergleiche mit andern Liebesobjekten hat sie nicht? Besteht nicht unser ganzes Wachsthum im Geiste des Gemüthes, unser Erstarken am inwendigen Menschen, recht eigentlich darin, daß die Liebe in uns kräftiger, reiner, inniger, ausschließender auf ihn gerichtet werde? Sollte nicht Freud und Leid, Glück und Unglück dazu helfen, daß wir in der Liebe völliger und bewährter werden?" „Liebe," lautet es Predigten 316 f., „ist der Quell unserer Seligkeit. Liebe zum Versöhner unserer Sünden zu dem, der uns zuerst geliebet hat bis in den Tod, öffnete unsre Herzen für das ewige Leben, nahm und band sie an sein liebendes Herz mit unsichtbaren, sanften, festen, seligen Banden. An seiner Liebe nährt und stärkt sich die unsere. Der Blick auf ihn vermehrt den Trieb: er dünkt uns täglich schöner. Immer neue Liebenswürdigkeiten entdecken wir an ihm: wir ermüden nicht, sie zu betrachten, zu bewundern, anzubeten und nachzuahmen in seiner Kraft. Mit Liebe und Freude streben wir dem Vorbild nach, welches er uns gelassen hat, auf daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen. So versorgt uns die Liebe mit der ganzen Waffenrüstung, die wir zum Widerstand brauchen in den Zeiten der Verführung." Gelegentlich scheint die Liebe zu dem Herrn in den Sand des Quietismus sich zu verlaufen und in ihm ihr Grab zu finden. So heißt es Predigten S. 71: „Bei Allen liegt der Eindruck von

seiner unendlichen Liebe zum Grunde: tief im Herzen ruht sein Tod und Leiden: aus diesem Brunnen quillt unaufhörlich das lebendige Wasser der Gegenliebe und Dankbarkeit. Daher wird das: ich lieb', ich lieb', ich liebe! am Tage der Rechenschaft mehr sogar, als Alles; das: ich hab' um dich geweinet! wird für mächtige Thaten gelten; das gebeugte Dankbekenntniß: mir, dem vornehmsten Sünder, ist Barmherzigkeit widerfahren! wird als hellerer Edelstein in Pauli Siegerkrone glänzen, als alle seine Heldenarbeiten in Gottes Reich. Darum, meine Geliebten! vor allen Dingen: lasset uns ihn wieder lieben, denn er hat uns zuerst geliebet!" Allein so ist es nicht gemeint von Albertini, daß der Liebende, in den Anblick, den Genuß dessen, den seine Seele liebt, versunken, müssig sitze und sein Pfund in das Schweißtuch wickle und vergrabe: die Liebe zu dem Herrn, die ja aus seiner Liebe stammt, welche sich in den großen Heilsthaten in ihrer Vollkraft offenbart, drängt zu Thaten, zu Werken, die in Gott geschehen, überhaupt zu einem thätigen Christenleben. Vortrefflich wird in den Reden 1, 76 gemahnt: „In jeder Segensstunde, da der Heiland uns erschien als der Versöhner unserer Sünde, da wir unser Herz ihm hingaben aus Dankbarkeit und Liebe, da es uns so wurde, uns ihm ganz zu überlassen, um mit uns zu thun, was ihm beliebet, und von uns zu nehmen, was ihn betrübet — in jeder solchen Segensstunde bekommen wir ein kostbares Talent anvertraut, dessen Name ist Kraft und Lust zum Guten aus reiner Liebe zum Tilger unsrer Sünden. Dieses Talent ist uns gegeben zum Wuchern, nicht zum Vergraben. Wer das bald erkennet und dieser Erkenntniß gemäß handelnd sich in großen und kleinen Treuen übet, der wird von Zeit zu Zeit fühlen, daß er weit kommt auf dem Wege des Lebens, und mit jedem Schritte wird bei fernerer Ausdauer die Kraft Gottes in ihm wachsen, bis er an's Ziel gelangt." „Kaum ist eine Sünderseele," heißt es Predigten S. 136, „unter seinem Kreuze worden, als die Freude findet vor seinen Augen — kaum hat sie das Trostwort des Erbarmers gehört: sei getrost, mein Sohn! meine Tochter! deine Sünden sind dir vergeben! — so beginnt der heilige Geist Gottes sein Lehramt in ihr. Er schreibt ihr mit Flammenzügen in's Herz: nun jage in Kraft des Blutes, das dich entsündigt hat, nach der Heiligung, ohne welche Niemand wird Gott schauen. Einen seligen Bund der Liebe hat dein blutiger

Erlöser mit dir geschlossen: steh fest in dem Bund, sei treu mit dem Pfund, das er dir vertraut, der selber auf deine Geschäftigkeit schaut — wirke, wie dein Meister, dieweil es Tag ist, auf daß, wenn die Nacht kommt, du ruhig und heiter, wie er, dein Auge schließest! Wohl denen, die diese Schrift fleißig überlesen, und mehr und mehr darnach thun lernen!"

Wir sehen, mit Einer Frage tritt Albertini, der unverrückt wie Johannes der Täufer, auf den Herrn hinweist, mit dem Worte: siehe, das ist Gottes Lamm, immer vor seine Zuhörer hin: er kennt nur diese Eine Frage, wie sein Herz ja auch nur Eine Passion — die bekannte Zinzendorfische, nur Er, nur Er — kennt. „Hast du mich lieb?" so sagt er selbst Predigten S. 164 f. „Es ist die Hauptfrage, geliebte Zuhörer! die der Heiland den Seinigen vorlegt, ja man kann sagen, Alles, was er sie je und je zu fragen hat, was er mit ihren Seelen verhandelt, läßt sich auf dieses Wort zurückführen. Was war nicht Alles zwischen ihm und Petrus vorgefallen, seit sie einander zum letzten Mal ausführlicher gesprochen hatten? Verleugnung, Fall, der Reue Schmerzensthränen, verzagende Trauer um den Erblaßten, himmlische Freude über den Auferstandenen, neu angefachte Gluth der Liebe auf der einen — tiefer Kummer, ununterbrochene, sorgsame Fürbitte, der verzeihenden Liebe Blick, stilles, unausgesetztes Herzensandenken von der andern Seite. Nun da sie nach langer, gegenseitiger Sehnsucht endlich wieder zur speciellen Unterhaltung zusammenkommen, sollte man denken, sie müßten einander viel, unbeschreiblich viel zu sagen gehabt haben; und in der That richtet der Heiland drei feierliche Fragen an seinen Jünger. Aber welche? die erste wie die zweite, die zweite wie die dritte: Hast du mich lieb? — — So ist es noch, meine Geliebten! eine Seele stehe mit ihm, wie sie wolle, es sei Großes oder Kleines vorgefallen, immer hört sie von ihm wieder die Frage, auf welche Alles ankommt: Hast du mich lieb? — Aber, möchte man denken, so wäre ja der Umgang mit ihm etwas sehr Todtes, sehr Einförmiges? O nein! er ist voll Abwechselung, voll Geist und Leben. Jene Frage ist die Stammfrage, aus welcher alle übrigen sich ableiten lassen, wie Aeste und Zweige eines weitverbreiteten Baumes aus dem Stamme hervorwachsen: sie kehrt immer wieder zurück, aber in gar verschiedenen Gestalten und Schattirungen, Wendungen und Einkleidungen, in

gar mannichfaltigen Beziehungen auf unsere jedesmalige Herzensstellung."

Man kann sagen, daß Albertini hier seine Predigten selbst charakterisirt. Hast du, erlöste, begnadigte Seele, ihn lieb, der dich bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze geliebt hat, das ist die Hauptfrage in allen diesen Predigten, sie kehrt immer wieder, nicht in einförmigen Wiederholungen, nicht in langweiliger, ertödtender Monotonie, sondern in den verschiedensten Gestalten und Formen, Wendungen, Wandlungen und Einkleidungen, in den mannichfaltigsten Beziehungen auf unsere Herzensstellung, auf den Stand unsres inwendigen Lebens. Diese Predigten haben nur Einen Inhalt, aber sie wiederholen sich nicht, sie machen sich nicht selbst Concurrenz, sie sind immer neu und frisch, lebendig und originell, spannend, hinnehmend, das Herz in der Tiefe bewegend. Sie beschränken sich auf die innere Welt des Gemüthes, auf das inwendige Sinnen, Fühlen, Weben und Leben: hin und wieder wollen sie diese Schranke durchbrechen, aber Albertini bringt es nie fertig, mit seinem Worte auf den Markt des äußeren Lebens, auf die Gassen und Straßen, da das öffentliche, gesellige, bürgerliche Leben, das Leben des Christen in dieser Welt, sich abwickelt, zurechtweisend hinauszugehen. Wenn er ein Mal daran denkt, daß der Christ nicht bloß ein verborgenes Leben in Gott zu führen hat, daß es auch eine Haustafel für ihn gibt, welche ihm sagt, was er als Ehegatte, als Vater und Mutter in dem Hause, was er als Unterthan der Obrigkeit, als Bürger dem Gemeinwesen, was er als Glied seiner Kirche der Gemeinde schuldig ist zu leisten, so gibt er sich doch sofort damit zufrieden, daß er nur ganz im Allgemeinen die rechte Gesinnung der Liebe und Treue, der Selbstverleugnung und Sanftmuth anempfiehlt. Bei diesem Allerallgemeinsten, welches wieder aus der Schranke der Innerlichkeit nicht heraustritt, hat es regelmäßig sein Bewenden. Es ist gewiß eine Einseitigkeit, daß Albertinis Predigten so wenig die christliche Lehre treiben und fördern, daß sie ganz und gar über die Betheiligung des christlichen Glaubens in dem äußeren Leben schweigen, daß sie fast ausschließlich die individuelle Herzenserfahrung, die persönliche Empfindung, die subjektive Stimmung aussprechen: aber diese Einseitigkeit macht grade diese Predigten und Reden zu Perlen in der evangelischen Predigtlitteratur, verleiht ihnen diesen Schmelz und Zauber, diese Anmuth und Lieblichkeit einer Seits und

diese Kraft und Stärke, Eindringlichkeit und Gewalt anderer Seits. Diese Subjektivität in den Predigten läßt die großen objektiven Heilsthatsachen in ihrem An=und=für=sich=sein nicht zu Recht kommen. Die äußere Geschichte hat nur Werth als Spiegelbild der inneren Geschichte, so spiegelt sich in der majestätsvollen Stillung des Sturms auf dem galiläischen Meere, wie der Herr unsere Seele stillt; so handelt die Himmelfahrtspredigt hauptsächlich von der erforderlichen Herzensstimmung und ihrem Grunde im Herzen. Nie werden jene großen Heilsthaten in dem Lichte der Heilsökonomie Gottes im Großen und Ganzen betrachtet, immer werden sie aufgefangen in dem Spiegel des menschlichen Herzens. Ein Herzenskündiger ist Albertini in hohem Grade: seine Predigten sind durch und durch psychologisch: er ist in der Seele des Menschen in ganz seltener Weise zu Hause. Hier kam ihm die Entwicklung seines inneren Lebens, sein früheres Fernesein von dem Herrn, seine langen, quälenden Zweifel an der Wahrheit des Evangeliums, sein heißes Ringen nach dem wahren Licht und Leben und sein Ruhen in der Liebe seines Heilandes, sein Schmecken des Friedens Gottes, welcher höher als alle Vernunft ist, außerordentlich zu Statten. Er ist in der Hölle gewesen und in den Himmel erhoben worden: er hat alle Herzenszustände durchgemacht, er kennt aus eigenster Erfahrung alle Seelenstimmungen. Daher sind seine Stimmungsbilder, seine Seelengemälde so naturtreu und ergreifend, so wahr und klar, so frisch und lebendig. Man lese die fesselnde Predigt über Jakobs Kampf (Predigten S. 300 ff.), in welcher er das Ringen der Seele mit dem unbekannten Gotte darstellt, oder die Predigt (ebenda 1 ff.), in welcher umgekehrt nun vor Augen geführt wird, wie der Herr seine ersten Jünger geworben hat und wie er jetzt noch denen entgegenkommt, die er sich zu eigen machen will: welche Tiefe der Empfindung, welche Klarheit der Darstellung, welche Gewalt der Rede! Ausgezeichnet entwickelt er uns die Motive, welche Maria bestimmten, den Herrn zu salben (Predigten S. 66 ff.). Meisterhaft bespricht er (ebenda S. 75 ff.) die gemeinschaftliche Grundursache der Verleugnung des Petrus und des Verrathes des Judas, die Ursache der Verschiedenheit des Ausgangs und die Folgen der Versündigung. Die Ruhe, den Frieden, die Seligkeit, welche die Seele bei und in dem Herrn findet und schmeckt, wird fast in jeder Predigt in der anziehendsten Weise geschildert. Albertini kennt aber auch die Ver=

suchungen, welche dem Menschen drohen, der Gnade gefunden hat. Getreulich macht er auf sie aufmerksam, lebendig und wahr zeichnet er sie. Er ist in diesen Schilderungen von Seelenzuständen unübertroffen, ja, wie ich glaube, unübertrefflich. Zwei Proben mitzutheilen, kann ich mir nicht versagen: „Kaum hat je ein Mensch auf Erden gelebt, König oder Bettler, reich oder arm, roh oder gebildet,“ heißt es Predigten S. 203 f., „den nicht diese Frage beschäftigt, dem nicht dieses wichtigste aller Anliegen dunkler oder heller vorgeschwebt hätte. Aber so viel der Frager, so verschieden die Antworten. Und das konnte ja wohl nicht anders kommen unter den Unzähligen, die an das Buch nicht glauben. Denn diese konnten ja den Grund nicht finden, der jeden Anker menschlicher Hoffnung ewig hält: gleich ankerlosen Schiffen auf dem tobenden, stürmischen Meer der Gedanken wurden sie von Meinung zu Meinung, von Furcht zu Hoffnung, von Hoffnung wieder zu Furcht umhergeworfen, oft bis sie zu Trümmern gingen; ihrer eignen Einsicht überlassen, wie dürfen sie hoffen, durch den dicht gewebten Vorhang zu blicken, der Zeit und Ewigkeit scheidet? Sie thun, was sie können, sie strengen ihre äußersten Kräfte an, sie vertiefen sich in die Irrgänge der Grübelei; sie kommen, Jeder mit einer andern, Alle mit einer nichtigen Ausbeute zurück. Vernichtung, völlige Zerstörung unsres Wesens nach dem Tode ist das trostlose Resultat des Einen. So lange ich bin, ist der Tod nicht — wenn der Tod sein wird, werde ich nicht mehr sein: das ist sein leidiges Loosungswort. Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt! (1. Cor. 15, 32) — wird von da an seine Lebensmaxime. Blind stürzt er sich in eitle, vergängliche Freuden; durch Vollgenuß irdischer Liebe hofft er sich über die Schrecken der Zukunft zu betäuben; aber umsonst! Schauder des ewigen Todes durchfahren ihn mitten im Taumel des Genusses, verbittern ihm jedes Vergnügen, rauben ihm jede Ruhe des Lebens. Stattliche Gründe für die Fortdauer, für die Unsterblichkeit seiner Seele glaubt der Andere aufgefunden zu haben, womit er sich eine Zeitlang in Ruhe wiegt. Aber bald drängen sich Zweifel herbei; Gegengründe, die er nicht so ohne Umstände von der Hand weisen kann, rauben jenen Gründen den größten Theil ihres Gewichts. Neue Ungewißheit umgibt ihn; immer ringt er mit voller Kraft, doch fruchtlos; immer jagt er dem Orte, wo der Fuß seiner Hoffnung fest ruhen könnte, rastlos nach und immer verfehlt er

ihn wieder. Ein Dritter wendet sich wohl zur Schrift; er schenkt ihr, weil er von Jugend auf dazu angewiesen ist, einen todten Gewohnheitsglauben; aber so wie er glaubt, glauben die Teufel auch und zittern, — und auch er zittert! denn für sich findet er Nichts als Worte des Schreckens, als Drohungen ewiger Strafe. Er ist der Sünde Knecht; der Sünde Sold, den andern Tod, wie ihn die Schrift so bedeutungsvoll nennt, hat er zu erwarten im feurigen Pfuhl. Sie Alle sind also, wie ohne Gott, so ohne Trost und ohne Hoffnung. Erbärmlich, schaal, leer an wahren Freuden ist ihnen die Gegenwart; furchtbar ungewiß oder schrecklich gewiß die Zukunft." „Wie gewisse zarte Blumen unter dem leisesten Anhauch welken," lesen wir Predigten S. 54 ff., „eben so vergehen diese Blüthen aus einer andern Welt (die himmlischen Entzückungen) über dem Bestreben, sie durch menschlichen Ausdruck in diese Welt einzuführen. Ob man aber in oder außer dem Leibe ist, was kümmert eben das? Es schließen sich die Sinnen der Jünger und Jüngerinnen, als ob sie dort schon wären, wo Seelen hingehören. Offen sehen sie das Thor des ewigen Paradieses und der Glanz, der da herausbricht, überstrahlt weit alle Leiden und Freuden der Erde. So entzückt sind begnadigte Sünder bei ihrem Heiland. Getrost sage ich's, mit inniger Herzensüberzeugung, die sich auf die seligsten Erfahrungen gründet: mein Herz freut sich, mein Geist erweitert sich darüber, daß ich unter euch, geliebte Zuhörer! nicht Wenige weiß, die in diesem Augenblick zu dem, was ich sage, ihr volles herzgerührtes, namenlos seliges Ja und Amen hinzusprechen. Aber nicht weniger wahr ist es — diese hohen Offenbarungen finden sich von gar Vielem durchbrochen, das uns an unsern Ursprung erinnert, worüber Schaam und Schmerz in die Freude sich mischt und ein Jesu miserere nach dem andern zwischen das Hallelujah hineintönt. Auf jene heftigen äußern oder innern Anfechtungen, die, ihre ganze Kraft zu einem Angriff sammelnd, auf uns losstürmen und nur allzu oft Fall und Aergerniß anrichten, auf die großen Unglücksfälle für Leib und Seele weist uns unser heutiger Text (2. Kor. 12, 1 — 9) nicht ein Mal hin: er handelt nur von den Arten von Druck und Elend, die sich langsam einstellen und lange anhalten, oder nach Zwischenzeiten des Nachlasses immer wiederkehren, an sich und für ein Mal vielleicht wohl zu ertragen, aber für die Dauer immer lästiger und zuletzt fast un-

ausstehlich werdend. Wer ist unter uns, der von solchen Erfahrungen gar nichts zu sagen wüßte? Dahin gehören die Schmerzen eines siechen Körpers — nicht einzelne gefährliche Krankheitsausbrüche; nein, langsam nagende, zuweilen unterbrochene, dann heftiger wiederkommende Peingefühle, die, das Innere verstimmend, Mißklänge auf Mißklänge erzeugen, den Geist niederdrücken und seine Fesseln schmerzlicher fühlen lassen, und den Blick zum Himmel verdüstern. Dahin gehören Kämpfe mit sündlichen Neigungen, die bei der Neugeburt wohl vom Boden des Herzens weggerissen, aber nicht mit der Wurzel ausgerottet sind — fremdes Feuer, das immer wieder aufflammen will — eignes Leben, mit dem Leben aus Gott streitend, immer zurückgeschlagen, nie ganz unter die Füße getreten. Und wie manche peinliche äußere Verhältnisse sind nicht dahin zu rechnen! Friedensstörer in einer Familie, die ihr so manche heitere Stunde trüben, und an welche sie doch fest gebunden ist — offene, oder, was weit schlimmer ist, heimliche Feinde, die uns auf der Ferse folgen, ohne daß das oft wiederholte: Weiche von mir, du Satan! seinen Zweck erreicht — erzwungenes Leben unter Menschen, die, uns in Natur und Art zuwider, kaum zu tragen sind, und doch nicht gemieden werden können. In allen diesen Fällen zeigen sich wohl von Zeit zu Zeit Aussichten zur Abhülfe, nähern sich, erregen Hoffnungen, und verschwinden — und immer bleibt der Pfahl im Fleisch und der Satansengel läßt seine Faustschläge bald mehr, bald weniger empfindlich fühlen. Da flehet man drei Mal zum Herrn, und wohl mehr als drei Mal, daß er weichen möge! Aber: Laß dir an meiner Gnade genügen! lautet die Antwort. Aus eben dem Grunde, aus welchem jene Leiden über uns verhängt worden sind, müssen sie oft lange Zeit, oft lebenslang, über uns schweben bleiben. Wie leicht kann sich der anmaßende Mensch der Seligkeit überheben, und seinen Nächsten, den er noch nicht so weit als sich selbst glaubt, verachten! Wie leicht kann aus dem bußfertigen Zöllner ein stolzer Pharisäer werden, der seinem Gott dankt, daß er nicht ist wie Dieser und Jener! Uns von diesen eignen Höhen niederzuhalten, uns zur Genügsamkeit an seiner Gnade zu gewöhnen, ist des treuen Heilands großer Zweck, den er durch Noth zu erzielen sucht, wo die Liebe nicht hinreicht."

Schließen wir unsre Ausführungen mit den schönen und wahren Worten, mit welchen Sack in der angezogenen Besprechung (l. c.

S. 386) seine Charakteristik der Predigten Albertinis eröffnet! „Im Allgemeinen bezeichnen wir die Weise dieser Predigten als Einfalt und Sicherheit biblischer Grundlage mit freier, geistreicher Beziehung auf das tiefere Geistesleben; innige Lebendigkeit der Herzenserfahrungen in der Gemeinschaft mit dem Heilande mit natürlicher und frischer Auffassung der allgemeinsten Lebensverhältnisse; große Wahrheit und Kraft der Ascetik neben einer poetisch sinnlichen Bildlichkeit im Ausdruck der Empfindung; Mannichfaltigkeit und Reiz in der Wiederholung ohne einen weiten Kreis praktischer Anwendung.“



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Der erste Band enthält die Zeit vor der Reformation. Von Origenes bis Tauler.

Der zweite Band enthält die Zeit von Luther bis Albertini.

Der dritte Band wird enthalten: die Zeit von Schleiermacher bis Tholuck und abschließen mit einer eingehenden Charakteristik der jetzt im evangelischen Deutschland blühenden Predigtweise.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



